Sagen und Erzählungen

aus Ungarn

von

Thereſe Pulszky.

Erſtes Bändchen.

Sagen.

Berlin.
Verlag von Franz Duncker.
(W. Beſſer's Verlagshandlung.)
1851.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bettinen.

Dir mächtige Königin im Feenlande, deren melodiſche Gefühle ſelbſt den greiſen Merlin verjüngten, als die Töne ſeiner Zauberharfe ſchon zu verklingen begannen, Dir ſeien dieſe Sagenblumen geweiht.

Sie ſind nicht gepflückt auf der heimathlichen Haide, ſie ſind der Erinnerung im Lande der Verbannung entkeimt, — ſpärliche Treibhauspflanzen, des Duftes entbehrend. Und doch erfreuten ſie mein Herz, als ich ſie zum Strauße band; als ich von der kalten Wirklichkeit der Tagesgeſchichte, — wo am Webſtuhl der Zeit gedankenloſe Taglöhner jenen herrlichen Peplos weben, der die Statue der Freiheit ſchmücken wird, — mich zurückwandte in

das Reich der Phantaſie, in die Waldeseinſamkeit der Sage. — Die Weiſen dieſer Erde, deren einziges Ziel das Geld iſt, haben es oft genug auf der Börſe und in den Kabinetten ausgeſprochen, daß alle jene Güter für die wir kämpfen und leiden, für die wir gern die ſchwerſten Opfer täglich tragen, daß die Volksfreiheit und das Recht der Unterdrückten nur eine Sage ſeien, und Gerechtigkeit und Pflichtgefühl nur der Schatten eines Traumes. Doch ſie vergeſſen, daß die Dichtung nur die Hülle der Wahrheit iſt, und daß jeder Traum, der die Herzen von Millionen erfüllt, zur Wirklichkeit werden muß. Die Welt liegt freilich gefeſſelt zu ihren

Füßen, in Ketten von Gold und in Ketten von Eisen, doch der Geist läßt sich nicht knechten, und ist auch das Gold dehnbarer als das Eisen, so schmilzt es doch an der Flamme der Begeisterung, und die Zeit ist nahe, wo die schamerröthende Menschheit jene kostbaren Fesseln der Korruption verachtend abstreift, die jetzt den Aufschwung ihrer edelsten Gefühle lähmen, und sie wird dankbar den Namen jener nennen, die die spärliche Flamme genährt, als sie zu verlöschen drohte.

Diesem heiligen Berufe hast du stets gelebt, und du hast dabei den leichten Sinn des Kindes nicht verloren, das sich um die Zukunft nicht küm-

mert, und jeder Blume ſich erfreut, die es findet. —
Empfange freundlich dieſe Blätter von der Unbe-
kannten, die Deinem Gefühle nahe ſteht.

34 St. Petersburgh Place Bayswater
20. November 1850.

Thereſe Pulszky.

Inhalt.

	Seite
Einleitung (von Franz Pulszky.)	1
Der Karfunkel am grünen See	15
Das goldene Kreuz zu Körösfö	21
Die Wächter	29
Anahid	35
Die Liebe der Engel	43
Aschmedai	49
Die Nonne von Rauschenbach	56
Das Kloster von Monastir	64
Die Gründung von Zeben	75
Das Zipserhaus	95
Janosik	121
Pan Twardowski	137
Der arme Tartar	160

Leanyvar (die Mädchenburg) 163
Das Haar des Waisenmädchens 178
Die Felsen von Lipnik 201
Klingsor aus dem Ungarlande 231
Anhang. Jack der Pferdehändler (von Franz Pulszky) 251

Einleitung.

Die Poesie jedes Volkes spricht sich in den Sagen desselben aus, sie sind die Beweise seines Reichthums oder seines Mangels an Phantasie. Doch die Einbildungskraft ist nicht die einzige Quelle des Sagenstromes; wenn wir ihn aufwärts verfolgen, gelangen wir in dasselbe warme Dunkel, in dem die Gefühls- und die Gedankenwelt, der Verstand und die Phantasie, sich noch nicht von einander geschieden haben, und dem die ersten Anfänge der Poesie und der Wissenschaft, der Philosophie und des Mythos entkeimten. Wie das Kind es noch täglich thut, so frägt auch jedes Volk in seiner Kindheit, bei jeder auffallenden

Erſcheinung, nach dem Grunde derſelben, und wie das Kind ſich mit jeder Antwort begnügt, ohne über ihre Richtigkeit weiter nachzuforſchen, und wie es jene Urſachen der Erſcheinungen vorzieht, die ihm nicht einen abſtrakten Grundſatz für den Verſtand, ſondern ein Bild für die Phantaſie bieten, ſo begnügt ſich auch das Volk lieber mit einer Mythe, als daß es in die Geſetze der phyſiſchen Natur eindringen würde. Die Herrſchaft des analytiſchen Verſtandes entwickelt ſich erſt im reiferen Alter des Menſchen und der Völker, ihre Kindheit wird von der Phantaſie beherrſcht. Die Fragen, die in unſerer Zeit die Aſtronomie und die Geologie, die Phyſik und die Philoſophie löſen, ſie waren alle im Alterthume in der Mythologie zuſammengefaßt. Die Mythologie war für die Völker des Alterthums was der Koran iſt für den Muhamedaner, das Buch der Wiſſenſchaft und das Buch des Geſetzes, und dieſe Anſchauung hemmte

oft, selbst in späteren Epochen, die Forschungen der Wissenschaft. Herodot wagt es nicht, den ganzen Umfang seines Wissens mitzutheilen, er fürchtet das religiöse Gefühl seiner Landsleute zu verletzen; und Anaragoras, Diagoras, Socrates und andere Philosophen Griechenlands fühlten in verschiedener Weise die tyrannische Eifersucht des Volksglaubens. Die intuitiven Ahnungen der Poesie ersetzten damals noch die Forschungen der Wissenschaft. Doch die Nebel die die Morgensonne der Wissenschaft umdüsterten, zerstreuten sich nach und nach, der kritische Verstand trat an die Stelle der constructiven Phantasie, und allmählig erhellte sich der Gesichtskreis des Volkes; aber trotzdem hängt dieses noch immer an der Tradition, und knüpft die Spiele seiner Phantasie gern an eigenthümliche Erscheinungen der Natur, um sie zu erklären.

Das moralische Gefühl ist im Volke eben so lebendig, wie die Phantasie, und den Erklärungen

der Naturerscheinungen liegt daher gewöhnlich eine moralische Idee zu Grunde, die der Sage einen noch tieferen Reiz verleiht. So wie aber die Sage einerseits sich an die Naturwissenschaften knüpft, so ist sie andererseits mit der Geschichte verbunden. Wenn das Volk eine ausgedehnte Schloßruine in der Waldeinsamkeit sieht, da frägt es selten um die genaue Geschichte desselben; für den Jäger und Schäfer ist sie das Werk der Riesen, der Feen, oder des Teufels, und der Name des Ortes ist hinreichend, um eine Sage hervorzurufen.

In den Blättern, denen diese Worte zur Einleitung dienen, haben wir versucht, ungarische Sagen verschiedener Art zusammenzustellen, sie gehören den verschiedenen Völkerschaften an, die Ungarn bewohnen. Die Mehrzahl dieser Erzählungen ist mit Naturerscheinungen verbunden und geben Aufschluß über den Ursprung des zarten Federgrases, der erratischen Blöcke, der heißen Quellen, besonders

aber der eigenthümlichen Bildungen der Kalkformation. Die Strafe für die Entheiligung des Sonntags ist das Thema von mehr als einer ungarischen Sage, der Sünder wird gewöhnlich in Stein verwandelt. Isolirte Kalkfelsen und die Tropfsteingebilde in den Höhlen, die von weitem der Menschengestalt ähneln, werden durch solche Erzählungen erläutert; doch auch der grausame Grundherr, der seine Unterthanen drückt, der reiche Mann, der das Brot vergeudet und den Hunden vorwirft, während Lazarus vor seiner Schwelle hungert, und die böse Stiefmutter, die ihre Stiefkinder zur Sünde zwingt, werden ebenfalls zu Felsenblöcken.

Die Brüder Grimm haben zuerst darauf aufmerksam gemacht, wie in vielen Volkssagen und Sprichwörtern die Bruchstücke der alten Mythologie zu erkennen sind. Als das Heidenthum gebrochen war, flüchtete es sich in das Reich der Märchen

und Sagen; war ja doch die Fabel der alten Mythologie nichts anders, als das glänzende Gewebe der Phantasie, das einige Grundthesen der moralischen und physischen Weltordnung umhüllte. Freilich nahm das Volk die goldene Hülle für den Kern, und nur tiefere Denker fanden die Wahrheit, den Erfahrungssatz, oder die philosophische Auffassung, die der symbolischen Mythe zu Grunde lag.

Die Forschungen der Gebrüder Grimm haben hingereicht, um nachzuweisen, daß soweit die deutsche Zunge reicht, die nordische Mythologie, der Dienst Wodan's, Thor's, Freya's, Suttur's ꝛc. herrschte, und ihre Erinnerung sich nicht nur in den Namen der Wochentage, sondern auch in manchen Gebräuchen, Localsagen und Sprichwörtern erhalten habe. Eigenthümlich und neu ist es aber Analogien der germanischen Mythen in den Sagen einer slawischen Population zu finden, die doch bekanntlich eine durchaus verschiedene Mythologie hatte, die mit der

nordischen nur in einem Grundcharakter Aehnlichkeit hat, daß nämlich alle Vorstellungen der Götter, und Erzählungen ihrer Thaten vollkommen unplastisch sind, und daher trotzdem, daß eine tiefe philosophische Natur- und Weltansicht sich in ihnen ausspricht, dennoch nie so populär werden können, wie die Mythologie Südeuropas im Alterthume, oder die Sagen des Orients. Die Formlosigkeit, die den indischen, slawischen und altgermanischen Mythen anhängt, widerstrebt unserm Gefühle.

Verschieden von den Sagen und Erzählungen, die an eine bestimmte Stelle, an eine Quelle, einem Felsblock, oder einen Stein geknüpft sind, daher stets localer Natur bleiben und sich nur auf einzelne Gegenden beschränken, finden wir andere über das ganze Land verbreitet, die durch ihre Popularität sich eine sprichwörtliche Geltung verschafft haben, wie z. B. die Anecdote vom armen Tartaren, oder die Legende vom Pan Twardowski.

Die jüdiſchen Erzählungen haben ein eigenthümliches Gepräge, ſie ſind dem Talmud entſproſſen, der Typus des Judenthums hängt unzerſtörbar an ihnen, wie an all den unwandelbaren Gebräuchen der Juden, ſie knüpfen ſich an das alte Teſtament.

Auch einige fremde Sagen, die nur wenig mit Ungarn verbunden ſind, wurden in die folgende Sammlung aufgenommen; ihr poetiſcher Gehalt möge für ſie ſprechen.

Die Reihe der Erzählungen, die hier den Leſern vorgeführt wird, iſt übrigens nicht abſichtslos zuſammengeſtellt worden. Allgemeine moraliſche Ideen, und ſociale Bilder des Mittelalters bilden ihren Gegenſtand. Der Erfahrungsſatz, daß der Menſch gewöhnlich in jenem Augenblick von der Erfüllung ſeiner Wünſche am weiteſten ſteht, wo er ſie glaubt ſchon ergreifen zu können, — liegt der deutſchen Zipſerſage vom Karfunkel zu Grunde, und iſt in der ſlawiſchen vom Goldkreuz in Körösſö noch weiter

ausgeführt. Die jüdischen Sagen von Schamhazai und Aschmodai, so wie die persische von Anahid sollen es zeigen, wie thöricht allzu großes Selbstvertrauen sei, und wie selbst die Besten und Weisesten zum Falle kommen, bloß dadurch, weil sie, statt die Versuchung zu meiden, ihr entgegengehen.

Statt der hellen Farben, die uns in diesen Erzählungen der Ostwelt entgegenschimmern, umfängt uns in der Sage von der Nonne von Rauschenbach ein düsteres katholisches Dunkel, sie endet mit einer Dissonanz. Trotz der Strafe, der die Nonne nicht entgehen kann, die ihr Gelübde bereut, und aus dem Klosterfrieden in das Weltgewühl sich zurücksehnt, ist doch die Volkssympathie ganz auf ihrer Seite; die Unnatur des Nonnengelübdes tritt hier offen vor die Augen. Doch in der Sage von der Gründung Monastir's erscheint das Kloster als Ort der Sühne, und die Geschichte Dangeth's, der durch die Quelle geheilt wird, die er entdei-

ligte, ist eine mittelalterliche Variation des altgriechischen Thema's von der Lanze des Achilles, welche allein die Wunden heilen konnte, die sie schlug. Die Gründung von Zeben führt noch in eine andere Phase des mittelalterlichen Lebens. Wir sehen den Kampf der stolzen Allodbesitzer in den Zeiten Bela's III., die ihr Gut nicht vom König zu Lehen nehmen wollen, und des Feudaladels, der an den Hof gekettet ist. Die spätere Sage des Zipserhauses zeigt den Gegensatz vom Bürgerthum und dem Adel. Aehnlicher Art ist der slowakische Janosik, diese Bauernsage, in der der gemeine Räuber als ein Rächer des Unrechts auftritt, und von den grausamen Herrn nur durch List überwältiget werden kann. Der arme Tartar und Pan Twardowski sind Satyren gegen die Herrschaft der Frauen, wie sie im Mittelalter häufig vorkommen. Die poetische Wendung, die der polnische Zweig der Twardowskisage nimmt, führt uns aber natürlich in das Reich der

Feen ein, an dem sich die Phantasie des Volkes stets von neuem ergötzt. Die Felsen von Lipnik, sowie die Mädchenburg und das Märchen vom Haare des Waisenmädchens gehören in diese Klasse, und vertreten die Feen-Mythologie von Ungarn. Wenn aber zuletzt in Jack dem Pferdehändler und Klingsor aus dem Ungarlande modernere Klänge durch das Volksmärchen durchtönen, so möge der Leser es dadurch entschuldigen, daß die Gegenwart ihre Rechte auch fordert.

Wer übrigens die Sagen des Volkes aus dessen Munde gehört hat, wer mit dem Schäfer, auf dem Rasen hingestreckt, am Hirtenfeuer; oder dem Jäger bei der vollen Feldflasche im Waldesdunkel die Erzählungen selbst ablauschte; oder das Geschwätz des Bauermädchens am Spinnrocken, den langen Winterabend hindurch, gehört, erst der kennt ganz den Reiz, der diesen Sagen inwohnt, und den keine Feder wiedergeben kann. Ebenso wie der Schmetter-

ling, der die Blume rasch umflattert, und dann die Flügel im Sitzen langsam auf und zuschlägt, nicht mehr derselbe ist, wenn er auf die Nadel gespießt, und ausgestreckt unter dem Glase in der Sammlung aufbewahrt ist; ebenso wie die Blume zwischen dem Löschpapier des Herbariums Duft und Farbenglanz verliert; so ist auch die Volkssage, fern von der Gegend, der sie angehört, farblos und matt geworden. Wir haben uns zwar bemüht, die Naivität und Frische der Volkserzählung nicht zu verwischen, wie weit dies gelungen sei, möge der Leser entscheiden.

Franz Pulszky.

Sagen aus Ungarn.

Der Karfunkel am grünen See.

In den Karpathenthälern finden wir häufig Seen von unergründlicher Tiefe. Keine Quelle rieselt ihnen zu, kein Bächlein fließt von ihnen ab; der See ist lautlos wie das Thal, das ihn umgiebt, und wenn die Wasser im Sonnenstrahle nicht verdunsteten, würden sie bald die enge Wiesenfläche überfluthen, die an der einen Seite das Ufer bildet, oder sich einen Weg durch die Felsenmauer suchen, gegen die die Wellen des Sees von Zeit zu Zeit mit monotoner Gleichförmigkeit anschlagen. Die Bewohner der Umgegend glauben, daß diese Seen mit dem baltischen Meere in Verbindung stehen, das ihre Bewegungen regelt, und nennen sie deshalb „Meeresaugen." —

Trüben sich nun die Seen im Gebirge und kräuseln sich die grünen Wellen, ohne daß der Wind durch die Thäler braust, so sagt das Volk, „auf dem Meere ist heute sicher wieder ein großer Sturm, und vom Vater auf den Sohn geht die Sage über, daß diese Wasser von Zeit zu Zeit Schiffstrümmer und Waaren ausgeworfen haben, die tausend Meilen weit von dort vom Meere verschlungen worden waren. Die rauhen Felsenflächen rings um die Seen, die klare dunkelgrüne Farbe des Wassers, die unergründliche Tiefe desselben, und die Schwierigkeit in diese Felsenthäler zu gelangen, alles dies giebt diesen Seen einen mythischen Reiz, und manche liebliche Sage knüpft sich an sie. Die reizendste derselben ist wohl folgende:

Am „grünen See“ gegen die Lomniczer Spitze zu, hört selbst die dunkle Vegetation des Nadelholzes auf, spärliches Krummholz und fahle Moose geben uns nur eine ärmliche Idee von der üppigen Mannigfaltigkeit des Pflanzenreiches, nur selten erfreut eine jungfräuliche Alpenrose das Auge. Man hört hier kein Summen der Käfer und Bienen, nur selten

verirrt sich ein Schmetterling hierher wo nur die Gemse von Felsecke zu Felsecke springt. Doch so öde auch diese Regionen waren, so waren sie doch durch ein Purpurlicht verklärt, das den Rand der Gewitterwolke oder die rauhe Spitze des Felsens färbte, und milden Glanz über die Bergeslehne verbreitete, wenn die Sonne verschwand. Ein sanftes Roth malte sich dann am Himmel, und bildete einen zarten Gegensatz gegen das tiefe Grün des Meeresauges.

Der Bauer in den Karpathen kannte die Ursache dieser himmlischen Erscheinung sehr wohl, er wußte es, daß eine Felsenkuppe hoch bis an die Gränze des ewigen Schnees in die Lüfte rage, an deren Spitze ein Karfunkel leuchtete. Des Tages über saugte der Edelstein den Glanz der Sonnenstrahlen ein, und strahlte sie des Nachts über die ganze Gegend aus. So schön war dieser Edelstein, daß sein Ruf sich über die Welt verbreitete. Viele Könige hatten gehört von ihm, und boten die Hälfte ihres Königreichs dem, der den berühmten Stein zu den Füßen des Thrones niederlegte. Der hohe Preis reizte

manchen kühnen Mann, doch vergebens. Wie ein geschliffener Marmor bot der Fels keinen Anhaltspunkt für den kletternden Fuß. Niemand konnte sich dem Juwel nahen, das auf der Felsenkuppe lag, wohin der Flug des Adlers und des Pfeils nicht trägt; sein Purpurglanz erhellte fort und fort die einsamen Nächte des Felsenthals, nicht die Prunkgemächer der Könige, — jeder Versuch mißglückte ihn zu erreichen.

Ein Jäger hatte Jahre lang versucht die jungfräuliche Spitze zu ersteigen, seine Gelenkigkeit wetteiferte mit jener der Gemse, für ihn gab es keine Gefahr, und doch blieb er immer fern von seinem Ziel. Zuletzt beschloß er mit seiner Büchse den Edelstein zu gewinnen, den er nicht unmittelbar ergreifen konnte. Er wollte es wagen, die Gefahr hin ihn zu zertrümmern, er wußte es ja, daß selbst jeder Splitter von unschätzbarem Werthe sei. Doch auch diese Bemühungen blieben erfolglos wie alle frühern; die Kugeln prallten ab vom Felsen, ohne seine Spitze zu erreichen, und fielen abgeplattet zu Boden. Doch das Herz des Jägers hing an dem

Beſitz des Schatzes, er wollte ſein Vorhaben nicht aufgeben, und verkaufte ſeine Seele an den Teufel, für einen „Freiſchuß“*).

In der Abenddämmerung eilte er zum Meeres-

*) Der Aberglaube vom „Freiſchuß“ iſt bei den Jägern in Ungarn wohlbekannt; wie in der deutſchen Sage und der Oper C. M. Webers gewährt der Teufel dem Jäger ſechs Kugeln, die nicht fehlen können, die ſiebente führt er, wohin es ihm beliebt.

Ich erinnere mich, daß man es mir im Saroſer Comitate erzählte, wie ein Förſter der Familie Ketzer um Mitternacht im Wald von Ofalva den Teufel beſchworen hatte, ihm einen Freiſchuß zu gewähren. Erſchreckt durch die Erſcheinung gräßlicher Geſichter taumelte er über die Linie des Zauberkreiſes, den er mit dem Ladeſtock zu ſeinem Schutz gezogen hatte, in dieſem Momente verſchwanden alle Erſcheinungen, doch alle Haare wurden dem Jäger vom Haupte geriſſen, er kam als Kahlkopf nach Hauſe. Zwei ganze Tage lang ſah er ſprachlos in den Rauchfang hinauf, hoffend, daß er irgendwo ſeine verlorenen Locken entdecke, denn er wußte, daß wenn der Teufel ihn auch nur bei einem Haare feſthielt, er verloren ſei für immer. Am dritten Tage beſchloß er in ſeiner Verzweiflung ſich eine Kugel vor den Kopf zu ſchießen, als er aber ſein Gewehr laden wollte, fand er zu ſeiner größten Beruhigung all ſein Haar feſt in den Lauf gerammt.

auge, sein Blick war geblendet von dem goldenen Zwielicht rings umher. Er zitterte als er den Hahn spannte, doch er mußte sein Ziel erreichen, er drückte los.

Die Kugel traf den Felsen genau an der Stelle wo der Edelstein saß, doch die Gewalt des Schusses war zu groß. Sie trennte wohl den Karfunkel vom Granit, aber sie riß ihn auch fort, und statt auf den schmalen Felsenrand zu fallen, der sich zwischen der Kuppe und dem See hinzieht, stürzte der Edelstein in die Wellen, und sank leuchtend in die unergründliche Tiefe.

Die Finsterniß schloß sich über ihm, und im Meeresauge spiegelt sich seitdem nur der steile Fels, den kein Karfunkellicht mehr erleuchtet. Die Einsamkeit des fernen Thals wird nicht mehr durch die Habsucht der Menschen gestört, sein Schatz ist verschwunden.

Das goldene Kreuz zu Körösfö.

Körösfö war das reichste Dorf im Saroser Comitate geworden. Die Gold- und Silber-Gruben in der Nachbarschaft gaben einen solchen Ertrag, daß jeder Bewohner einen polirten Wandkasten im Zimmer stehen hatte. Acht Ochsen und vier Pferde standen in jedem Stall; an dem blauen Tuchrocke des Bauers waren die Knöpfe von Silber, goldene Sporen klirrten an seinen Füßen; die Battisthemdärmel der Burschen waren mit Seidenspitzen garnirt; die Frauen trugen goldene Hauben, und die Mädchen goldene Diademe (parta) im Haare. Silberne Löffel und Schüsseln waren im Küchenschrank aufgestellt, und sie tranken den köstlichen Tokayer aus goldenen Bechern.

Der Segen Gottes hatte sich reichlich an diesen Bauern offenbart; doch sie verdienten es auch; sie verwandten die im Schweiße ihres Angesichts gewonnenen Schätze zum Besten ihrer Mitbrüder, kein Bettler war weit und breit zu sehen; wer arbeiten konnte, fand Arbeit im Dorfe, und wer unfähig war zur Arbeit, der wurde im Hospital versorgt. Um aber ein würdiges Denkmal ihres Gottvertrauens zu setzen, bauten sie eine große Kirche, und ließen auf die Spitze des Kirchthurmes eine Kugel von geschlagenem Golde setzen, so groß, daß kaum zwei Metzen Korn sie füllen; und auf die Kugel stellten sie ein massives goldenes Kreuz, genau eine Klafter hoch.

Doch für eines hatten sie vergessen zu sorgen, für die Erziehung ihrer Kinder. Sie hielten ihnen zwar die kostbarsten Hofmeister und Tanzlehrer; sie lernten Musik und Aesthetik; die Knaben und Mädchen kannten jede Pflanze von der Ceder bis zum Moos; aber keiner der Lehrer lehrte sie arbeiten. Das Geschlecht, das noch selbst in den Gruben sich abgemüht hatte, starb nach und nach aus, und ihre

Nachkommen hatten nur gelernt zu genießen, nicht zu verdienen. Sie wurden üppig und selbstsüchtig. Gesang und Musik erscholl von früh bis zum Abend, Gastmäler und Bälle und Unterhaltungen wechselten stets ab. Die Bettler mehrten sich, und suchten die Brodkrumen zu erhaschen, die von der Reichen Tische fielen; doch es war nicht das zarte Mitgefühl für die Leiden des unglücklichen Nächsten, das ihnen ein Almosen gab, sondern das egoistische Motiv, sich des unbequemen Bettlers zu entledigen. Die Zahl der Ansprüche vermehrte sich täglich, und mancher Schmerz verwundeter Herzen blieb dennoch ungeheilt, während Schmarotzer sich an die gastfreien Tafeln der reichen Bauern drängten, die nicht mehr zufrieden mit dem Speck und Rindfleisch, dem Kälbernen und dem Geflügel ihrer Höfe, und mit dem Weizenbrod und Wein ihrer Gründe, Leckereien aus der Stadt holen ließen. Jede Familie wollte die andere überbieten, jede fand Schmeichler und Zuträger, die Haß und Streit säeten. Da aber Niemand in Kőrösfő die Woche hindurch arbeitete, kannte Niemand den Frieden der Sonntagsruhe. Die Kirche

blieb bald leer, Niemand lauschte den Warnungen des alten Geistlichen, und als dieser gestorben war, beschlossen die Bauern von Körösfö keinen neuen mehr zu wählen, sondern die leere Kirche zu einem Tanzsaale zu verwenden, an dem es ihnen gebrach. Der Beschluß wurde ausgeführt, die Kirche sollte am nächsten Freitag durch einen glänzenden Ball zum Tanzsaale eingeweiht werden; keiner der Bauern dachte daran, daß es der Charfreitag sei, denn für sie gab es längst keine christlichen Feste mehr.

Als nun die sämmtlichen Bewohner des Dorfes, Männer und Weiber, Mädchen und Kinder, in ihrem besten Putze in der Kirche, dem neuen Tanzsaale, versammelt waren, wo statt der ernsten Orgeltöne lüsterne Zigeunermusik ertönte, und die Paare tanzend durch das Kirchenschiff wirbelten, hallendes Gelächter und Becherklang ertönte, und die Glocke zum reichbeladenen Tische rief; da unterbrach ein furchtbarer Donnerschlag plötzlich das Fest, die Lichter erlöschten, die Erde öffnete ihren Schoß, und verschlang das gottlose Dorf mit allen seinen Bewohnern. —

Jahrhunderte sind seit der Katastrophe verflossen, ein ärmliches Dorf steht jetzt an der Stelle, wo einst jene üppige Gemeinde in Saus und Braus gelebt hatte, aber am Charfreitag, während in der ganzen katholischen Christenheit jeder Glockenton verstummt, und nur die knarrende Holzklapper zum Gebete ruft, hört man noch immer tief unter der Erde das Läuten der Glocken, nur manchmal von Schreckenstönen unterbrochen, wie sie der Mensch ausstößt, wenn die höchste Angst oder der Schmerz ihn übermannt. Die Bewohner von Körösfö gehen regelmäßig an diesem Tage, nach dem Gottesdienste, auf die Haide hinaus, und merken sich die Stelle, wo sie das Läuten gehört haben, und graben dann am nächsten Werktage nach, um das goldene Kreuz zu finden, und die goldene Kugel auf der dieses ruht. Doch jedes Nachgraben war vergebens; — einmal glaubte schon Jedermann das Kreuz sei gefunden, aber der Wahn dauerte nicht lange.

Es war Mittag, der Schäfer saß am Feuer, das er auf der Gemeindeweide aus zusammengerafften Reisern sich gemacht hatte, er hatte die

Kartoffeln in die heiße Asche eingegraben, drehte ein Stück Speck auf einem spitzigen Stock am Feuer, und ließ das schmelzende Fett auf sein gesalzenes Brod hinabtröpfeln, die Schafe hatten sich auf der Weide niedergelegt, oder grasten blökend umher, als sein Hund plötzlich stönend herbeieilte, den Hinterfuß schmerzhaft in die Höhe ziehend. Der Schäfer sah der Hund habe sich die Pfote an etwas Spitzigem bedeutend verletzt, und als er sein spärliches Mahl geendet, und einen Schluck Wein aus der Holzflasche genommen hatte, stand er auf, und suchte, der Blutspur folgend, den Ort, wo sich sein treuer Begleiter geritzt hatte. Zu seinem größten Erstaunen sah er eine gelbe Spitze aus der moosigen Wiese hervorragen, es war kein Zweifel, er hatte das längst gesuchte goldene Kreuz gefunden. Sein erster Gedanke war, den Schatz für sich allein zu behalten; er wollte das Kreuz nach und nach von der Erde befreien und stückweise auseinander nehmen. Er setzte sich daher fleißig ans Werk; ohne andere Werkzeuge als seine Hände und ein Taschenmesser, hatte er doch bald einen Theil der Kreuzesspitze aus-

gegraben, und als der Abend nahte, hatte er mehr als zwei Spannen tief die Erde weggekratzt, und das Gold blinkte so hell, wie der Saum der Wolken am Himmel, hinter denen die Sonne unterging. Aber die Kräfte des Schäfers reichten nicht hin auch nur das geringste Stückchen von dem Kreuze abzubrechen, es war zu massiv. Er sah nun ein, daß er das Geheimniß nicht länger bewahren könne, er deckte daher das Gold mit dürrem Laub und Reisern zu, und eilte ins Dorf mit der Anzeige, er habe die Goldspitze des versunkenen Thurmes entdeckt. Trotzdem, daß es Nacht geworden war, stürzten die Bewoher hinaus auf die Hutweide mit Spaten und Hacken und mit Brecheisen; mit Fackeln und Laternen; sie hatten ja alle gesehen, daß der Hund hinke, wer sollte noch zweifeln daran, daß er sich an der goldenen Spitze geritzt habe. Aber als sie hinausgekommen waren ins Freie, da konnte der Hirte den Fleck nicht wiederfinden, wo er das Kreuz gesehen hatte. Man erblickte nirgends den Haufen von dürrem Laub, ein Windstoß hatte ihn verweht. Am nächsten Tage wurde das Suchen

erneuert, der Rasen der ganzen Hutweide umgestürzt, aber niemehr konnte man eine Spur der Thurmspitze wiederfinden, — der Hirt hatte sie einmal gesehen und nie wieder.

Die Wächter.

Jehova erschuf den Menschen und bildete seinen Körper riesenhaft in Länge und Breite, er webte ihm ein Kleid aus dem Lichte des Himmels, daß es leuchtete vom Aufgang bis zum Niedergang, und er machte ihn zum Herrn der Schöpfung. Und als die Geschöpfe den Menschen erblickten, erschraken sie vor ihm, denn sie glaubten, er sei der Schöpfer, und nahten sich ihm, um ihn anzubeten, weil er aufrecht auf seinen Füßen stand, und zum Bilde Gottes geschaffen war. Doch er sprach zu ihnen: Ihr wollt mich anbeten? nicht so, — ziehen wir an Stärke und Herrlichkeit, und wählen wir ihn zum König, der uns erschaffen hat, denn das Volk thut wohl, wenn es einem Könige dient; doch dieser kann

sich nicht selbst zum König aufwerfen, wenn ihn das Volk nicht dazu wählt. Und Adam ging und diente dem Herrn als seinen König, und alle Geschöpfe folgten ihm. — Und Jehova erfreute sich des Gehorsams der Menschen, und befahl den Engeln, daß sie hinabstiegen von ihren Sternen, und den Menschen umgäben und ihm dieneten. Und die Engel verließen ihre Sterne, und stiegen hinab zur Erde und dienten dem Menschen und kehrten wieder zurück zum Himmel und priesen Gott, daß er den Menschen erschaffen hatte.

Doch der Mensch war frei geschaffen, und in seiner Brust wohnte neben dem guten Willen auch der böse, erst dünn wie ein Spinngewebe, doch der Mensch widerstand ihm nicht, und er wurde dick wie ein Schiffstau. Und der Mensch sündigte, und wurde verjagt aus dem Paradiese, und verlor die Länge und Breite seines Leibes, und sein Strahlenkleid fiel ab von seinem Körper, und das Fell des Wildes wurde nun die Hülle des Nackten, und er verlor seine Herrschaft über die Schöpfung.

Und als die Engel sahen, daß er, der früher

ſo Gewaltige, nun im Schweiße ſeines Angeſichtes ſein Brod ißt, und mit Mühe ſein Feld beſtellt, das nur Diſteln und Dornen trägt, da nahten Schamhazai und Azael, die Erſten der Wächter, dem Throne des Herrn, und fragten: Warum haſt du ihn geſchaffen, der dich erzürnt hat? — warum machteſt du zum Herrn ihn, der die Herrſchaft nicht zu erhalten verſtand? — warum geboteſt du uns hinabzuſteigen zu ihm, und ihm zu dienen, ihm, der elender iſt wie der Wurm, der auf der Erde kreucht. Und der Herr antwortete und ſprach: Steigt hinab zur Erde, und ihr werdet ſündigen wie er.

Und die Wächter ſtiegen hinab, der Zahl nach zweihundert, zur Zeit Jareds, auf den Berg Hermon, als die Menſchen beginneten ſich zu mehren auf Erden und es geſchah, daß ihre Töchter ſchön waren. Und als die Söhne des Himmels die Töchter der Menſchen erblickten, entbrannten ſie in Liebe zu ihnen, und ſpielten mit ihnen. Sie wußten aber, daß wenn ein Engel ſieben Tage auf der Erde verweilt, der irdiſchen Theile ſo viele ihm anhängen,

daß er nicht wieder zum Himmel sich hinaufschwingen kann, und daß sein Stern verbleicht und ein dichter Dunstkreis dessen Glanz verhüllt. Als nun der erste Abend ihnen auf Erden dämmerte, sahen sie aufwärts und sprachen: „noch glänzen unsere Sterne in silberner Klarheit, weilen wir noch einen Tag"; und sie blieben bei den Töchtern der Menschen. Und bis zum zweiten Abend bildeten die irdischen Theile, die ihnen angeflogen waren, einen durchsichtigen Körper für sie, und die Töchter der Menschen erfreuten sich, daß sie die Engel sehen konnten, die bisher körperlos sie umschwebt hatten. Und die Engel blickten wieder empor und sagten, unsere Sterne schauen noch mit goldenem Lichte herab auf uns, weilen wir noch einen Tag. Und sie blieben abermals, und ihre Körper wurden dichter und ähnlicher den Körpern der Menschen, und die Töchter der Menschen freuten sich, daß sie ihnen ähnlicher wurden. Und von Nacht zu Nacht wurde der Glanz der zweihundert Sterne röther und trüber und ein glanzloser Hof umgab sie, und von Tag zu Tag wurden die Engel körperlicher, und die Liebe

der Töchter der Menschen wurde glühender. Und als es zum siebentenmale Abend ward, da erinnerten sich die Wächter der Worte des Herrn, und sie wollten zurückfliegen zu ihren Sternen und wollten die Töchter der Menschen verlassen, die sich weinend an sie klammerten. Aber der Aufschwung der Engel war gebrochen, mit Bleiesschwere klebte ihr Körper am Boden, sie waren nicht im Stande zu ihren verdüsterten Sternen zurückzufliegen. Die Töchter der Menschen erfreuten sich, doch die Wächter erzürnten, sie erniedrigten sich nicht vor dem Herrn, als sie es sahen, daß sie die Erde nicht mehr verlassen konnten, und trotzend seinem heiligen Willen, fuhr die Wuth gegen die Menschen in sie, denn diesen schrieben sie ihr Schicksal zu. Und ihre Söhne wurden Gewaltige auf Erden und große Helden, und erklärten sich und der Menschheit den Krieg, und sammelten Heere, mit denen sie sich gegenseitig in blutigen Schlachten schlugen; und zu Tausenden verbluteten die Menschen für den Ruhm und die Herrschsucht der Gewaltigen, und so setzten und setzten sie fort das Werk der Zerstörung bis zum

Tage der Vergeltung, dem Tage des Gerichts, der die Zeiten ſchließen, und jedem Irdiſchen ein Ende machen wird. Die Wächter aber ließ Jehova durch Raphael binden, beides an den Händen und an den Füßen, und werfen in die ewige Finſterniß. Er eröffnete die Wüſte in Dadael, und verbannte ſie hinein, und am großen Gerichtstage wird er ſie richten, und hineinſtoßen in das ewige Feuer der Gehenna.

Anahid.

Die rabbinische Sage von Schamhazai und den Wächtern ist nicht blos bei den ungrischen Juden zu finden, — auf eine bekannte Stelle der Genesis gegründet (Kap. 6, 1—4) ist sie so weit verbreitet wie der Talmud, dem sie entnommen ist. Ja die poetische Schönheit derselben hat sie in noch bedeutend größerem Kreise populär gemacht. Wir finden in der persischen Sage von Anahid eine solche Verwandtschaft mit der jüdischen, daß wir den gemeinschaftlichen Ursprung beider nicht verkennen können, und ihr hier ebenfalls eine Stelle einräumen, wäre es auch nur um, durch die verschiedene Auffassung, die in derselben herrscht, den Unterschied zwischen

dem Wesen jüdischen und persischen Geistes nachzuweisen *).

Anahid, so heißt es, war die schönste der Jungfrauen von Iran, und ihre Schönheit war nur der Ausdruck ihrer Seelenreinheit. Harmonisch in ihren Gedanken und Gefühlen, harmonisch in Bewegungen und Gesichtszügen, fühlte sie sich unwillkürlich zu der Leier hingezogen, deren Saiten unter ihren Händen wie das Echo der Himmelsklänge ertönten; ihre Accorde sänftigten jene Leidenschaften, die die Schönheit der Jungfrau geweckt

*) Eine persische Sage kann um so mehr ungrischen Sagen beigegeben werden, als die Ungarn ein scythisches Volk, vor Alters an den Gränzen Persiens ihren Wohnsitz gehabt zu haben scheinen. Der Name Ahrimans, des bösen Prinzips bei den Persern, erhielt sich bis jetzt in seiner ursprünglichen Bedeutung in der ungrischen Sprache. Armany heißt noch immer Intrigue, Verrath. Auch der Name Ormuzd findet sich noch in Ungarn in Orts- und Familiennamen, doch ohne weitere Bedeutung. Die Wurzel ist im ungrischen Orom, die Bergspitze, was uns daran erinnert, daß Ormuzd auf Bergesspitzen verehrt wurde. Isten, der ungrische Ausdruck für Gott, ist augenscheinlich persisch, Yezdan, ein Synonim für Ormuzd.

hatte. Jedermann liebte und bewunderte sie. Sie war glücklich, daß sie Heiterkeit und Freude um sich verbreitete, und weil sie es fühlte, daß ihre Schönheit kein Verdienst sei, entzückte sie jeden, der ihr nahte. Ihr Lob verbreitete sich bald, nicht nur über ganz Iran, es drang bis in die seligen Räume des Paradieses. Wer sie auch nur einmal gesehen hatte, konnte sie nie mehr vergessen; selbst wenn er nach dem Tode im Garten Eden aller Mühen und aller Freuden des Erdenlebens vergaß, erinnerte er sich in den Armen der Huris, der reinen Jungfrau von Iran, deren Tugend jeder Verführung sieg-reich widerstand; ihr Lob ertönte selbst unter den Seligen. Da wurden die Huris unwillig, daß ein Mädchen, staubgeboren wie jeder Mensch, das Glück seliger Geister schon im irdischen Leben genießen solle!

Harut und Marut, die Genien der Winde und Wogen, erboten sich daher hinabzusteigen zur Erde, um Anahid in Versuchung zu führen; zu beweisen, daß sie nicht vollkommener sei als ihre Schwestern, und daß sie straucheln könne wie diese. Sie mel-

deten sich bei dem Engel, der mit dem flammenden Schwerte die Thore des Paradieses hütet, daß sie zur Erde gingen. Der Engel sprach mit wehmüthigem Lächeln: „Thut nach eurem Willen, der geheimnißvolle Name des Allmächtigen eröffnet euch stets die Thore des Paradieses zur Wiederkehr; doch wisset, daß wenn ihr ihn auch nur ein einziges Mal vor sterblichen Ohren aussprecht, ihr ihn für immer vergeßt, und mein Flammenschwert euch dann die Rückkunft wehrt.“ — Doch die Genien lachten voll Uebermuth und sagten „wer einmal das Glück des Paradieses gekostet hat, für den hat die Erde keinen solchen Reiz, daß er diesem zu Lieb sich die Rückkehr versperre.“ Der Engel eröffnete nun das Thor, und auf den lauen Flügeln des Abendwindes und des Frühlingsregens ließen sie sich hinab zur Erde. In der Gestalt fremder Kaufleute nahten sie der schönen Jungfrau, und erzählten ihr, von den Gränzen von Kataj und von den Inseln Wakwak habe der Ruf ihrer Schönheit sie nach Iran geführt, und sie boten ihr die Kostbarkeiten der fremden Länder zum Geschenke dar. Doch weder die Schmei-

chelworte noch die Geschenke der schönen Fremdlinge machten einen Eindruck auf Anahid; freundlich empfing sie sie als Gastfreunde, und bewirthete sie, wie das Gesetz es gebeut, daß der Fremdling empfangen und bewirthet werde. Doch um so gewaltiger wurden Harut und Marut von den Reizen des Mädchens ergriffen, wilde Leidenschaft wühlte in ihrem Innern, und sie fühlten, daß nur die Töne ihrer Leier es vermochten, den Sturm zu zähmen und die Wogen zu sänftigen. Sie boten alle ihre Liebenswürdigkeit auf, um das Herz der Jungfrau zu gewinnen, was sie als Spiel begonnen hatten, war zum Ernst geworden. Doch Anahid blieb freundlich und leidenschaftslos beiden gegenüber, sie theilte die Gefühle nicht, die sie erweckte. Da gesellten sich bei den Genien die Qualen der Eifersucht zu jenen unbefriedigter Liebe; sie wollten es nicht glauben, daß die Glut ihrer Leidenschaft auf die Länge nicht auch die Jungfrau erwärmen sollte; aber jeder fürchtete, sie würde sich seinem Gefährten zuwenden, nicht ihm. Sie verließen einander daher nicht für einen Augenblick mehr, sie

gingen mitsammen hin zu ihr, und fanden sie im Garten, wie sie eben ihrer Leier die süßesten Töne entlockte. Hingerissen von dem Zauber der Melodien, gestanden sie es nun unwillkürlich, sie seien nicht fremde Kaufleute, sondern Bewohner des Paradieses, die Genien der Winde und der Wogen, sie möge einen von ihnen zu ihrem Gemahle wählen, das wandelbare Glück ihrer Liebe sei ja höher, als die ewige Seligkeit des Himmels. Doch Anahid lächelte ungläubig, und sagte: Thoren, glaubt ihr denn, ihr könnet mich mit schönen Worten täuschen? Seid ihr wirklich die Genien Harut und Marut so kennt ihr ja auch den geheimnißvollen Namen, der die Pforten des Paradieses erschließt, und wenn einer von euch mich wirklich liebt, so wird er ihn mir nennen, als Beweis seiner wahren Liebe.

Kaum hatte sie die Worte gesprochen, als die Genien, jeder fürchtend, daß der andere ihn zuvorkomme, den geheimnißvollen Namen aussprachen. Anahid wiederholte ihn und wurde den Augen Haruts und Maruts entrückt. Mit der Leier in der Hand ward sie zum Himmel getragen, wo der

Allmächtige ihre reine Stirn mit dem Morgenstern schmückte, und ihr die Leitung der Sphärenmusik und des Gestirnetanzes übergab. Die Genien aber erstaunt über das Verschwinden der Jungfrau, wollten sich ihr nachschwingen; doch das Wort war vergessen, das ihnen bisher die Schwungkraft verliehen hatte, sie konnten sich nicht mehr von der Erde erheben. Da fielen ihnen die Worte des Engels mit dem Flammenschwerte ein, es war zu spät. Doch sie fühlten die Größe ihrer Sünde, und beugten sich vor dem Willen des Allmächtigen. Sie thaten Buße und flehten um Bestrafung. Da gab ihnen Gott die Wahl, ob sie ihre Schuld in der Zeit oder in der Ewigkeit abbüßen wollten; sie wählten die Zeit. Und es nahte sich ihnen Azrael, der Engel des Todes, und führte sie lautlos hin nach Babylon, und band sie mit Ketten, und hing sie dort auf, in zwei Brunnen, mit dem Kopf nach unten und den Füßen nach oben, und wälzte je einen Felsblock über die Oeffnung der Brunnen, und siegelte ihn mit dem Ring des weisen Suleiman's zu. Da hängen sie nun seit Jahrtausenden,

beide Harut und Marut in einsamer Finsterniß, und warten des Tages des Gerichtes, der sie erlösen soll. Die Winde aber und die Wogen, nicht mehr geregelt und gezügelt durch die Genien, stürmen seitdem gesetzlos durch die Welt.

Die Liebe der Engel.

Die Sage von der Liebe der Engel iſt nicht beſchränkt auf die alte Welt, wir finden eine ähnliche Erzählung bei den Tſchippewae's in Nordamerika. Doch die Legende der neuen Welt iſt nichts mehr, als ein anmuthiges Spiel der Phantaſie ohne eine moraliſche Grundidee, die z. B. der jüdiſchen und perſiſchen Sage einen tieferen Reiz verleiht.

Der aus der Friedensverſammlung in der Frankfurter Paulskirche bekannte indianiſche Häuptling der Tſchippewae Rothhäute Kahgega-Gabauh erzählt in der Sagengeſchichte ſeines Volkes folgende Legende*).

*) The traditionel History, Legends, Wars and progress of enlightened Education of the Ojibway nation of

„Es gab eine Zeit wo die Welt blos von Glücklichen bewohnt war, wo alle Völker nur eine Familie bildeten, und die rothe Fluth des Krieges sich noch nicht erhoben hatte. Die Wälder und Ebenen waren gefüllt mit Wild, niemand darbte und Krankheit war unbekannt. Die Thiere des Feldes waren zahm, sie kamen und gingen, wie der Mensch es befahl. Endloser Frühling herrschte, und verhinderte das kalte Gestöber des Winters, jeder Baum und jeder Busch trug Früchte. Blumen bekleideten die Erde, wie mit einem Teppich, die Luft war erfüllt von ihrem Duft; der Gesang der Vögel tönte dem Menschen überall entgegen, denn sie flogen und hüpften von Zweig zu Zweig, sie scheuten niemand, denn niemand war da, der ihnen Uebles wollte, ihr Gesang aber war melodischer, und ihr Gefieder glänzender als jetzt.

Zu dieser Zeit wo die Erde ein Paradies, und der Mensch würdig war sie zu bewohnen, waren

North America, by the Indian Chief Kah — Ge — Ga — Gah — Bowh, or George Copway. London 1850 Charles Gilpin 8.

die rothen Männer die einzigen Bewohner der Amerikanischen Wildniß. Sie zählten Millionen, und lebten wie die Natur es vorschreibt, und genossen im Frieden ihrer Segnungen. Bei Tag führte die Jagd sie auseinander, am Abend versammelten sie sich auf der grünen Ebene. Sie blickten oft mit Liebe zu den Sternen hinauf, denn sie glaubten diese seien die Wohnerte der Guten, die der große Geist zu sich genommen hat.

Eines Abends sahen sie, daß einer der Sterne heller erglänzte als alle übrigen, im fernen Süden über einem Bergesgipfel. Er schien sich nach und nach zu nähern, er schien nicht am Himmelsgewölbe zu hängen, und bald zeigte es sich, daß er gar nicht ferne sei, er war ganz nahe über dem Gipfeln der Bäume.

Eine Anzahl Krieger wurden abgesandt hinzugehn und nachzusehn was es denn eigentlich sei, was so glänzte wie ein Stern. Sie gingen, und erzählten als sie zurückkamen, es sehe sonderbar aus und gleiche einem Vogel. Die Alten wurden nun berufen zu erklären was diese eigenthümliche Er-

scheinung bedeute. Einige der Greise fürchteten es sei ein Vorzeichen eines ungeahnten Unglücks, andere nahmen es für einen Vorboten von Glück und viele glaubten es sei der Stern von dem ihre Voreltern erzählt hatten, der den Krieg bringe unter das friedliche Menschengeschlecht.

Ein Monat war vergangen und das Geheimniß war noch nicht gelöst. Da hatte ein junger Krieger einen Traum, er sah ein schönes Mädchen sich nahen, es sprach:

„Junger Held! das Land deiner Väter, mit seinen Blumen und Wäldern, mit seinen klaren Flüssen und weiten Seen, mit seinen Gebirgen und grünen Ebenen hat mich so entzückt, daß ich meine Schwestern in jener Welt verlassen habe, um unter deinem Volke zu leben. Junger Held, frage die Weisen und Großen unter euch, wo ich leben kann, so daß ich dies glückliche Volk stets sehen könne, frage sie, welche Gestalt ich annehmen soll, um von euch geliebt zu werden."

So sprach die leuchtende Fremde, der junge Mann erwachte, und als er aus seiner Hütte hin-

austrat, leuchtete der Stern noch heller über den Bäumen.

Mit Tagesanbruch wurde der Herold des Häuptlings rings im Lager herumgesandt, alle Krieger zum Rath zu berufen. Als sie beisammen waren, erzählte der junge Krieger seinen Traum, und sie überzeugten sich, daß der Stern im Süden in Liebe zu der Menschheit entbrannt sei, und unter dem Volke leben wolle.

Den nächsten Tag wurden fünf edle Helden von stattlichem Aussehen ausgesandt, um die Fremde auf Erden zu bewillkommen. Sie gingen und boten ihr die Friedenspfeife gefüllt mit wohlriechenden Kräutern, und waren erfreut, daß sie diese annahm. Als sie zurückkehrten, folgte ihnen der Stern mit ausgebreiteten Flügeln, und blieb über ihren Hütten stehen bis zum Anbruch des Tages.

Und abermals erschien das Sternenmädchen dem Krieger im Traume und wollte wissen welche Gestalt sie annehmen, und wo sie leben sollte. Verschiedene Orte wurden genannt, die Spitzen der Riesenbäume und die Blüthe der Blumen, zuletzt

beschlossen die Weisen ihr selbst die Wahl zu überlassen.

Da wohnte sie zuerst in der weißen Rose der Gebirge, doch sie war dort so versteckt, daß man sie nicht sehen konnte. Sie ging hinab auf den Wiesengrund der Ebene, doch sie fürchtete hier den Huf der Büffelheerden. Sie stieg dann auf die Felsklippe, doch da war sie zu hoch und konnte die spielenden Kinder nicht sehen, die sie so liebte. „Ich weiß nun wo ich leben soll, sagte der schöne Himmelsgast, dort wo ich den gleitenden Kahn des Volkes, das ich liebe, stets sehen kann, die Kinder werden meine Gespielen sein, und ich kann ihre Stirne küssen, wenn sie am Ufer des kühlen Sees schlafen, das Volk wird mich lieben, wo ich immer bin." Mit diesen Worten blieb sie stehen über der Wasserfläche, in der ihre Gestalt sich spiegelte, und am nächsten Morgen schwammen Tausende von weißen Blüthen auf dem Spiegel der Seen, und die Rothhäute gaben ihnen den Namen Wabigwonnie, die weiße Wasserlilie.

Aſchmodai.

Zehn Dinge erſchuf Gott, als die Welt fertig war, am Freitag in der Dämmerung nach der Lehre der Rabbiner, den Teufel, den Regenbogen, das Manna, die Geſetztafeln, den Stab Moſis, die Feuerſäule, die die Kinder Israel durch die Wüſte führte, und den Brunnen, der ihnen folgte, den Mund von Bileams Eſel, die erſte Zange (denn um eine Zange zu ſchmieden, brauchte man ſchon eine Zange, es war daher nothwendig, daß die Allmacht Gottes die erſte Zange erſchaffe) endlich den Wurm Schamir, mit dem Moſes den Namen des Herrn in die Edelſteine Urim und Thumim eingrub.

Als der weiſe Salomon den Tempel zu bauen begann, brauchte er den Wurm Schamir, um die

Edelsteine zu schneiden; doch nur der oberste der Teufel Aschmodai konnte den Wurm dem Könige schaffen, denn nur dieser wußte es, wo der Wurm zu finden sei. Wie sollte er aber Aschmodai in seine Gewalt bringen? Salomon rief die Teufel zu sich, und diese gestanden, daß Aschmodai auf einem Berge wohne, wo er eine Grube gegraben und mit Wasser gefüllt, und mit einem Steine zugedeckt, und den Stein versiegelt hat. Denn er geht alle Tage hinauf in den Himmel und lernt dort in den hohen Schulen des Himmels, und dann fährt er hinab zur Erde, und studirt in den irdischen Schulen. Wann er aber zurückkehrt, besieht er das Siegel, ob es unversehrt sei, dann öffnet er die Grube und trinkt daraus, und deckt sie wieder mit dem Stein, und siegelt diesen zu, und geht fort. König Salomon sandte daher Benajah den Sohn Jehojada's nach dem Berge, und gab ihm Fesseln mit, auf die der Name des Herrn gegraben war, und einen Siegelring ebenfalls mit dem Namen Jehova's, und einen Ballen von Schafwolle, und zwei Schläuche voll des besten Weins.

Benajah fand bald die Grube Aſchmodai's und bohrte unter derſelben ein Loch, durch welches alles Waſſer hinausfloß, darauf verſtopfte er das Loch mit der Wolle, und bohrte von oben ein Loch, und ließ von hier aus den Wein in die Grube hineinfließen, dann ſtopfte er auch dies Loch zu, ſtieg auf einen Baum und wartete.

Als nun Aſchmodai gekommen war, und das Siegel anſahe, und daſſelbe unverſehrt fand, hob er den Stein von der Grube. Das Getränk kam ihm wohl etwas verdächtig vor, aber er war durſtig und entſchloß ſich zu trinken, und er berauſchte ſich und ſchlief ein. Benajah aber ſtieg vom Baume, und feſſelte den Teufel, und ſiegelte das Schloß der Feſſeln mit dem Namen des Herrn. Als Aſchmodai nun erwachte, wollte er voll Wuth die Feſſeln brechen, aber Benajah der Sohn Jehojada's rief ihm zu: „der Name deines Herrn iſt an dir, der Name deines Herrn iſt an dir!“ Und Aſchmodai ſah, daß er nicht widerſtehen könne, und er ließ ſich an der Kette von Benajah führen; aber unterwegs ſtieß er in ſeiner Wuth alles um, was

am Wege ſtand; zuerſt einen Palmbaum, dann ein großes Herrenhaus, zuletzt die niedrige Hütte einer armen Wittwe. Als dieſe zu wanken begann, flehte die Wittwe um Gnade, und der Teufel fühlte Mitleiden mit ihr, und ſtützte die ſchon ſinkende Mauer mit ſeinem Fuße. die Hütte blieb nun ſtehen, aber das Bein Aſchmodai's brach und ſeitdem hinkt der Teufel, denn die Aerzte kurirten den Beinbruch ſchlecht *).

Als Aſchmodai zum Hofe Salomon's kam, mußte er zwei Tage lang im Vorhof warten, erſt am dritten wurde er vor *Salomon* geführt. Und er nahm eine Elle in die Hand, und maß vier Ellen am Boden, und ſagte zum König: Wenn du geſtorben biſt, iſt dies die ganze Länge deines Reiches, es dehnt ſich nicht weiter, dein Grab nimmt nicht mehr Raum ein! und jetzt, wo du doch die ganze Welt unterjocht haſt, begnügſt du dich nicht

*) Die Rabbinerſage läßt den Teufel beſtrafen, weil er einmal gegen ſeine Gewohnheit menſchlich fühlte, dies iſt vollkommen logiſch, ſelbſt der Teufel darf nicht inconſequent werden, und nie auf halben Wege ſtehen bleiben.

mit ihr, und willst deine Forderungen bis in die Geisterwelt ausdehnen. Du hast mich in deine Gewalt gebracht, was willst du nun von mir? Sprich. Salomon antwortete: „Ich verlange nichts von dir, als daß du mir den Wurm Schamir schaffest, dessen ich zum Bau des Tempels bedarf.“ „Er ist nicht in meiner Gewalt,“ erwiederte Aschmodai, „er ist bei dem Herrn des Meeres, und dieser giebt ihn niemanden, als dem Auerhahn, der sein Getreuer ist, und sich ihm durch einen Eidschwur verpflichtet hat.“

„Und was thut der Auerhahn mit dem Wurme Schamir?“

„Er trägt ihn in die Gebirge, wo weder Baum noch Gras wächst, und sprengt die Felsen und säet Samen hinein in die Spalten, damit Bäume und Gras hinaussprossen. Darum heißt der Auerhahn auch Naggar Tura, der Felsenbohrer.“

Benajah wurde nun abermals ausgesandt, und er fand nach der Angabe Aschmodai's das Nest des Auerhahns, und er deckte die Auerhühnlein, die im Neste lagen mit einem Glase zu. Und als der

Auerhahn zu ſeinen Küchlein flog, um ſie zu äzen, konnte er wegen des Glaſes nicht zu ihnen. Er flog daher weg, und brachte den Wurm Schamir mit, daß er das Glas zerſprenge. Benajah aber der Sohn Jehojada's ſchrie in dieſem Augenblicke laut auf; der Auerhahn erſchrak und ließ den Wurm fallen, Benajah raffte dieſen raſch auf und nahm ihn mit ſich. Der Auerhahn aber fiel in Verzweiflung und erhängte ſich, weil er ſeinen Eid gebrochen.

Salomon ſezte nun mit Hülfe Schamir's, Aſchmodai's und der Geiſter die ihm dienten, den Bau des Tempels fort, und alle Teufel fügten ſich ſeinen Geboten. Einmal aber betrog Aſchmodai den König dennoch. Salomon hatte ihn nämlich gefragt: Sage mir, worin ſeid denn ihr Teufel gewaltiger als wir Menſchen, wenn ihr uns doch dienen müßt?

Da ſagte der Teufel: Nimm die Ketten ab von meinen Füßen und von meinen Händen, und händige mir für einen Augenblick deinen Ring ein mit dem gewaltigen Namen, und du wirſt es ſehen.

Der König erhörte die Bitte; doch kaum hatte

er ihm die Fesseln abnehmen lassen, und ihm den Ring überreicht, als ihn Aschmodai durch die Lüfte führen ließ, vierhundert Meilen weit in die Wüste, und er nahm die Gestalt Salomon's an, und setzte sich auf den Thron, und regierte die Juden; und niemand bemerkte es, daß es nicht der wahre Salomon war. Doch der Bau des Tempels stockte seitdem, die Rabbiner erhielten keine Geschenke mehr vom König, und sie ahnten es, der Teufel sei im Spiele. Und es fiel ihnen ein, daß der König es nie erlaube, daß der Kammerherr ihm die Schuhe ausziehe, und sie streuten daher Asche und Mehl an sein Bett auf den Fußboden, und am Morgen als der König aufgestanden war, sahen sie die Spuren des Teufelstrittes. Da fingen sie an zu beten, und beteten so lange bis daß ihr Flehen den König aus der Wüste zurückführte, wo er bishin in Reue und Buße gelebt hatte, und auf dem rechtmäßigen Thron Davids setzte. Aschmodai aber entfloh, als er die Nähe Salomon's witterte, damit er nicht abermals in die Knechtschaft gerathe.

Die Nonne von Rauschenbach.

Rauschenbach im Zipser Comitate ist in Ungarn durch seine Heilquellen bekannt. Das Gebirge an dessen Fuße das Dorf liegt, gehört der Kalkformation an und ist vielfach zerklüftet; unter dem Tritte des Wanderers hallt der Boden, man hört das Rauschen der unterirdischen Gewässer, denen dieser Ort seinen Namen verdankt. Die Gegend rings herum ist unfruchtbar, kein Obstbaum blüht hier, und der scheinbar reizende Rasen ist nur scharfes Schilf, das den schlammigen Moorgrund deckt. Doch findet man hier die schönsten Versteinerungen; was immer in die siedende Quelle fällt, wird bald mit einer zarten Kalkkruste überzogen. Wasserlilien und Binsen, mannigfaltig verschlungen, werden so zu

Stein, und Käfer und Schmetterlinge die durch die Schönheit der Blumen angezogen wurden, theilen oft ihr Schicksal. Das Leben scheint in diesen Inkrustationen nicht erlöscht, sondern durch einen Zauberspruch gebunden zu sein.

Die heiße Quelle, die mit Gewalt aus der Erde bricht, bildet sich durch die ununterbrochene Kalkablagerung bald einen kolossalen Tuffkessel, in dessen Mitte durch das siedende Wasser die Gasblasen murmelnd aufsteigen, bis endlich der Kalkniederschlag den freien Lauf der Quelle verhindert, und die Gewässer zwingt, an einer andern Stelle des Gebirgsabhanges sich einen neuen Ausbruchsort zu suchen, und ein neues Gehäuse für sich zu formen. —

Diese Erscheinung erneuert sich seit Jahrhunderten; mancher leere Tuffkessel dieser Art zeugt von der unermüdeten Thätigkeit der Quelle. Das merkwürdigste und wahrscheinlich das älteste dieser Bassins ist unweit von der Spitze des Berges, es ist mit trübem braunen Wasser halbgefüllt, aus dem sich von Zeit zu Zeit, besonders am Morgen, oder nach

einem Regen der Stickstoff in solcher Menge entwickelt, daß häufig Insekten im Vorüberfliegen betäubt zu Boden stürzen, eine Lockspeise für Eidechsen, Frösche und Vögel, die ihre Beute zu hastig verfolgend gleich dieser durch die tödtlichen Ausdünstungen erstickt werden.

Es geht die Sage, daß einst die Heilquelle in dem Kalkbassin sprudelte, das jetzt durch den Giftsumpf halbgefüllt ist, und die Luft rings herum verpestet. In jener Zeit stand ein Nonnenkloster auf der Bergesfläche, die die ganze Gegend übersieht. An einem Sommermorgen ging eine der jüngeren Schwestern gegen das Thal hinab; sie war zur Wartung einer kranken Bäuerin gerufen worden. Doch als sie zur Erfüllung ihrer Pflicht eilte, bemerkte sie gar nicht die Schönheit der Scene, die sich vor ihr entfaltete, sie blickte hinab auf ihren Rosenkranz, den sie in der Hand hielt, Perle nach Perle glitt durch ihre Finger, und bezeichnete die Gebete, die ihre Lippen mit gewohnter Andacht wiederholten, bis sie die niedrige Hütte erreichte, wo man ihres Trostes und ihrer Pflege harrte.

Es war Abend geworden ehe sie ihre fromme Pflicht erfüllt hatte und zum Kloster zurückkehrte. Sie war müde, die laue Klarheit der Heilquelle zog ihre Aufmerksamkeit an sich, rund herum herrschte tiefe Stille, doch das Schweigen selbst war beredsam durch die Reize der Natur. Der Himmel war durchsichtig blau, und die Sommerwolken, rosig gefärbt durch den Purpurglanz der sinkenden Sonne, spiegelten sich in der Wasserfläche, die klar und hell war, wie der Himmel selbst. Die junge Nonne sehnte sich ihre Glieder in dem glatten Wasserspiegel zu tauchen; kein Schritt war zu hören, kein spähendes Auge zu sehen; sie hob daher leise ihren Schleier, sie legte ihr Gewand auf den Wiesengrund nieder, und stieg langsam hinein in den Felsenkessel, wo die Wasser sich schmeichelnd ihr anschmiegten.

Das melancholische Kuhhorn des Hirten, das Geläute der heimkehrenden Heerde, die fröhlichen Gesänge der Knaben und Mädchen, die vom Felde kamen, tönten von ferne aus dem Thale herauf, das der Schatten des Berges schon deckte. Alles wurde wieder still, doch im Busen der jungen Nonne

erwachten Gefühle, die ihr Herz verwirrten, es schien ihr, als ob der balsamische Hauch der Natur in einem Seufzer von Sehnsucht und Liebe sich verkörperte. Sie hatte den Tag am Sterbebette eines alten Mütterchens zugebracht, die umringt von weinenden Söhnen und Töchtern, von flachsköpfigen Enkeln und Urenkeln, ruhig verschieden war. — Sie hatte ihre Familie gesegnet und hatte liebend die Hand des silberhaarigen Greises ergriffen, der sie manches Jahr voll Kummer und Freude durchs Leben geführt hatte, und dankte Gott, daß der Gefährte auf ihrem Lebenswege sie im Tode nicht verlasse. Der Greis hatte die Hand seines sterbenden Weibes an sein Herz gedrückt, und als er ihr die gebrochenen Augen zudrückte, sagte er noch: „ich folge dir bald."

So ärmlich auch die Hütte war, in der diese Scene vor sich ging, so konnte es der Nonne doch nicht entgehen, daß dem Mütterchen, das sie gepflegt und mit der sie gebetet hatte, das volle Maaß irdischer Glückseligkeit zu Theil geworden war: ein Leben voll Mühe und Thätigkeit, kräftige Kinder, die freund-

lich an der Mutter hingen, und ein liebender Mann, dessen Sorgen sie getheilt, dessen Launen sie gern ertragen hatte. Ihre Liebe hatte die Zeit überdauert.

Dies ungekünstelte Glück hatte einen tiefen Eindruck auf die Schwester gemacht, und alles was sie umgab schien die einfache Erzählung von Liebe und Genuß zu wiederholen, und die Sehnsucht ihres Herzens mitzufühlen. Die Vögel glitten mit leichtem Flügelschlage durch den weiten Ocean der Luft ihren Nestern zu, und zwitscherten ihren Jungen entgegen, als ob sie es ihnen schon von weitem melden wollten, daß sie nahten. Die Grille zirpte im hohen Grase, das Summen der honigbeladenen Bienen vereinte sich mit dem monotonen Kuckucksrufe und dem melodischen Schlage der Nachtigall zu einem reizenden Concert. Busch und Blumen schienen in süßer Ruhe zu lauschen und zu lächeln, als die untergehende Sonne den goldenen Schleier ihrer letzten Strahlen über Laub und Blüthen warf, als ob sie sie gegen den frostigen Hauch der Nacht schützen wollte.

Die junge Nonne fühlte mit tiefem Kummer

den Druck der Ketten, die sie von jenen Sympathien schieden, die überall in der Natur sich offenbarten, sie fühlte die schwere Wucht ihrer Gelübde, die sie zu kalter Einsamkeit verdammten. Ihre Augen füllten sich mit Thränen, ihr Herz mit Sehnsucht, ihre Phantasie gaukelte ihr Bilder häuslichen Glückes vor; — sie bereute den Schwur, der sie aus der schönen Welt ausschloß und auf den dürren Pfad der Entsagung festbannte, fremd für alles außerhalb der Klostermauern, die sie stets an ihr Opfer und an ihre Abgeschiedenheit erinnerten.

Doch kaum hatten sich so sündhafte Gefühle in ihrem Busen geregt, als sich rings herum alles verfinsterte. Ein Ungewitter erhob sich, das Wasser begann plötzlich zu schwellen, unterirdischer Donner rollte, Blitze zuckten, der Boden erbebte, — der Nonne schwanden die Sinne.

Am nächsten Morgen ward sie vermißt, man suchte sie überall; doch vergebens, sie war verschwunden. Der zerrissene Schleier, der an den Dornen eines wilden Rosenbusches hing, war die einzige Spur, die von ihr zurückgeblieben war. Doch die

klare Heilquelle war auch verſiegt, und der giftige Dampf, der ſich aus dem trüben Waſſer in dem halbgefüllten Kalkbaſſin erhob, erweckte in dem Gemüthe der erſchreckten Kloſterſchweſtern die dunkle Ahnung eines geheimnißvollen Verbrechens.

Das Kloſter von Monaſtir.

Wo jetzt das Baſilitenkloſter von Monaſtir im Zempliner Comitate ſich erhebt, dort deckte vor fünfhundert Jahren ein undurchdringlicher Wald die Anhöhe. Doch die dunkeln Fichtenwälder, unterbrochen durch Birkengruppen oder ſtattliche Buchen, waren nicht einſam: Kranke und Gichtbrüchige ſtrömten von allen Seiten zu der Kryſtallquelle, die unter dem moosbewachſenen Felsblock hervorrieſelte, umgeben von den rieſigen Bäumen früherer Zeiten. Hunderte von Reichen verdankten der wohlthätigen Quelle ihre Geſundheit, wenn ſie aber geneſen waren, vergaßen ſie ihrer, und keinem fiel es ein, an dem Brunnen ein frommes Denkzeichen ſeiner Dankbarkeit zu errichten.

Einſt kam ein blinder Bettler dieſes Wegs und badete in den Waſſern; ihre geheimnißvollen Kräfte gaben ihm das Augenlicht wieder, und was die Reichen verſäumt hatten zu thun, das vollführte der Bettler. Mit den Almoſen, die er durch lange Jahre der Entbehrung geſammelt hatte, baute er eine Kapelle an dem Brunnen und weihte ſie ſeinem Schutzpatron, dem heiligen Baſilius. Die Bewohner der Nachbarſchaft, durch den Bettler an ihre Pflicht erinnert, pilgerten nun jährlich am Jahrestage des Heiligen zu der Kapelle und ließen hier eine Meſſe leſen. Sie hingen Blumen und Kränze an die Heiligenbilder, oder weihten eine Wachskerze dem Altare, als ein Zeichen ihrer dankbaren Andacht. Dieſe Wallfahrten wurden von Jahr zu Jahr größer und prächtiger; mit fliegenden Fahnen, mit lauten Geſängen, den Mönch mit dem Crucifix an der Spitze, ſo zogen ſie zu Hunderten und abermals Hunderten um die Kapelle herum, hin zu dem Heilquell. Der Mönch ſegnete den Brunnen, jeder der frommen Wallfahrer füllte die breite Krempe ſeines Hutes mit dem Waſſer und trank es aus zur Stärkung

seiner leiblichen Gesundheit, dann kniete er nieder an den Stufen der Kapelle, murmelte hier sein Gebet, warf eine kleine Münze durch das Gitter des Heiligthums und kehrte mit demselben Gepränge in voller Procession nach Hause.

Der Herr dieser Gegend Wendelin Drugeth war ein hochfahrender Mann, der bloß seinem Genuß lebte und ohne Rücksicht auf Sonn- und Feiertage mit seinen Genossen das ganze Jahr hindurch den Hirsch hetzte oder den Bären in seiner Höhle aufsuchte. Bei einer solchen Gelegenheit ertönte einst das Jagdhorn fröhlich durch den Wald und Wendelin Drugeth erschien auf seinem dunkeln Hengst an der Spitze seines Gefolges. Die Jagd war glücklich gewesen, über die Croupe der Pferde waren Rehe geworfen, Hasen und Rephühner hingen an der Waidtasche der Jäger, denen die Hunde klaffend folgten. Wendelin war eben am Saume des Waldes auf die grüne Wiese herausgekommen, die durch die Heilquelle bewässert wurde, als die festliche Procession um die Ecke der Kapelle biegend ihm entgegenkam und die Menge den Lobgesang an

den heiligen Baſilius anſtimmte. Das Flattern der Fahnen und die hellen Stimmen, die ſo plötzlich ertönten, erſchreckten den Rappen Trugeths, er ſcheute und ſtieg kerzengrad empor, der kühne Reiter gab ihm die Sporen, doch das Pferd überſtürzte ſich und fiel auf Trugeth, — ſein Arm war gebrochen.

Wüthend über dieſen Unfall befahl er unter fürchterlichen Verwünſchungen, die Proceſſion zu zerſtreuen und die Kapelle zu zerſtören. Das Volk floh, Haß im Herzen und Klagen im Munde, die Kapelle des blinden Bettlers wurde dem Boden gleichgemacht.

Obgleich Trugeth ſeinen Schmerz nur mit Mühe bezwang, ſetzte er ſich doch, ſobald ſein Arm durch einen ſeiner Jäger locker verbunden worden war, wieder auf ſein Roß und ritt langſam nach Hauſe. Die erfahrenſten alten Weiber wurden herbeigerufen, ſie pflegten ſeines Armes und legten Kräuter der wirkſamſten Heilkraft darauf. Doch die gebrochenen Knochen wollten ſich nicht wieder vereinigen, die Wunde heilte nicht, die Entzündung verbreitete ſich über den ganzen Arm. Der Schloßherr war erſt

ungeduldig, dann flüchtete er der Wallfahrt, endlich ergriff ihn kleinmüthige Furcht, und er sandte nach allen Seiten um Rath und Hülfe. Doch die Geschicklichkeit der berühmtesten Wundärzte blieb erfolglos, menschliches Wissen schien nicht mehr auszureichen und Trugeth sah, daß seine Tage auf Erden gezählt seien. —

Es war eine rauhe Nacht, der Wind wehte heulend durch den Wald, dichter Schnee deckte die Pfade im Thale; die tiefen Fenster im Schlosse waren durch Eisblumen verdüstert, die Kerzen flimmerten dunkel im Schlosse, das finster und lautlos war wie sein Herr auf dem einsamen Krankenlager. Da ertönte plötzlich die Glocke am eisernen Thore, Hundegebell antwortete, doch der Jäger beruhigte die Rüden und ging mit der Laterne in der Hand hinab in den Hof, um den späten Gast einzulassen. Es war ein alter Misericordianer, die Blechbüchse an seinem Ledergürtel bezeichnete seinen Beruf; er war durch diese Gegend gezogen, um Geschenke und Opfergaben für das Kloster zu sammeln. Man führte ihn in eine der geräumigen Hallen zu ebener Erde, die stets eingerichtet war für den Empfang

ven Fremden. Knatternd brannte das Fichtenholz im hohen Kamine, Wein und Brod ſtanden auf dem Tiſche und das Himmelbett war aufgeſchlagen für die Nachtruhe. Ein duftendes Mahl von Schinken, Geflügel, Sauerkraut, Kuchen und getrockneten Früchten wurde aufgetragen, der Haushälter ſetzte ſich zum Mönch und ſchenkte ſeinem Gaſt von Wein ein, dem er ſelbſt fleißig zuſprach; zuletzt, erwärmt durch die Flaſche, erzählte er ihm, wie dies Schloß ſonſt fröhlich und laut geweſen ſei, bis die Wildheit des Burgherrn (hier bezeichnete ſich der treue Beamte mit einem Kreuze) durch Gott beſtraft worden war. „Und doch," ſo fuhr er fort, „iſt es traurig zu ſehn, wie ein tüchtiger Mann in den kräftigſten Jahren ſeines Lebens jetzt hülflos auf dem Siechbette ſchmachtet! Ein ſo reicher Herr, der kinderlos ſtirbt! Soll jetzt die ſchöne Beſitzung an unbekannte Erben übergehen? Mein armer Herr! der Hörnerklang wird nie mehr ſein Ohr erfreuen, er wird bald zu ſeinen Vätern gehen." —

„Würde er mich nicht ſehen wollen?" fragte der Mönch.

„Er war nie ein Freund andächtiger Mienen und langer Gebete," antwortete der Hausvater, „und seit seinem traurigen Unfall haßt er die Mönchskutte noch mehr. Doch seine Kraft ist gebrochen und in den langen Nächten schlafloser Pein wird er vielleicht den Trost eines heiligen Mannes nicht verschmähen."

Am nächsten Tage wurde der barmherzige Bruder zum Burghorn gerufen. Wendelin erkannte sich des Besuchs, und obgleich er jede Hoffnung der Genesung längst schon aufgegeben hatte, hörte er doch den Worten des Mönchs aufmerksam zu, der von der Barmherzigkeit Gottes sprach und von der Gnade, die oft dem trägen Sünder zu Theil wurde.

„Die Vorsehung", so sagte der Missionsdiener, „hat auf deinem Grund und Boden die eine Heilquelle gewährt, die schon oft das Werkzeug der göttlichen Gnade geworden ist, und manches Wunder geschah an dieser Stätte; gehe hin, mein Sohn, die geheimnisvolle Quelle des Waldes kann auch Deinem Arm neue Kraft einflößen."

„Nicht mir," seufzte Traugott in hoffnungsloser

Abſpannung, „ich leide meiner eigenen Sünde wil-
len, — für mich wird kein Wunder geſchehen.“

„Vertraue und verſuche“, antwortete der Mönch.

„Nein, nein,“ unterbrach ihn der Kranke, „für mich giebt es keine Hülfe, keine Hoffnung. Ich habe ſtets mein Vertrauen auf mich allein geſetzt, auf niemand ſonſt, — ich habe dies an der Quelle bewieſen, — der Fluch der Entheiligung laſtet jetzt auf mir, die Quelle iſt ein Segen für jedermann, nur für mich nicht.“ —

„Mein Sohn, der Allweiſe tröſtet den Sünder oft durch daſſelbe Werkzeug, das er gebrauchte, um ihn zu züchtigen. Demüthige dein Herz, und wenn der Stolz es verläßt, wird der Troſt des Himmels beruhigend darin einziehen.“ —

Die Sonne ſchien hell, Drugeth wurde ſorgſam von dem Lager gehoben, an das er nun ſchon ſeit Monaten gebunden war, er wurde auf eine Tragbahre hingelegt und mit einem warmen Schafspelz zugedeckt. Vier Jäger trugen ihn langſam hinab durch den Schloßhof, der Mönch ging an der Seite des Kranken und tröſtete ihn. Die Hunde ſprangen

freudig auf, als sie ihren Herrn wieder sahen, sie heulten laut und wedelten mit dem Schweife und folgten dem Zuge, der sich dem Walde zu bewegte. Der Schnee auf dem Boden knarrte unter den schweren Tritten der Jäger, die dichten Nadeln der dunkeln Lerchenbäume bildeten einen scharfen Gegensatz zu den horizontalen Aesten, die mit Massen leuchtenden Schnees beladen waren; die Zweige der Buchen und Birken funkelten von weitem, bedeckt mit Myriaden zarter Eiskrystalle, die die Sonnenstrahlen zurückwarfen. Die Waldesstille wurde nur selten durch fernes Wolfsgeheul unterbrochen, oder durch ein vereinzeltes Gekrach, wenn ein mächtiger Ast durch die Gewalt des Frostes vom Baume weggesprengt wurde. Ueber glatte Felsenpfade und durch das Dickicht erreichte der Zug nur langsam die warme Quelle, die allein Leben und Vegetation um sich verbreitete, wo die Natur im Winterschlafe lag. Während rings herum jede Spur der milden Jahreszeiten verweht war, erfreuten Moose, frische Kräuter und grüne Blätter das Auge, wo das Bächlein der warmen Quelle über die Felsenstücke rieselte, oder

den Grund bewäſſerte. Der Frühling ſchien dieſe Stelle zu ſeinem Ruheplatz gewählt zu haben. —

Die Tragbahre, auf der der leidende Burgherr blaß und ſchwer athmend lag, wurde hier auf den Boden geſetzt, die Diener zogen ſich zurück, der Mönch kniete nieder an der Seite des Kranken und hörte aufmerkſam ſeine Beichte an, die dieſer ihm zuflüſterte. Er gab ihm die Abſolution, ſtreckte ſeine Arme zum Himmel, faltete die Hände, legte ſie dem Reuigen auf das Haupt und ſprach ein leiſes Gebet. Er wandte ſich nun zur Quelle und ſegnete ſie. Die Jäger, die knieend zugeſehen hatten, erhoben ſich auf den Wink des barmherzigen Bruders, ſie hoben den Burgherrn ſanft von der Bahre, öffneten ſeinen Lederkoller und tauchten den leidenden Arm in das Waſſer der Quelle. Wendelin fühlte es, als ob neue Lebenskraft durch ſeine Adern rieſle, die gebrochenen Knochen vereinigten ſich, der Schmerz verſchwand, er war geheilt.

Doch das Wunder hatte nicht bloß dem Körper des Burgherrn die frühere Geſundheit und Kraft wiedergegeben, die Heilung erſtreckte ſich auch auf

sein Gemüth, er beschloß, ein neues Leben zu führen. — Sobald die Frühlingslüfte den Schnee im Gebirge schmelzten und die Bäume im Walde neue Knospen trieben, ließ er an der Stelle, wo die Kapelle gestanden war, die er im Uebermuthe hatte zerstören lassen, eine herrliche Kirche erbauen und gründete neben derselben ein Basilitenkloster, in das er selbst als Novize eintrat. Seine Demuth und sein wahrhaft christlicher Wandel erhoben ihn in wenigen Jahren zum Abte in diesem Kloster, dem er sein sämmtliches Vermögen zugewendet hatte. Es genießt noch in unserer Zeit die Früchte der wunderbaren Sinnesänderung Trugeths, aber die Heilquelle mit ihrer Schönheit und ihrem Wundern ist im Laufe der Zeit versiegt.

Die Gründung von Zeben (Sabinow).

Im zwölften Jahrhundert hauſete auf dem Schloſſe von Tarkö im Saroſer Comitate während der Unruhen und des Krieges zwiſchen Stephan III. und IV. und bei dem Regierungsantritte Bela's III. ein mächtiger Graf. Er wollte keinem der Thronprätendenten den Lehnseid leiſten. Er hatte früh gealtert im Kummer über den Tod der Gräfin, die ihm eine einzige Tochter hinterließ, Sabina, die Erbin ſeines Beſitzes, auf dem er in ſtolzer Einſamkeit lebte.

Sabina war ſchön, und obgleich ihre Reize kein anderes Auge erfreuten als das ihres Vaters, fühlte ſie doch, daß ſie nicht für das abgeſchiedene Leben in Schloß Tarkö geboren war, ihr Blut rollte zu raſch durch ihre Adern, ihre jugendliche Phantaſie

war zu lebhaft. Die einförmigen Beschäftigungen mit Spindel und Nadel genügten ihr nicht; die Pflege der Armen und Kranken in der Nachbarschaft erfüllte manche ihrer Stunden, aber nicht ihr Herz. Sie begleitete ihren Vater sehr oft zur Jagd, der frische Hauch der Herbstluft, die raschen Bewegungen der Pferde, die Spannung des Gemüthes bei der Jagd und selbst die kleinen Gefahren derselben zogen das Fräulein an, doch sie verloren bald den Reiz der Neuheit bei einem Gemüth, das sich nach mehr Abwechslung und einem größeren Wirkungskreise sehnte. Wenn sie daher am Abend mit ihrem Vater langsam nach dem Schlosse ritt und die müden Rosse ausschnaufen ließ, und wenn der Graf nach kurzem Mahle sich zur Ruhe begab, stieg Sabina noch häufig auf die Thurmzinne und blickte zu den Wolken, die durch die Lüfte zogen. Sie wäre ihnen gern gefolgt, sie hätte so gern gewußt, wohin sie eilten. Kömmt wohl einst die Zeit, wo sie ebenso frei wandern kann wie diese? Und wird sie dann auch noch einsam und allein in der Welt stehen? Nein, gewiß nicht, er erscheint sicher, der

sie führen wird durchs Leben, der ihre Gedanken versteht, der ihre Gefühle theilt. Doch wo kann er jetzt weilen, er, dem sie gerne folgen würde in eine neue Welt? Und wie sieht wohl diese Welt aus? Wohl ist sie nicht traurig wie ihr jetziger Aufenthalt, sie muß ein Paradies des Genusses sein, in dem sie selbst als Königin jeden beglücken wird, der ihr naht. Doch wo ist ihr einstiger Gefährte? Ist er durch jene Berge von ihr getrennt, hinter denen die Sonne im Purpurglanze verschwindet? Wer könnte ihr den Ort nennen, wo jedermann ihren Lippen lauschte, wo sie junge Freundinnen um sich versammeln und sich mit ihnen am Tanz und Gesang erfreuen könnte! Und wie wird man sie bewundern, und wie wird ihr Gefährte stolz sein, sie zu besitzen! er, der liebenswürdigste, der ausgezeichnetste der Männer. Jedermann wird mit Ehrfurcht zu ihm emporblicken, er wird alle Herzen erobern, aber in seinem Herzen wird niemand herrschen als Sabina. —

Doch ihre Träume verschwanden, wie sie in die dunkle Halle hinabging, wo blos eine Reihe Ahnen-

bilder ihr Gesellschaft leisteten. Ihre Gegenwart war so farblos, so eng begränzt! Der Graf von Tarkö pflegte keinen Umgang mit seinen Nachbarn, er hielt sie nicht für seines Gleichen. Sie blieben auch alle in ehrerbietiger Entfernung und kamen selten ins Schloß, außer wenn sie ihre Streitigkeiten nicht unter sich ausgleichen konnten. Der stolze Graf war bekannt durch seine Gerechtigkeitsliebe und jedermann vertraute gern seinem Urtheil. Die hohe Achtung, in der der Burgherr stand, schmeichelte ihm, er hörte mit patriarchalischer Geduld die streitenden Parteien an und ließ sich keine Mühe verdrießen, die Händel auszugleichen, eben so wie er seine Unterthanen väterlich unterstützte; doch es kümmerte ihn wenig, was außerhalb des Umkreises seiner Besitzungen geschah, und er beachtete den Aufruf des Königs nicht, der die Bischöfe und Herren aufgefordert hatte, den Lehnseid zu leisten. Sein passiver Widerstand wurde am Hofe mit Unwillen wahrgenommen; „er muß gebrochen werden", sagte der König zu Graf Laszlo, seinem Günstling, und gab ihm den Auftrag, die Vorurtheile des Burg-

herrn von Torkö durch Gewalt oder List zu überwinden. —

Graf Laszlo machte sich auf, nach Schloß Saros, das ihm der König anvertraut hatte. Kaum angekommen, öffnete er die Thore des Schlosses und lud die ganze Umgegend zu fröhlichen Festen. Alle Kavaliere und Damen der Nachbarschaft nahmen die herzliche Einladung an, alle Mütter priesen den Grafen und die Töchter hörten gern dem Lobe zu. Der steinige Pfad, der zum burggekrönten Bergkegel führt, war nie zuvor so belebt gewesen, nie hatten die alten Mauern schallendern Becherklang gehört, nie die Büsche und Bäume des Schloßgartens mehr Liebesgeflüster belauscht, als seit Laszlo den Adel der Saroser Gespannschaft zu den Freuden der Tafel und des Tanzsaals im Schlosse versammelte zur pflichtschuldigen Feier der Thronbesteigung des Königs, dessen gutes Recht mit weingefüllten Bechern anerkannt und gepriesen wurde. —

Doch diesem lauten Chor fehlte immer eine Stimme, die gewichtigste von allen; der Graf von Tarkö verschmähte es, mit seiner Tochter bei dem

neuen Nachbar zu erscheinen, obgleich er ganz besonders um die Gunst seiner Gegenwart ersucht worden war. —

Graf Laszlo wollte nun seine Beredsamkeit an dem Stolze des alten Burgherrn versuchen, er ritt zum Besuche nach Tarkö. Der alte Graf empfing ihn mit Würde und hörte mit artiger Aufmerksamkeit dem jungen Höfling zu, der ihm enthusiastisch vorerzählte, wie groß die Gnade des Königs sei für alle lehnsgetreuen Unterthanen. Der Burgherr antwortete ihm kühl, die Herren von Tarkö hätten stets seit der ersten Theilung des Landes unter Arpad zurückgezogen auf ihrem Schlosse gelebt, keiner von ihnen hätte es je vom Könige zu Lehen genommen, sie seien stets im Stande gewesen, ihre Besitzungen zu erhalten und zu beschützen.*) Wie viele gewalt-

*) Die ursprünglichen Besitztitel in Ungarn waren nicht feudal. Die ersten Eroberer theilten unter Arpad das Land auf dem Landtage auf der Halde Szer, und besaßen ihre Güter mit dem Recht der ersten Eroberung. Die Könige suchten nach und nach die Allode in Lehen zu verwandeln, doch die Theorie, daß aller Besitz von der Krone ausgehe, wurde erst viel später, im XIV. Jahrhundert, zum Gesetze.

ſame Thronwechſel haben aber ſeit dieſer Zeit die Ruhe Ungarns erſchüttert! Wie oft waren Zweifel entſtanden in Hinſicht der Rechtmäßigkeit der Kronprätendenten! Er habe daher beſchloſſen, dem Beiſpiele ſeiner Ahnen zu folgen und ſich vor keinem König zu beugen. Im Vertheidigungskriege leiſte er die ſchuldige Heeresfolge, doch ſei er nicht geſonnen, den Lehenseid abzulegen. Während er ſo ſprach, trat Sabina ins Zimmer. Graf Laszlo ließ das frühere Geſpräch fallen, er hatte ſie geſehen und ſein Vorhaben war vergeſſen, das ihn nach Schloß Tarkö geführt hatte. Er lauſchte der ſüßen Stimme des Mädchens und fühlte, daß ſie in ſeinem Herzen wiederhalle. Doch Sabina ſtand auf, küßte die Hand ihres Vaters, neigte ihr Haupt gegen den Fremden und verließ das Zimmer. Jetzt erſt bemerkte Laszlo, daß es Abend geworden war und es Zeit ſei, ſich fortzubegeben.

Noch jetzt giebt es Familien in Ungarn, die ihren Beſitz von der erſten Theilung herleiten, z. B. die Szemere's und Megyery's, und ſtolz darauf ſind, daß ſie ihn keiner königlichen Schenkung verdanken. —

Er kam bald wieder, obgleich der alte Burgherr seinen Besuch nicht erwiedert hatte. Doch als der Günstling des Hofes in den Schloßhof von Tarkö hineinritt, kam ihn ein Diener entgegen mit der Nachricht der Graf sei auf der Eberjagd. Graf Laszlo versuchte es noch einmal, doch abermals ohne Erfolg, der Burgherr war nie zu Hause. Doch wo konnte sie sein, nach deren Schatten das Auge des Grafen vergebens an allen Fenstern spähte. Der Kavalier sprang vom Pferde, und machte einen Spaziergang längs der Schloßterrasse um die wechselnde Aussicht über Berg und Thal zu bewundern. Doch sein Auge wanderte nicht über die grüne Landschaft, der Boden auf den er trat, schien seine Aufmerksamkeit viel mehr zu fesseln. Die Spuren eines kleinen Fußes auf frischgestreutem Sande, hielten ihn gefangen, doch sie verloren sich bald im Grase, auf dem der leichte Tritt sich nicht abgedrückt hatte. —

Während Laszlo, nachdem er lange vergebens gewartet hatte, endlich ungeduldig nach Hause geritten war, stand Sabina auf der Thurmeszinne;

sie blickte jetzt nicht hinauf zu den rosigen Abendwolken, sondern hinab, und bedauerte, daß sie nirgends eine Staubwolke sah, die die Rückkehr des Vaters verkündigte. Sie wartete lange und zweifelte ob sie wohl hinabgehen sollte, nachzufragen ob der Graf vielleicht einen Auftrag für ihren Vater hätte und doch nein, es dürfte besser sein nicht zu gehen, — aber ist es nicht unartig den Gast allein in der Halle zu lassen? —

Und sie ging einige Stufen hinab, und lauschte, ehe sie aber noch zur Terrasse hinabgegangen war, änderte sie ihren Sinn, und kehrte zurück hinauf auf die Zinne. Er war so eben weggeritten, sie sah noch im wirbelnden Staube die goldverbrämte Satteldecke flimmern. Da hörte sie von entgegengesetzter Seite das Jagdhorn, sie eilte in ihr Zimmer um sich zu fassen ehe sie ihren Vater begrüßte. Als sie zu ihm kam, küßte er ihre Stirne, wie es seine Gewohnheit war, und fragte was sie beschäftigt habe; sie erröthete als ob sie ein Geheimniß zu verbergen hätte.

Die Züge des alten Grafen umdüsterten sich

einen Augenblick, und er begann über den Wechsel der Zeiten zu sprechen, über die Eitelkeit der Jugend und die Wandelbarkeit der Könige. Sabina hörte aufmerksam zu und wagte zu bemerken, es gäbe doch manche Ausnahmen, die nicht vom vergänglichen Glanze geblendet, blos ihrer Ueberzeugung und Loyalität folgten. Der Burgherr antwortete nicht weiter, doch gab es strenge Befehle keinen Fremden mehr in seiner Abwesenheit Einlaß in das Schloß zu gewähren. —

Graf Laszlo nahm jetzt seine Zuflucht zur List. Er sandte seinen treuen Knappen Gergely nach Tarkö als ob er einen Dienst suche. Der ehrliche Ausdruck in den Zügen Gergely's gewannen den alten Grafen, er nahm ihn als Stallmeister ins Schloß, ohne zu ahnen, daß er dem Liebesboten die Pforten geöffnet habe. Sabina war nicht so erfahren wie ihr Vater, und doch erkannte sie den Knappen gleich, sie hatte ihn ja im Gefolge Laszlos gesehen, als sie diesem nachblickte. Sie war daher nicht besonders überrascht, als sie am nächsten Morgen einen schmalen Pergamentstreifen erblickte, der um

die Zügel ihres Zelters gewunden war. Sie erröthete, warf einen Blick rings um sich und als sie sah, daß ihr Vater in den Schloßhof komme um mit ihr auszureiten, steckte sie den Streifen rasch in ihren Busen; sie fühlte es zwar, daß sie dadurch in den geheimen Briefwechsel einwilligte, doch konnte sie wohl das Pergament dort lassen, wo es ihr Vater sicher entdeckt haben würde? Sie durfte ja den alten Mann nicht erzürnen, das konnte sie nicht thun, er durfte es nicht sehen, — der Streifen war verborgen ehe der Graf sein Pferd bestiegen hatte. Der Ritt dauerte lang, so schien es wenigstens Sabinen, und ihr Zelter war heute so träge, sie gab ihm einen Streich mit der Gerte, und mußte dann doch die Zügel kürzer fassen damit ihr Vater ihr folge, so daß das edle Roß unruhig würde, — ganz gegen dessen Gewohnheit, wie der alte Graf mit einiger Unzufriedenheit bemerkte.

Als sie von dem Spazierritt zurückgekommen waren, konnte Sabina dem Schlafe kaum widerstehen, sie bot ihrem Vater eine gute Nacht, und

sagte sie lange zu Bette; doch als alle Lampen im Schlosse längst schon ausgelöscht waren, war Sabinens Zimmer noch immer erleuchtet. Sie saß am Tische und untersuchte die runden festen Schriftzüge auf dem Pergamentstreif so aufmerksam, als ob es Chiffern wären. Was sie enthielten, weiß ich nicht, doch muß es schwer gewesen sein sie zu verstehen, denn sie las sie wiederholt, bis endlich ihre Lampe beinahe ausging, sie legte den Streifen nun unter das Kopfpolster, an den sie ihr schlafloses Köpfchen lehnte, bis endlich das Bedürfniß der Ruhe mächtiger ward, als die Aufregung ihrer Gefühle. —

Mit dem ersten Morgenstrahle erwachte sie, nur um abermals die erhaltene Mittheilung zu studiren, und blieb damit beschäftigt bis die Glocke zur Messe läutete. Seit diesem Tage verwandte sie mehr Zeit zu Schreibübungen als je zuvor, sie war zwar keine Meisterin im Schreiben, ihre Finger waren mehr gewöhnt die Saiten der Harfe ertönen zu lassen als die Feder zu führen, doch machten sicher die schmelzendsten Töne ihrer Harfe niemals

solchen Eindruck, wie die unsicheren Züge ihrer Feder, die Erwiederungen, voll der glühendsten Liebe und Versicherungen einer glücklichen Zukunft hervorriefen.

An einem Sonntagsmorgen trat der Guardian des Franziskanerklosters von Saros in die Halle des Schlosses Tarkö. Er hatte mit dem alten Grafen eine kurze Unterredung unter vier Augen, dieser begleitete den Mönch bis zur Schwelle, verbeugte sich steif und zog sich auf sein Zimmer zurück, ohne ein Wort an seine Tochter zu richten, die die Züge ihres Vaters ängstlich bewachte. Sabina klagte über Kopfweh und ging ebenfalls auf ihr Zimmer; sie wußte es, der Guardian sei im Namen des Grafen Laszlo da gewesen, er habe um sie gefreit, doch sie konnte nicht mehr zweifeln, daß ihr Vater ihre Hand ihm versagt habe.

Als sie am nächsten Morgen mit dem alten Grafen ausritt, war dieser wortreicher als gewöhnlich. Er sprach viel über die Anmaßung der Höflinge, die ohne einen Erbsitz zu haben, auf nichts anders als die wandelbare Gunst des Königs

gestützt, übermüthig genug sind, Verbindungen mit unabhängigen Familien eingehen zu wollen, die die Gunst der Könige verschmähten, ja selbst mit jenen suchen sie Verbindungen, die von den alten Heerführern abstammen, von den Gefährten Arpads, der erst durch ihre freie Wahl der Fürst der Nation wurde. „Ehren- und Glücksgüter durch den einen König gewährt, können durch den andern wieder eingezogen werden," setzte der Graf hinzu, „und ist Schloß Saros auch größer als das unsere, so ist es doch nur ein Königsgut, dessen Fruchtgenuß allein dem obersten Grafen des Comitates überlassen ist, während Tarkö, wenngleich kleiner, durch unsere Ahnen erbaut wurde, deren Namen kein König auslöschen kann, und dessen Besitz nicht von königlicher Gunst abhängt."

Sabina liebte ihren Vater, sie hatte keine Gründe den seinigen entgegenzustellen, sie antwortete daher mit Thränen, und diese kümmerten den alten Grafen wenig, er wußte es, daß im Frühling Regen und Sonnenschein täglich wechsele, und in der Jugend Thränen und Heiterkeit.

Als der Franziskaner von Tarkö zurückkehrte, begegnete er dem Grafen Ladislo auf halbem Wege, der ihm ungeduldig entgegengeritten war.

Was sind die Nachrichten, heiliger Mann? so rief er, wie wurdet ihr bewirthet? Ward ein Truthahn aufgetragen oder ein Ferkel *).

*) Wie im Oriente finden wir in Ungarn symbolische Gebräuche. Manches was mit Worten ungern ausgedrückt wird, wird durch ein Symbol zu wissen gethan und macht jede fernere Erklärung unnöthig. Wenn z. B. ein junger Mann mit Freiersabsichten in ein Haus kommt, weiß er es gleich bei dem ersten Mittagsmahle, welche Aussichten er habe. Erscheint ein Truthahn als Braten, so ist er willkommen, wird aber statt des glückverheißenden Vogels ein Ferkel aufgetragen, dann kann der Freier seinen Bündel schnüren und leer abziehen, für ihn ist keine Hoffnung da; es ist ein Korb. Jeder andere Braten ist unsymbolisch, er bedeutet, man fühle weder eine Neigung noch eine Abneigung gegen den Gast, er kann sein Glück versuchen, bis daß Truthahn oder Ferkel ihm sein Schicksal anzeigt. Diese Sitte geht durch alle Klassen in Ungarn. — Eine junge Wittwe die in unserer Nähe bei ihren reichen Eltern wohnte, war seit längerer Zeit die Braut eines Offiziers, der während der Zeit, daß er auf die Heiratherlaubniß vom Hofkriegsrath wartete, häufig in diesem gastlichen Hause verweilte;

Der Mönch ſchüttelte das Haupt. „Der Stolz des alten Grafen wird eben ſo wenig gebrochen als dies Schloß. Er ſpeiſt blos mit ſeines Gleichen, mit ſeiner Tochter und niemand Anderm hier in der Gegend, er lehnt die Ehre einer Verbindung mit euch ab.“

„So waren ſie immer, ſeit den Zeiten Arpads,“ brauſte Ladislo auf, „ſo ſind ſie noch immer dieſe ſtolzen Häuptlinge. Sind ſie denn blind, daß ſie die Glorie nicht ſehen, die die heilige Krone Stephans umgiebt? Vergeſſen ſie es, daß unſer gnädiger König beſchloſſen hat ihren Uebermuth nicht länger zu dulden? daß er die Stühle die im Rathſaal des Pallaſtes ſeinen Thron umſtanden ins Feuer werfen ließ, damit niemand ſich an ſeiner Seite niederſetze? Wollen ſie es noch immer nicht einſehen, daß wir nicht mehr die Barbaren ſind, die unter Arpad wohl ein Reich zu gründen im Stande waren, deren Rohheit ſie aber dem

---

einſt war er ganz unglücklich, als zufälligerweiſe ein Ferkel auf den Tiſch kam, es bedurfte einer langen Explikation bis er beruhigt wurde, daß dieſer Braten nichts weiteres zu bedeuten habe. —

Abſcheu und Spott der civiliſirten Welt preisgab? Wir haben es von den gebildeten Griechen und den tapferen Rittern Deutſchlands endlich gelernt, daß jede Gewalt vom König ausgeht, und die Krone die einzige Quelle des Beſitzes ſei. Unſer Herr und König wird es nicht dulden, daß irgend einer ſeiner Unterthanen Güter beſitze, ohne daß das Beſitzrecht durch eine ſchriftliche Urkunde und das Reichsſiegel verbrieft ſei. Der König allein vertheidigt das Land, er allein kann die Beſitztitel gültig machen. — Bis jetzt habe ich dort nur gebeten, wo ich Gewalt hätte anwenden können, denn der König hat mir den Befehl ertheilt den gebührenden Lehenseid widrigenfalls zu erzwingen. Der ſtolze Graf prahlt, daß niemand von ſeinem Stamm ſich je gebeugt hätte, er vergißt aber daß der edelſte Zweig dieſes Stammes leicht von demſelben getrennt werden kann! doch die Zeit iſt nicht ferne wo er ſeinen Uebermuth bereut."

Als in der folgenden Nacht Gergely wieder nach Saros kam, wie er öfters pflegte, ſchloß ſich Graf Ladislo mit ihm ein, — ſein Plan reifte.

Wenige Tage ſpäter ritt Sabina mit ihrem Vater zur Jagd; der Tag war ermüdend. Die Hunde hatten einen Eber aufgeſpürt, dem die Pferde nur mühſam durchs Dickicht folgten, ſie waren ganz erſchöpft als der Graf nach Hauſe ritt. Es dämmerte ſchon, als der Zug ſich dem Hügel von Tarkö nahte, Sabina war voran, Gergely blieb in ihrer Nähe. An dem Fuße des Schloſſes zweigt ſich ein Nebenpfad vom Hauptweg aus dem Walde ab, ein leichter Wagen von vier muthigen Pferden gezogen wartete hier, das Mädchen ſprang raſch von ihrem Zelter auf das leichte Fuhrwerk, Gergely ergriff Zügel und Peitſche und jagte davon mit der ſchönen Beute. Vergebens gab der alte Graf ſeinem müden Pferde die Sporen, er konnte die Flüchtigen nicht erreichen, die ſo eben um die Ecke des Berges bogen.

Ladislo war während deſſen auch von ſeinem Schloſſe herab geritten in banger Erwartung ob das Abenteuer gelungen ſei. Als ihn nun Gergely von ferne erblickte, winkte er freudig mit aufgehobenem Arme ſeinem Herrn zu. Der Graf von

Tarkö hatte, als er sah, daß er die Entführung nicht mehr hindern könne, seinen Bogen gewannt, der abgeschossene Pfeil durchschoß den aufgehobenen Arm des treulosen Dieners. Doch Laszlo strengte der schönen Braut entgegen, in wenigen Minuten lag sie in seinen Armen.

Um jene Stelle auf ewige Zeiten zu bezeichnen, wo der Graf von Sares die entführte Sabina zuerst erblickte, gründete er dort eine Stadt, der er zu Ehren seiner Gattin den Namen Sabinow (Zeben) gab. Jenen Ort aber, wo Gergelys Arm vom Pfeile getroffen ward, schenkte der König auf die Fürbitte seines Günstlings dem Knappen, den er adelte, Gergely baute hier den Flecken Gergelylaka (Gergelys Sitz), und seine Nachkommen trugen den pfeildurchschossenen Arm ihres Ahnherrn im Schilde. —

Graf Laszlo versuchte wiederholt nach seiner Hochzeit mit Sabinen, sich mit ihrem Vater zu versöhnen, doch der Burgherr antwortete kalt, die Frau des Beamten des Königs sei eine Fremde für

ihn.*) Er sah sie nie wieder. Sabina ging mit ihrem Gemahle zu Hofe, wohin sie sich seit jeher gesehnt hatte. Eukyle wurde mit Glanz und Ehren überschüttet, das Leben der Gräfin war ein fortwährender Freudentaumel, aber Schloß Tarsk kam ihr häufiger in den Sinn, als sie es anfangs geglaubt hatte, und so oft sie sich dessen erinnerte, schwellte ein tiefer Seufzer ihren Busen.

*) Der Gegensatz zwischen den Comitatsbeamten, die ihre Stellung der Wahl verdankten und den von der Ernennung des Königs abhängigen Regierungsbeamten blieb bis in den letzten Zeiten vor der Revolution sehr schneidend. Die letztern wurden stets mit Mißtrauen angesehen, es galt für einen Vortheil, aber nicht für eine Ehre Regierungsbeamter zu sein.

Das Zipſerhaus.

Die Gränzſcheide zwiſchen dem Saroſer Comitate und Zipſen bildet der Gebirgsrücken des Braniszko, die große Heerſtraße nach Wien führt über ihn; der Gebirgspaß wurde im letzten Kriege berühmt, durch den Sieg den hier General Guyon gegen Feldmarſchall-Lieutenant Schlick erfocht, als er vom Thal aus die furchtbaren Poſitionen der Oeſterreicher auf der Höhe mit dem Bajonette nahm. Den Blicken des Reiſenden öffnet ſich hier eine reizende Ausſicht, im Hintergrunde erhebt ſich am Horizonte die ſchneebedeckte Tatragruppe, die über ein niedrigeres dunkles Waldgebirge glänzend emporragt, — ein weites Thal dehnt ſich zu den Füßen des Braniszko aus, das.

durch zahlreiche Dörfer und Städtchen, Zeugen bedeutenden Handelsverkehrs, belebt wird. Im Vordergrunde ſteht auf einem ſteilen Felſen, deſſen Höhe jedoch gegen den maſſenhaften Braniszko völlig verſchwindet, die Ruine des ſogenannten Zipſerhauſes, des Stammſchloſſes jener verſchmitzten Zapolyas, die ſich im Laufe eines Jahrhunderts Schritt für Schritt bis auf den Thron Ungarns erhoben hatten. Die Landſtraße führt ganz nahe an dieſer Ruine vorbei nach dem Städtchen Kirchdrauf, das kaum eine halbe Stunde davon entfernt iſt. Das Städtchen iſt ſeit dem Verfall Polens ſehr herabgekommen, es gleicht jetzt einem wohlhabenden Dorfe, obgleich die ſtattliche Reſidenz des Biſchofs von Zipſen neben der gothiſchen Kathedrale auf der ſanften Erhöhung über dem Städtchen, dem Orte von fern noch immer ein impoſantes Ausſehn gewährt.

Wie überall wo die übermüthigen Feudalritter in der Nähe betriebſamer Städte auf ihren Burgen hauſten, und die friedlichen Bewohner des flachen Landes unterdrückten und brandſchatzten, bezieht ſich auch hier die Volksſage auf den Konflikt zwiſchen

dem Raubritter und dem Bürger. Ein schönes gothisches Fenster, das gerade über dem steilsten Felsenabhange an der Ruine sichtbar ist, gab Anlaß zu folgender Sage, die das Bürgerthum von Kirchdrauf verherrlicht.

In der Zeit König Karoberts führte der Herr des Zipserhauses ein wüstes Leben. Im Sommer jagte er die Bären, im Winter die Wölfe; die Nächte brachte er bei Humpen und Würfeln zu, und der Morgen fand ihn und seine Genossen häufig bewußtlos unter den Tischen. Ein solches Treiben erschöpfte natürlich sehr bald seine Einkünfte. Er bedauerte, daß die Zeiten des Bürgerkrieges vorüber waren, wo ein scharfes Schwert und eine kräftige Faust leicht Reichthum und Ehre gewinnen konnten; die Fürsten kämpften damals um die Krone und die Ritter füllten ihre Seckel. Doch diese schönen Zeiten waren vorbei, Handel und Wandel blühten jetzt auf und der feiste Bürger blähte sich unter der Herrschaft von Gesetzen, die blos die friedlichen Beschäftigungen der Feiglinge schützten und der edlen Passion des Krieges keine Nahrung gaben. Unser

Ritter beklagte bitterlich die Schmach dieſer Tage, ſein Wahlſpruch war:

„Der Handel mag, die Arbeit mag erliegen,
Der Himmel laſſe unſern alten Adel ſiegen!“

Doch was ſollte er thun, leben mußte er, rauben durfte er leider nicht, er borgte daher. Der alte Mönch, der ihn einſt erzogen hatte, lehrte ihn oft, die Biene übertreffe den Menſchen in kunſtfertiger Geſchicklichkeit, der Hund in treuer Anhänglichkeit, die Ameiſe in Emſigkeit, der Hamſter in vorſorgendem Haushalt, der Elephant in Stärke, der Affe in geſchmeidiger Gelehrigkeit. Der Papagey lernt reden und der Ochſe beugt ſich ins Joch wie der Menſch; worin beſteht alſo die Ueberlegenheit der menſchlichen Natur? was iſt der Vorzug, der den Menſchen vom Vieh unterſcheidet und ihm die Herrſchaft verleiht? Nur darin, daß der Menſch das Borgen erfand; die einzige ausſchließliche Prärogative des Menſchen iſt das Schuldenmachen. — Der Mönch galt allgemein für einen Weiſen, und er ſagte es oft ſeinen aufmerkſamen Zuhörern: „Einſt kommt noch der Tag, wo die Wahrheit dieſes mei-

nes Prinzips allgemein anerkannt werden wird, wenn die Bildungsstufe der Völker und Staaten blos nach dem Maaße beurtheilt werden wird, in dem sie Gebrauch von der menschlichen Prärogative machen werden; der Tag wird kommen, wo jene Völker für Barbaren gelten werden, die keine Schulden haben, wo jene die Gewaltigen sind auf Erden, die Missionäre der Bildung über die Welt, die die größte Staatsschuld besitzen. Es wird zwar immer Thoren geben, die mit ihrem beschränkten Gesichtskreis finanzielle Reformen und das Sparsamkeitssystem predigen werden; doch ihre Unwissenheit und Unkenntniß der glorreichsten Privilegien der Menschennatur wird nur auf gemeines Volk Eindruck machen, die Ritter und die Könige werden es nie zugeben, daß solche Ansichten, die den Menschen zum Thier erniedrigen, je zur Herrschaft gelangen." — Der Ritter hatte diese Lehren nie vergessen, und trotz der Verachtung, die er gegen die Bürger fühlte, geruhte er doch häufig ihr Geld als Darlehen anzunehmen und dieses auf seine Güter zu hypothecieren. Die Zinsen zahlte er durch die Frohndienste

ſeiner Unterthanen, — ſeine Bauern mußten als Robot am Webſtuhl ſitzen und für die Kaufleute von Kirchrauf die wohlbekannte Zipferleinwand weben.

Es war ein Geldgeſchäft dieſer Art, das eines ſchönen Morgens unſern Ritter hinab ins Städtchen führte. Er beſuchte ſeinen Gläubiger, den ehrſamen Zunftmeiſter der Schneidergilde, in der Abſicht, ein neues Anlehen bei ihm zu negocieren. Zum Vorwand nahm er bei dieſer Gelegenheit die Beſtellung eines köſtlichen Anzugs für ſich, um nach Hof zu gehen, ſo ſagte er, wohin ihn der König eingeladen hatte. Während nun der ehrſame Kleiderkünſtler mit dem Papierſtreifen das breite Maaß des Ritters nahm, klagte dieſer natürlich über die böſen Zeiten. Er fand, daß die Gutsbeſitzer und der Ackerbau durchaus keinen hinreichenden Schutz fänden, daß das Land trotz der Steuerfreiheit dieſes Adelsprivilegiums noch immer viel zu ſehr belaſtet ſei, denn bei Landbeſitz verſteht es ſich ja von ſelbſt, daß der Bauer von Zeit zu Zeit unterſtützt werde, da, wenn er verkümmere, er ja nicht arbeiten könne. Da ferner ein Edelmann auf einem großen Fuße leben

müſſe, um ſeine Stellung in der Welt zu vertreten und den Reſpekt zu erhalten, den ſein Name gebietet, ſo iſt es natürlich, daß er ſtets in Geldverlegenheiten iſt. Seine jüngern Brüder und Verwandten können doch keine Kaufleute werden, dies würde ja die Familie entehren. Was ſollen ſie aber thun? der König iſt nicht kriegeriſch und braucht daher keine Armee. —

Der Ritter war gerade im beſten Zuge, auf den Gegenſtand überzugehen, der ihn eigentlich zum Schneidermeiſter geführt hatte, als ein friſches rundes Mädchen in das Zimmer trat und ihm mit einem Knix verſchiedene Sammetmuſter zur Auswahl einhändigte. Es war die jugendliche Tochter, die einzige Erbin des reichen Bürgers. — Eine große Idee durchzuckte den Ritter; die beſte Art, ſeinen zerrütteten Finanzen aufzuhelfen, war jedenfalls eine gute Heirath. Die Töchter ſeiner adeligen Nachbarn hatten ſeine Hand wiederholt ausgeſchlagen, ſein wüſtes Leben hätten ſie allenfalls noch entſchuldigen können, ſeine Schuldenlaſt aber war unverzeihlich. Die Schneiderstochter, ſo dachte er, wird in dieſer

Hinsicht sicher weniger wählerisch sein und sich glücklich fühlen, im Wappen ein Ritterkrönlein zu führen, selbst wenn dessen Glanz etwas getrübt wäre. Er ließ daher das Gespräch über die Lasten des Grundeigenthums fallen und erzählte plötzlich von den Annehmlichkeiten der Residenz, wobei er nicht ermangelte zu bemerken, daß all die Damen bei Hof mit „der Rose von Kirchdrauf" nicht an Schönheit wetteifern könnten.

Der Schneider hörte schweigend zu und wunderte sich, wie sein Gast auf solche Reden und Erzählungen verfalle, da es jedermann wußte, daß der Ritter nie zu Hof ging, sondern auf seinem Schlosse mit seinen Trinkgenossen schwelgte. Die Tochter kümmerte sich kaum um das Gespräch und die Galanterien des Ritters, dessen rothe Nase und ins Graue spielender Bart den Eindruck seiner ungewöhnlichen Beredsamkeit paralysirte. Sie legte die Sammetmuster auf den Tisch und entfernte sich. Der ungeschlachte Ritter hatte keinen Reiz für sie, ihr Kopf und ihr Herz waren gefesselt durch die Vorzüge eines geschmeidigen Barbiers, den die ganze

Stadt „Herr Doktor“ nannte. Er war so eben von der hohen Schule von Wien zurückgekommen, er trug keinen Schnurrbart, sein Kinn war stets glatt rasirt, sein Haar kunstreich gekräuselt; sein Schritt war nicht der schwere des ehrenfesten Bürgers, er tänzelte leicht durch die Straßen, und wie konnte er erzählen! Er kannte die ganze Welt, er war der Freund aller berühmten Männer in Deutschland, er hatte dem Kaiser die Hühneraugen operirt, er hatte den Schooßhund der Königin von Böhmen zur Ader gelaßen, — und was sie ihm noch zugeflüstert habe, als sie ihm den Diamantring als Pfand ihrer Gnade überreichte, das ließ er bloß errathen. Was den Ring anbelangte und all die andern Pretiosen, die er an den verschiedenen Höfen erhalten hatte, wo er seine Kunst ausübte, — sie waren ihm leider alle geraubt worden durch List und Gewalt, er kam arm nach Hause, so arm wie er einst fortgezogen war.

Wenn Gaspar diese Geschichten erzählte, sagte der ehrsame Zunftmeister ärgerlich: „Windmacherei, nichts als Windmacherei!“ Doch Gaspar der Bar-

hier war so einschmeichelnd, und was er sagte trug das Gepräge der Wahrheit in solchem Grade, daß keines der Mädchen von Kirchdrauf je an seinen Worten zweifelte. Doch das Herz des hartherzigen Schneiders ließ sich nicht rühren, er schlug mit der Faust auf den Tisch und sagte: „Nie wird dieser Quacksalber, der nicht einen Heller in der Tasche hat, mein Schwiegersohn.“ Die rosenwangige Trude seufzte dann tief und begnügte sich damit, ihren Geliebten nur im Geheim zu sehen.

Wenige Tage nach dem ersten Besuche des Ritters bei dem Schneidermeister saß Trude am Fenster, bald auf ihre Arbeit, an der sie nähte, bald auf die Straße hinabsehend. Da wurde plötzlich ihre Aufmerksamkeit durch einen Zug sonderbarer Art gefesselt, sie sprang auf und rief alle Mädchen im Hause ans offene Fenster. Der Ritter ritt in seinem köstlichen, wenngleich etwas abgetragenen Staatskleide an der Spitze seines Gefolges; es waren nicht seine Jäger, die ihn gewöhnlich begleiteten, es war eine lange Reihe von Begleitern, alle in seine Farben gekleidet, doch ihre verbrämten Jacken

und gestickten Mäntel trugen die Spuren des Zahns der Zeit, sie sahen in der Nähe recht jämmerlich aus. Trude lachte laut auf, als der Zug vor ihrem Fenster hielt und sie die Leute erkannte, die der Ritter in seine Livree gesteckt hatte. Mit dem Finger deutend rief sie laut: „Schau, schau, das ist Janko, von dem wir unser Korn gekauft haben, und das ist Misko und Gyuri, die unser Heu aus dem Garten stehlen wollten. Und wie ihre Pferde aussehen, die armen Gäule haben lange vergessen, wie der Hafer schmeckt, — und jetzt, wo sie die ganze Woche gearbeitet haben, müssen sie noch zur Maskerade. Es ist sicher ihre erste Fastnacht.“ — Der Ritter gab nun seinem Knappen einen Wink, dieser eilte herbei und hielt das Pferd, von dem der Ritter mit Anstand herabstieg. Die Gesellen des Schneiders waren ganz erstaunt über diese eigenthümliche Scene, sie eilten zur Hausthüre, um sie zu öffnen und bei dieser Gelegenheit die Knappen und Pferde zu mustern. Der Ritter schob sie bei Seite und ging würdevoll in das Zimmer, wo der Zunftmeister, der große Kapitalist Kirchdraufs am Tische saß. Doch kaum

hatte er die Thüre hinter sich zugemacht, als diese leise wieder geöffnet wurde, gerade weit genug, damit Trude es sehen könne, was zwischen dem Ritter und ihrem Vater vorging. —

Der Schneider stand von seinem Sitze auf, rieb sich die Augen und sagte: „Die Kleider sollten erst am nächsten Montag abgeholt werden, gnädiger Herr, Sie haben mich mißverstanden, wir haben heute erst Mittwoch."

Der Ritter setzte sich, winkte herablassend dem Schneider zu, daß er dasselbe thue, räusperte sich und begann mit heiserer, doch erhöhter Stimme:

„Ich bin nicht gekommen, um Euren Dienst in Anspruch zu nehmen, sondern um Euch eine Ehre zu erweisen, die Ihr nicht erwartet. — Eure Tochter ist hübsch und wohlerzogen, wie ich höre, um dem Haushalt vorzustehen. Ich bedarf Jemandes, der den meinigen in Ordnung hält, und da ich meiner Stellung in der Welt Anstand und Würde schulde, habe ich mich entschlossen, Eure Tochter zum Weibe zu nehmen, daß sie in meinem Schlosse an der Tafel den Vorsitz führe und die Wirthschaft

beaufsichtige. Unterbrecht mich nicht, Herr Meister, — fuhr er fort, als er sah, daß der Schneider sich erstaunt verbeugte und reden wollte, — unterbrecht mich nicht, ich habe noch mehr zu sagen, ich kenne und achte die Gefühle, die ein Vater für sein einziges Kind hegt, — diese Gefühle sind ehrenwerth in jeder Klasse der menschlichen Gesellschaft — und ich würde auf keinen Fall Euch jener Rechte berauben, die die Natur jedem Vater gegeben hat. Ich erwarte es natürlich, daß Gertrud, sobald sie meine Gemahlin ist, ihrem Range gemäß lebt und ihre plebejischen Verbindungen alle aufgiebt; doch für Euch erlaube ich eine Ausnahme, insofern daß Ihr kommen könnt, sie zu sehen, so oft es Euch genehm ist, außer wenn gerade Gesellschaft im Schlosse ist, — ihr Zimmer wird natürlich immer offen für Euch sein, wenngleich die Thüre des Empfangsaals Euch verschlossen bleiben muß. — Ruft sie nun herein, damit sie höre, welch Glück sie erwartet und sie sich dazu vorbereite."

Während der Ritter so sprach, rückte der Schneider unbehaglich seinen Stuhl hin und her, es war

eine schreckliche Enthüllung für ihn. Er konnte nicht einen Augenblick länger zweifeln, daß die Schulden des Ritters diesem über den Kopf gewachsen sein mußten, ehe er sich zu einem solchen Schritte entschloß, und es wurde dem Kapitalisten bange um die Summen, die er ihm geliehen hatte. Er schwieg daher eine Weile und sagte dann stockend:

„Gnädiger Herr, es geht doch nicht recht, — meine Tochter —"

„Antwortet schon selbst für sich," so ergänzte Trude den Satz, indem sie die Thüre aufriß und lachend ins Zimmer hüpfte; „nein, gnädiger Herr, ich bedanke mich, Ihr seid nichts für mich, mein Sinn steht nicht nach Titeln, Ihr sagt meinem Geschmack nicht zu. Ich bin ein närrisches Mädchen und verstehe es nicht, die Ehre hinreichend zu schätzen, den Vorsitz an Eurer Tafel zu führen und den Erzählungen Eurer erlauchten Gäste zuzuhören, die mit den Humpen und Würfeln besser bekannt sind, als mit feinen Manieren. Und dann würde ich dem Haushalt im Schlosse sehr schlecht vorstehen, wo kein Kreuzer im Kasten ist, mein Geld aber ist nicht

vornehm genug, um zur Zahlung der Zinsen Eurer Schulden dienen zu können."

Der Ritter war ganz überrascht und war unwillkürlich aufgestanden als Trude eintrat; jetzt hielt er sich vor Wuth zitternd an der Lehne des Stuhls, schlug mit geballter Faust auf den Tisch und schrie „anmaßendes Püppchen, ich will dir schon seine Manieren lehren, du wirst dich noch dieser Stunde erinnern, und deine Thorheit bereuen, — du und dein Vater. — Uebermorgen erwarte ich meinen Rock und Mantel, daß er aber ja gut passe," setzte er mit einem verächtlichen Blicke hinzu. Er verließ mit Würde das Haus, aber er fühlte, daß er sich dem Spotte ganz Kirchdrufs preisgegeben habe. Als er sich entschlossen hatte seine Hand einer Schneiderstochter anzubieten, hatte er nicht an die Möglichkeit eines Korbes gedacht; so sehr er auch die Bürger ihrer Anmaßung willen verachtete, wußte er doch, daß sie sich stets hochgeehrt fühlten, wenn ein Kavalier ein freundliches Wort oder Lächeln an sie richtete, — und jetzt hatte ein naseweises Bürgermädchen die Ehre ausgeschlagen zu seiner

Gemahlin erhoben zu werden! — Und die ganze Stadt wußte es, denn das Gepränge mit dem er sich genaht hatte war ein zu ungewöhnliches Ereigniß, als daß die Bürger seine Absicht nicht hätten errathen sollen, selbst wenn er sie jetzt läugnete, — und wie sollte er Trude zum Schweigen bringen, die ohne Zweifel sich mit seinem Antrag brüsten und die Demüthigung noch übertreiben werde, die er erlitten.

Trude fühlte sich auch wirklich trotz der kurzen Abfertigung die sie dem Ritter gegeben hatte, höchlich geschmeichelt durch den Antrag und obgleich sie überall erzählte, sie verachte das verschuldete Ungethüm, so freute es sie doch, wenn ihre Bekannten sie im Scherz Burgfrau Gertrude nannten, und unter vier Augen sagte sie oft zu Doktor Gaspar „Liebte ich dich nicht, du närrischer Mann, so wäre ich jetzt eine Burgfrau. Der Ritter, das muß man gestehen, hat Geschmack und Leidenschaften, dies, Geliebter, dies ist den höheren Ständen angeboren; man kann dies nicht lernen, es ist ein Vorrecht vornehmer Geburt."

„Gar kein Zweifel," antwortete der liebenswürdige Barbier, „und wer sollte dies besser wissen als ich, der immer an den Höfen gelebt hat und mit den ausgezeichnetesten Männern Deutschlands Umgang pflog. Doch glaube mir, Theuerste, ich bin ein Mann von Welt, glaube mir, vornehme Geburt ist nicht meinen Schnepper werth, wenn sie nicht mit feiner Bildung und eleganten Manieren verbunden ist. Wir, die neue Generation, die das Ausland gesehen haben, wir wissen das am besten." Und er warf mit diesen Worten den Kopf mit solcher Sicherheit in die Höhe und sah mit solcher Selbstzufriedenheit auf Trude, daß diese sich das glücklichste aller Mädchen dünkte.

Der Ritter hatte Rache geschworen und er war der Mann sein Wort zu halten, wenn das Worthalten nicht gerade seine Würde verletzte, wie z. B. so oft es Geldverhältnisse betraf. Er mußte das naseweise Mädchen in seine Gewalt bekommen, dies versicherte er seinen Trinkgenossen, die diese seine löbliche Absicht laut belobten und ihm ihre Offensiv- und Defensiv-Allianz anboten. Doch innerhalb

der Stadtmauern war jeder Handstreich gefährlich, die Fallthore konnten so leicht niedergelassen, und die Entführer gefangen werden. Doch außerhalb der Thore der Stadt da spähten die Knappen des Ritters wochenlang, ob die übermüthige Schneiderstochter sich nicht etwa herauswagte. — Es ist wahr sie entzog sich gern den Haushaltssorgen und Mühen, allein sie brachte ihre Mußestunden nicht außerhalb der Stadt zu, sondern sie besuchte irgend eine Freundin, wo sie dann gewöhnlich zufällig mit ihrem Freunde zusammentraf, der sie am Abend nach Hause begleitete, während der ehrsame Zunftmeister in der Versammlung der Gilde den Vorsitz führte, und Privatkonsultationen mit den ausgezeichnetesten Mitgliedern seiner Zunft hielt.

Wochen waren vergangen, — die Begebenheit des Ritters mit dem Schneider schon zur Genüge besprochen, hatte den Reiz der Neuheit verloren, und ward nur noch als Schmeichelei für die hübsche Trude erwähnt. Die Drohungen des erbosten Freiers blieben unbeachtet. Wie durfte er es auch wagen, die Tochter eines Mannes zu bedrohen, der

alle Ausſicht hatte nächſtens Bürgermeiſter, und als ſolcher, oberſter Befehlshaber der Miliz einer Stadt zu werden, die wohl nicht bedeutend an Ausdehnung, aber wohl beachtenswerth war durch ihren Bund mit allen anderen Städten des Comitates, fünfzehn an der Zahl.

Der Herbſt war gekommen; für dieſe nördlichen Gegenden zwar ohne die Vergnügungen der Weinleſe; ſie wird erſetzt durch das Sammeln der Aepfel, Birnen und Nüſſe in den Obſtgärten. Das junge Volk von Kirchdrauf waffnete ſich mit langen hölzernen Stangen, um die Nüſſe abzuſchlagen, und ſie mit den Aepfeln und Birnen in große Körbe zu ſammeln, die zu dieſem Zwecke mitgenommen wurden.

Der reiche Schneider beſaß einen der größten Gärten unweit der Stadt; dahin begab ſich Trude mit einer Magd und den Lehrjungen; ſie wolle keine andere Geſellſchaft haben, ſagte ſie, da das Wetter unſicher ſei, und es gute Eile habe, das Obſt zur Zeit einzubringen. Der Nachmittag war ſchön, und gegen Abend ließ Trude den mit Körben

beladenen Karren durch die Lehrjungen nach Hause ziehen, mit der Nachricht, daß sie selbst mit der Hantscha bald folgen würde. Sie machte sich auch auf den Weg; doch der Zufall wollte, daß ihr der Doktor begegnete, und sie erinnerte, sie könnte sich leicht erkälten, da sie kein Tuch um habe. In der That, sie hatte es im Obstgarten vergessen, und die Luft war allerdings feucht. Der Doktor wollte es schnell holen — doch sollte Trude auf dem Wege warten und sich allenfalls niedersetzen, während sie vom Gehen erhitzt war, das könnte ihr vielleicht schaden, „das dürfte ganz gewiß gefährlich sein," bestätigte der Doktor — „Nun meinte Trude, so wird es am gerathensten sein, daß ich selbst mein Tuch hole — gehe Hantscha, meine Seele, einstweilen nach Hause, dem Nachtessen nachzusehen, damit es bereit sei, wenn der Vater kommt; ich bleibe nicht lange aus."

Das glückliche Paar blieb allein und schlenderte zurück zum Garten; als sie wieder heimwärts kamen fühlte sich Trude ermüdet. Sie setzten sich, ein lebhaftes Gespräch fortsetzend, und dabei völlig

überſehend, daß ſie von den Spähern des Ritters entdeckt waren, die ihrer kaum erſichtig, gleich über ſie herfielen und das arme Mädchen ergriffen, ohne ſich weiter um den Doktor zu kümmern, der klug und vorſichtig keinen Widerſtand gegen die Uebermacht verſuchte, ſondern der Stadt zu, um Hülfe eilte. Aber ehe er noch zurückkehren konnte, war Trude auf das Schloß in die Halle geſchleppt worden, deren Fenſter die ganze Gegend überſah. In ſeinem Lehnſtuhl ſaß hier der Ritter, doch ſtand er erfreut auf, als Trude hineingebracht ward, und überhäufte ſie mit Vorwürfen wegen ihrer Undankbarkeit; verſprach aber großmüthig Verzeihung, wenn ſie ihm ſogleich in die Kapelle folgen wolle; wo nicht, ſo würde er Gewalt brauchen. Das Mädchen weigerte ſich dem Räuber, dem Dieb — wie ſie ihn nannte — zu folgen; ſie ſtieß ihn kräftig zurück, und trat an das Fenſter, um ſich nach Hülfe umzuſehen; doch ſie ſah kein menſchliches Weſen weit und breit. Der Ritter öffnete die Thüre und rief hinaus: „Kommt Freunde und ſehet meine Verlobte. Johann du mußt mein Braut-

führer ſein; führe ſie zur Kapelle, der Prieſter wartet ſchon.“ Er war eben im Begriffe ſich zu Trude zu wenden, um ihren Arm zu erfaſſen; ehe er aber dieſe Abſicht ausführen konnte, hatte ſie ſich auf das Fenſter geſchwungen und mit verzweifeltem Entſchluſſe ſtürzte ſie ſich hinab von der ſchwindelnden Höhe. Der Ritter und ſeine Gäſte erbebten, ſie wähnten ſie todt. Die weiten Röcke des Mädchens hatten aber einen Fallſchirm gebildet, der die Heftigkeit des Falles milderte, ſo daß ſie zu Boden ſtürzte, ohne etwas anderes zu verletzen als ihre rechte Zehe, die ſich verrenkte; doch ihre Sinne ſchwanden, ſie blieb bewußtlos auf dem Raſen unter dem Schloſſe liegen.

Während deſſen war der Doktor aus der Stadt zurückgekehrt, unter dem Schutze aller Halducken, die er hatte auftreiben können, und der jüngeren Mitglieder der Schneidergilde, ſämmtlich bis an die Zähne bewaffnet. In gebührender Entfernung folgte der Wagen des durch Schrecken und Sorge überwältigten Zunftmeiſters. Es herrſchte große Verwirrung, um ſo mehr da der Abend ſich um-

wölkte. Die betrachtsame Hantscha war aber mit einer Laterne versehen, das Licht fiel auf Trude's bleiches Antlitz, da schrie die Magd aus allen Kräften: „Herr Doktor, Herr Doktor kommen sie doch!“

Gaspar hatte aber das Schlachtfeld den Haiducken überlassen, er selbst zog sich zurück, um die Stellung des Feindes zu recognoscieren, da, wie er weise bemerkte, ein Mann von Erfahrung niemals attakire ohne genaue Kenntniß des Terrains. Er schrie daher aus der Ferne, da er die Stimme Hantscha's vernahm: „Haiducken, ich wittere Gefahr!“ und unter tüchtiger Bedeckung rückte er vor. Die Magd aber jammerte: „Keine Gefahr mehr! hier liegt sie die arme Kleine, maustodt!“ Bei dieser Nachricht drängten sich alle um Trude, so daß der Doktor nur mühsam zu ihr gelangen konnte. Er fühlte den Puls und befahl: „Wasser, Wasser, sie athmet, sie ist nicht verloren!“ Einer der Jungen brachte Wasser in seinem Hute, Trude ward damit besprengt, und kam bald zu sich. Sie wurde empor gehoben. Fröhlichkeit lag stets ihrem Sinne näher als Thränen

ihrem Auge, ſo lachte ſie auch jetzt herzlich über ihr Abenteuer, blickte freundlich den Geliebten an, umarmte ihren Vater, der ſeinen Wagen verlaſſen hatte und herbeigeeilt war, und aller Angſt und Sorge verging bei dem Anblick ſeiner Tochter. Als ſie aber nun verſuchte in den Wagen zu ſteigen, fühlte ſie einen heftigen Schmerz an ihrem Fuße und meinte, ſie habe ſicher das Bein gebrochen, da erſuchte der ehrſame Zunftmeiſter ſchnell den „Herrn Chirurg“ mit ihnen zu kommen. Trude ward bald auf ihr Bett gebracht, der verletzte Fuß ward unterſucht und Gaſpar ſah ſo ernſt darein und legte den Verband mit ſo wichtiger Miene an, daß dem gärtlichen Vater bange wurde, und er zu fürchten begann, ſein theures Kind würde lange darnieder liegen, und am Ende ihren Fuß gar nicht mehr gebrauchen können. Gaſpar aber verſicherte, daß bei gehöriger Pflege und Aufmerkſamkeit ſie dennoch hergeſtellt werden könne, er verbürgte dies nach einigen Tagen mit ſolcher Sicherheit, daß der alte Mann ſich beruhigt fühlte, und den „Herrn Doktor“ — es war das erſte Mal,

daß er den Barbier ſo nannte — gar nicht weglaſſen wollte.

Trude war endlich geheilt, wenn auch nicht ſo vollkommen, daß ſie nicht der wiederholten Beſuche des Doktors bedurft hätte; aber als er endlich ſelbſt nicht umhin konnte zu geſtehen, daß ſeine ärztliche Behandlung nunmehr überflüſſig ſei, ſo ſchüttelte der ehrſame Zunftmeiſter ihm herzlich die Hand, und reichte ihm eine wohlgefüllte Börſe, die ſeine Tochter ſelbſt geſtrickt hatte. Der junge Mann empfing den Beutel dankbar, wies aber das Geld zurück, indem er ſagte, daß er eine größere Gnade zu erbitten habe. Der Schneider blickte ihn etwas ernſter an, als es ſeit mehreren Wochen der Fall geweſen, dennoch ſagte er: „Sprecht.“

Gaspar erzählte nun, daß eine ſeiner alten Tanten geſtorben ſei und ihm etwas baares Geld hinterlaſſen habe; er würde es ſich daher zur beſonderen Ehre rechnen, wenn der Herr Zunftmeiſter das kleine Kapital zu welch' immer Zinſen annehmen wollte, da es nirgends ſicherer ſein könne als bei ihm.

Der alte Mann war überraſcht; der junge

Mensch schien doch gesunden Verstand zu haben, er antwortete daher: „Es ist zwar gegen meine Gewohnheit Geld aufzunehmen; doch ich will gerne Euch in dieser Hinsicht behülflich sein, ich werde diese Angelegenheit gerne ordnen.

Dem Doktor stand nun das Haus des Schneiders offen, und nach einigen Monaten saß er oft neben Trude in Gegenwart des Vaters und ehe ein Jahr vergangen war, nannte er sie seine süße Braut.

Der Eindruck, welchen der kühne Sprung des Mädchens auf den Ritter gemacht hatte, war ein dauernder. Nichts weniger als ein Wunder konnte sie gerettet haben, so dachte er und entsagte seinem wüsten Treiben. Er schränkte sich ein, zahlte seine Schulden und störte nie mehr den Frieden der Töchter von Kirchdrauf.

Janosik.

Zur Zeit als König Johann Zapolya mit König Ferdinand von Habsburg Krieg führte, war der mächtige Räuber Janosik der Herr der Wälder und Bergschluchten in den Comitaten Liptau und Arva. Er war ein herrlicher Junge, dieser Janosik. Er herrschte über Reich und Arm wie ein König und handhabte die Gerechtigkeit mit mehr Erfolg, als der Stuhlrichter selbst. Doch Frauen gegenüber war er milde wie Honig und dem Armen war er willkommen, wie ein gebratener Truthahn dem Freier; dem Juden dagegen und dem Wucherer erschien er schrecklicher als ein Wolf. Seine Stärke war ohne Gleichen und die magische Art, die er

besaß, machte ihn unüberwindlich, so oft er sie hinschleuderte, traf sie das Ziel und kehrte in die Hand Janosiks mit derselben Sicherheit zurück, wie das Eisen zum Magnet. Er hatte einst mit einem einzigen Fußtritt die Staatskutsche des Obergespanns umgeworfen als dieser vom Bischof zurückkehrte, bei dem er zu Mittag geladen war. Der Kutscher peitschte die vier galloppirenden Pferde und kümmerte sich nicht um das Schreien des armen Schäferknaben, der einige unverkaufte Schafe vom Markte nach Hause trieb und nicht schnell genug mit ihnen der Kutsche ausweichen konnte. Ein Schaf wurde überfahren, der Knabe weinte, der Kutscher fluchte, als Janosik plötzlich auf seinem Schecken erschien, und ehe der schnarchende Obergespann im Wagen und der Hussar auf dem Kutschbocke ihn bemerken konnten, hatte er dem Fuhrwerk einen solchen Fußtritt gegeben, daß es umschlug, in den Graben am Wege fiel und die erschreckten Pferde mit sich riß.

Ein anderes Mal kam Janosik in die Dorfschenke, wo fünfundzwanzig schwäbische Soldaten

einquartirt waren*). Sie ſaßen an der Tafel, aßen Fettwürſte und tranken Wein und ſchimpften über die Bauern, die blos von Haferbrot lebten. Die Bauern waren um die Schenke verſammelt und klagten über die Schwaben, über ihren Appetit und ihre Erpreſſungen und verwünſchten den Juden, der ihnen ſelbſt keinen Branntwein mehr kreditiren wollte, wenn ſie ihm ihre grüne Saat auf dem Felde nicht verpfändeten. Janoſik hörte eine Weile zu, dann trat er ins Zimmer, miſchte ſich ins Geſpräch und vertheidigte den armen Bauer, der arbeiten und zahlen muß, während der Schwab auf deſſen Koſten lebt. Die Soldaten opponirten erſt mit Worten, dann mit den Fäuſten, doch ſie fanden bald, daß der Slovack kräftiger war als ſie gedacht

*) Die meiſten deutſchen Koloniſten in Ungarn, mit Ausnahme der kräftigen Zipſer und der Sachſen in Siebenbürgen ſind Schwaben. Viele von ihnen waren ſchwache verkommene Geſchöpfe, die am ungariſchen Fieber dahinſiechten, die ganze Race wurde daher von den Ungarn verachtet, und „Schwab" wurde der Spottname aller Deutſchen, beſonders der deutſchen Soldaten, die durch ihre Einquartirung den Bauern beſonders zur Laſt fallen.

hatten, indeß zwei Dutzend gegen einen konnten es schon versuchen. Aber der Slovack widerstand ihnen, er lehnte mit dem Rücken an die Wand, und begann seine kurze Art gegen die angreifende Uebermacht zu gebrauchen. Wie der Ball in die Hände des Knaben zurückfliegt, so kehrte die Art immer zu Janoßik zurück, der sie rechts und links hinschleuderte, ohne je sein Ziel zu verfehlen. In einigen Momenten war alles im Zimmer in Verwirrung, die Scherben der zerbrochenen Schüsseln und Krüge und die umgestürzten Bänke und Tische lagen am Boden umher, auf dem sich ein Dutzend Verwundeter herumwälzte. Die übrigen Soldaten, erschreckt durch die übernatürliche Waffe, entflohen und blieben nicht früher stehen, als bis sie spät in der Nacht in Sanct Nikolau ihre Offizire fanden, die während der Comitatscongregation den Bällen und Gastmählern im Marktflecken beiwohnten.

Janoßik war einstweilen verschwunden, halblaute Verwünschungen des jüdischen Gastwirthes und enthusiastisches Jubeln des Volkes begleiteten ihn, das dem Kampf mit offenem Munde und dem

Angstschweiß auf der Stirne zugesehen hatte. In Sanct Nikolau waren sowohl die Offiziere, als die Gesetzgeber des Comitates höchlich entrüstet über die Keckheit des Räubers, der sich in der nächsten Nachbarschaft zu zeigen wagte. Sie befahlen gleich, daß ihre Pferde gesattelt, ihre Wagen angespannt werden und brachen gleich nach dem Essen auf, um auf dem Schauplatze des Verbrechens selbst, den Umfang der Missethat zu untersuchen und sich über die Richtung zu vergewissern, die der Verbrecher genommen.

Als der stattliche Zug im Dorfe ankam, wurden die Herren durch die Bauern zwar mit Jubelrufen begrüßt, aber niemand wußte zu sagen wohin der Räuber sich gewandt habe. Alt und Jung mußte eine Zeugenschaft leisten, doch jedermann gab eine verschiedene Beschreibung von Janosik. Der eine sagte er sei von riesiger Gestalt, und habe Eulenaugen; der andere beschrieb ihn als kurz und stämmig, mit Haar bewachsen wie ein Bär, und auf dem Zeigefinger den Diamantring des Bischofs tragend. Sonderbarerweise stimmten aber alle Weiber

darin überein, daß der Räuber ein netter freundlicher Mann sei, sie schienen sich gar nicht vor dem Ungeheuer zu fürchten.

Alle diese widersprechenden Aussagen wurden zu Protokoll genommen und in das Comitatsarchiv niedergelegt, die Verfolgung des Räubers wurde vertagt, dagegen wurde er aufgefordert sich binnen drei Monaten vor dem Standrecht zu stellen, und sich über seine Missethaten zu verantworten. Ein Jahr verstrich nach dem andern, und Janosik konnte noch immer nicht zur Haft gebracht werden, obgleich er nur zu häufig die Kastelle jener Herren brandschatzte, die ihr Einkommen am Hofe zu Wien verzehrten, und in der gesetzlosen Zeit den armen Bauer von seiner Hütte und seinem Grundstück vertrieben, ohne Rücksicht auf das Landesgesetz. Janosik erpreßte auf solchen Herrschaften Vieh und Korn, Wein und Speck und vertheilte die Beute unter das Volk, er führte den Grundsatz Louis Blancs, daß es unmoralisch sei, Zinsen vom Kapital zu fordern, gewissenhaft durch und bestrafte jene, die das Prinzip des unentgeltlichen Kredites nicht

anerkannten, als oberſter Richter, von dem keine weitere Appellation ſtattfindet. Wo er wohne, konnte Niemand erfahren; Haiducken und Soldaten wurden ihm ins Gebirge nachgeſandt, ſie durchſtöberten die Waldungen, aber ſie fanden ihn nicht. Wenn ſie dann nach vergeblichem Suchen im Wirthshauſe ruhten, ſetzte ſich oft ein Hirt, ein Bettelmönch, oder ein Hauſirer an ihren Tiſch und erzählte von Janoſik und ſeinen Thaten. Wenn dann die Häſcher ungeduldig wurden und den Helden der Wälder einen elenden Feigling nannten, der ſtets vor ihnen fliehe, da warf er ſeine Verkleidung von ſich, rief aus „ich bin der Janoſik," ſchwang drohend ſeine Art und war immer wieder verſchwunden, ehe ſeine Verfolger von ihrer Ueberraſchung zu ſich gekommen waren.

Doch der Mann, den die Soldaten nicht beſiegen, den die Häſcher nicht erreichen konnten, wurde durch die Reize eines Mädchens gleich Samſon in die Schlinge geführt. Die vollen rothen Wangen und die hellblauen Augen Marcſa's der Magd des alten Geiſtlichen leuchteten in Selbſt-

zufriedenheit, ſo oft ſie Sonntags zur Kirche ging. Ihre langen Flachshaare waren glänzend mit Speck geſchmiert und mit bunten Bändern durchflochten, das weiße Muslintuch, das ſie um den Hals trug, war mit Gold geſtickt, doch auf nichts war ſie ſo ſtolz, wie auf die dunkelrothe Farbe ihres faltenreichen Unterrockes und ihrer Stiefel, die ſie in der Hand trug und erſt an der Kirchenthüre anzog, um ſie nicht kothig zu machen. Sie waren ſicher ſo ſchön als irgend welche zu Sanct Nikolau während des Jahrmarktes verkauft wurden, wenn während des Ablaſſes alle Nachbardörfer dem Flecken zuſtrömten.

Und von wem hatte wohl Marcſa alle dieſe Koſtbarkeiten erhalten? Vom alten Geiſtlichen ſicher nicht, der hielt ſeine Börſe feſt zugeſchnürt, das wußte jedermann. Und obgleich alle Bauernburſchen Marcſa laut bewunderten, und wenn ſie zum Tanz am Kirmestage gingen, ihr ſo freundlich die Hand ſchüttelten, daß die Mädchen, die ſie am Arme führten, vor Aerger roth wurden, und ſie tüchtig in die Rippen ſtießen, ſo kam ſie doch nur

ſelten, und auch dann ohne Begleitung zum Tanze. Am Abend ſaß ſie nach gethaner Arbeit ſtets einſam vor der Pfarrthüre, während die übrigen Mädchen mit ihren Liebhabern am Hausthore ſchäkerten. Ehe noch der Hahn krähte war ſie ſchon wach, und am Abend war ſie noch fleißig wenn alles ruhte. Die Kühe des Geiſtlichen waren auch ſtets wohlgenährt, ſeine Gänſe gemäſtet, ſein Kraut fleißig umgegraben, ſo daß der Vorrath ſtets für den Winter hinreichte, und obgleich der geiſtliche Herr viel auf gute Tafel hielt, hatte er keine Gelegenheit ſich über die Köchin zu beklagen. Dies war auch die Urſache, — ſo hieß es im Dorfe, — daß er ein Auge zudrückte, wenn Marcſa zuweilen einen Spaziergang in den Wald machte, um dort Himbeeren und Schwämme zu ſammeln, wie ſie vorgab. Daß Janoſik der Geliebte Marcſa's ſei, vermuthete das ganze Dorf, doch niemand dachte daran ſie in dieſer Hinſicht bei den Comitatsbeamten anzugeben, endlich aber kam dies Gerücht ihnen auch zu Ohren. Der Vicegeſpann rief eine Congregation zuſammen. Die Richter des Gerichtsſtuhles

wurden erwählt, und Marsa vor dieselben gestellt. Sie lachte bei dem Verhör, als sie befragt wurde, warum der Räuber sich nicht stelle, und meinte Janosik's Art würde die gnädigen Herrn bald auseinanderjagen, es sei wirklich im Interesse derselben, daß er sich bisher fern hielt. Die Richter sahen die Wahrheit dieser Bemerkung ein und ließen die Inquisitin frei gehen. —

Doch während die Herren im Rathssaale sich beriethen, hatte das Mädchen mit Miso, dem schönen Comitatshaiducken, auf der Wache so warme Freundschaft geschlossen, daß sie ihn einlud sie in ihrem Dorfe zu besuchen. Als sie nun Janosik zum erstenmale wiedersah, gefiel er ihr gar nicht mehr; sein Gesichtsausdruck war ja so ernst, seine Kleidung so unscheinbar. Sein einfaches Leinwandhemd war auf seiner Brust mit einer Messingschnalle befestigt, er trug einen breiten schwarzen Ledergürtel mit gelben Knöpfen besetzt, enganliegende Beinkleider von grobem weißen Tuch und die slovakischen Halbschuhe an den Füßen, sein Haar hing lang und wild um sein Gesicht. Welch ein Abstand von

dem immer fröhlichen Haiducken in der rothen goldverbrämten Hussarenjacke, mit den klirrenden Sporenstiefeln, die glänzend aufgewichst waren wie sein Schnurrbart. Sie bat daher den Räuber, daß er seinen abgeschabten Gürtel wegwerfe und von den Reichthümern, die er unter den Bauern so häufig vertheilte, doch auch einiges für sich behalte, um sich ebenso schön zu kleiden, wie die Herren in der Stadt es thun; doch er schlug ihre Bitte ab. Es war das erstemal, daß er ihr etwas versagte, um so mehr beharrte sie daher auf ihren Wunsch, bis er endlich sagte: „Wisse, Maresa, daß meine Kraft an meinen Gürtel gebunden ist, wenn ich ihn ablege, bin ich kraftlos wie ein Knabe."

Das Mädchen erneuerte ihre Bitte nicht wieder, doch die Worte des Räubers gruben sich ihrem Gedächtniß tief ein; und als eines Abends der hübsche Comitatshaiduck aus Sanct Nikolau sie im Dorfe besuchte und indem er ihre Schönheit pries, sich zugleich um Janosik erkundigte und dabei fallen ließ, er glaube es gar nicht, daß sie die Geliebte des berühmten Räubers sei, da konnte sie sich nicht

enthalten zu prahlen Janosik sei ganz in ihrer Gewalt, sie brauchte ja nur seinen Ledergürtel zu entwenden und alle seine Kraft weiche von ihm. Der Haiduck verdoppelte nun seine Liebenswürdigkeit und hatte es richtig, ehe er nach Sanct Nikolau zurückkehrte ausfindig gemacht, daß der Räuber jeden Samstag den ganzen Sommer über, in eine Höhle zu kommen pflege, im dichten Fichtenwald unter dem rothen Kreuz, das an dem Felsabgrund am Wege steht. Auch das hatte das Mädchen ausgeplaudert, daß in der Felsspalte in der Höhle die große Eisenkiste stehe, in die er das Gold und Silber einzuschließen pflegte, das er im Winter, wenn die Entbehrungen der Armen die härtesten sind, an die Bedürftigen vertheilte; daß er ferner am Abend komme und bis früh dort verweile, weil der Zugang zur Höhle in der Finsterniß der Nacht beinahe unmöglich sei.

Miso wiederholte jedes ihrer Worte während seiner Rückkehr nach Sanct Nikolau; — am nächsten Samstag sehen wir ihn wieder auf dem Wege, aber in Begleitung eines Zigeuners, der alle Stege

in der Nachbarschaft kennt, in einiger Entfernung folgt ihnen eine Compagnie Soldaten.

Einige hundert Schritte hinter dem Dorfe wandten sie sich alle gegen den Wald zu und kletterten leise den steilen Abhang hinauf. Gegen Mitternacht erreichten sie die Höhle, der Zigeuner und Miso stahlen sich hinein bei dem Scheine einer Blendlaterne, die der Haiduck mit seinem weißen Mantel bedeckte, damit der Lichtstrahl den Räuber nicht erwecke. Obgleich er vorsichtig hineingekrochen war, stolperte er doch beinahe über die lange Gestalt Janosiks, der am Eingange ausgestreckt schlief, statt eines Polsters die Hände unter seinem Kopf haltend; an seiner Seite lag die Art und ein Schlüssel. Der Haiduck zog nun rasch seinen Säbel und schnitt den Gürtel so geschickt vom Leibe des Räubers, daß er nicht einmal seine Haut ritzte, ja sogar seinen Schlaf nicht störte. Ein leiser Pfiff und die Soldaten waren am Eingange der Höhle. Der Zigeuner hatte während dessen mit langen Fingern die Art Janosik's gestohlen, mit dem Schlüssel die Kiste aufgemacht und die gefährliche Waffe

hineingeschlossen. Doch kaum war der Deckel der Kiste zugefallen, als Janosik erwachte. Er griff nach seiner Axt, sie war nicht da, sie hämmerte wüthend an der Eisenkiste, konnte sich aber nicht durchhauen. Janosik sah wohl, daß er verrathen sei, doch er vertraute seiner Stärke und warf sich mit geballter Faust auf seine Gegner. Doch wie er aufsprang, fiel der Gürtel auf den Boden, die Kraft des Räubers war gebrochen, Miso faßte ihn von rückwärts und fesselte leicht die Hände des Verzweifelnden. Die Soldaten waren nun auch da und führten ihn ab nach Sanct Nikolau vor das Standrecht. Janosik leugnete seine Thaten nicht, aber er sandte einen Boten zum Könige nach Wien, und versprach für einen Pardon drei Regimenter auf eigene Kosten zu errichten, um die Feinde Ferdinand's zu bekämpfen. Doch die Herren im Comitate warteten die Antwort nicht ab; sie verurtheilten den Räuber, daß er aufgehangen werde, an einen eisernen Haken zwischen seinen Rippen. So hing er am Galgen drei Tage und drei Nächte lang ohne eine Klage auszustoßen. Er rauchte

eine Pfeife nach der andern, bis er endlich, durch den Blutverluſt erſchöpft, verſchied.

Als er eben den letzten Athemzug gethan, da kam der Pardon von Wien, es war zu ſpät und der König erzürnt, daß die Herren in Liptau ſeine Antwort nicht abgewartet hatten, entzog ihnen zur Strafe die Steuerfreiheit und verurtheilte ſie jährlich fünfundzwanzig Kreuzer dem Spital in Sanct Nikolau zu entrichten.

Den Freunden der nordiſchen Mythologie wird es natürlich nicht entgehen, daß die Art Janoſik's nichts anderes ſei, als Miöllnir der Streithammer Thor's, der ſtets in die Hand des Gottes zurückkehrt, ſo wie auch die Stärke des Gottes ebenfalls an deſſen Gürtel geknüpft iſt. Auch er wurde erſt dann durch die Rieſen übermannt, als ſie dieſen geſtohlen hatten. Es iſt daher wohl nicht zu zweifeln, daß dieſe Volksſage trotzdem, daß ſie in eine vergleichsweiſe moderne Periode der

Geſchichte verſetzt, im Volke lebt, dennoch zu den älteſten Ueberlieferungen gehört und ihre gegenwärtige Geſtalt erſt nach mancher Modifikation erhalten hat. —

Pan Twardowski.

Die Sage von Pan Twardowski iſt mehr polniſch als ungriſch; doch hörte ich ſie in Ungarn mit Variationen erzählen, die ihr eine völlig verſchiedene Färbung geben.

Pan Twardowski war ein weiſer Mann. Er kannte ſtets die Urſachen alles Geſchehenen ganz genau und wußte auch ſtets, was eigentlich hätte geſchehen ſollen. Wenn eine Kuh fiel, ſo ermangelte er nie zu ſagen, wie das Unglück zu verhüten geweſen wäre; hätte nur die Kuh ſeinen Rath einholen können, ſie wäre gewiß gerettet worden. Er erkannte jede Krankheit nach der Beſchreibung, und wären ſeine Verordnungen nur ſtets zur rechten Zeit angewendet worden, oder

hätte der Patient seiner Vorschrift nachkommen können, so wäre die Race der Ungarn zahlreicher auf Erden, als die Sterne am Himmel. Seine große Gelehrsamkeit aber erweckte Hochmuth in seinem Herzen; er citirte häufig den Teufel blos zum Zeitvertreib und disputirte mit ihm über jene Gegenstände, die die Vorsehung dem Bereich menschlicher Forschung entzogen hat, verbotene Weisheit war seine Lust. Zuletzt dünkte er sich klüger als der Teufel selbst, und als der Junker mit dem Pferdefuß vorschlug, ihm zu dienen, wenn er dafür seine Seele verschriebe, unterzeichnete er gerne den Pakt, vollkommen überzeugt, daß er seinem Gefährten das Neujahr abgewinnen würde.

Die Uebereinkunft war: daß der Pan, so lange er lebe, der unbedingte Herr seines Genossen sei, und daß dieser nur in Rom, die ihm für seine Dienste verschriebene Seele, fordern dürfe.

Der Pan war kein angenehmer Gebieter. Er gönnte sich und seiner Umgebung weder Rast noch Ruh; er reiste beständig umher, überall nach den unentdeckten Prinzipien der Erscheinungen forschend,

die ſich ſeinen Sinnen darboten, oder ſeiner Einbildungskraft vorſchwebten. Er hegte den Ehrgeiz ſeinem Verdienſte nach gewürdigt zu werden, da er ſich keineswegs damit begnügte, nur ſeiner Reichthümer willen, geſucht zu werden, die er geringſchätzte und verſchwendete. Jenes Ziel war indeſſen ſchwer zu erreichen, da die Geſellſchaft meinte, er ſei am Ende doch nur ein Doktor und der Teufel ſelbſt konnte ihm das nicht verſchaffen, was er am heißeſten wünſchte — einen alt adeligen Stammbaum.

Es war dem Pan nur zu ſehr bewußt, daß er ſteuer- und militärpflichtig ſei, und ob auch ſein Gold leicht einen Einſteher erkaufte, und ſein Beutel durch die Entrichtung der Abgaben nicht leichter wurde, ſo konnte er doch nicht leugnen, daß er der Privilegien nicht theilhaftig ſei, die ſein Kutſcher, ein Bauernedelmann beſaß; der Titel Euer Gnaden, den ſeine Untergebenen ihm gaben, konnte ihn nicht tröſten, da er wohl wußte, dies gelte ſeinem Kleide, nicht aber einem Vorzuge ſeiner Geburt.

Obgleich überall, wo er weilte, ſein geſchäftiger

Begleiter nicht verſäumte ihm ein prachtvolles Haus zu miethen, es im koſtbarſten Geſchmack einzurichten, mit der reichſten Tafel zu verſehen, und goldgeſchnürte Huſaren hinter jedem Stuhle aufzuſtellen, ſo war dennoch der Pan bei weitem nicht zufrieden. Er beſaß kein Familienſchloß, keine robotpflichtigen Unterthanen, keine Heerden wie die Patriarchen des alten Teſtamentes, keinen Park voll hundertjähriger Bäume, gepflanzt durch ſeine Vorfahren, keinen Saal, geſchmückt mit langen Reihen hoher Ahnenbilder.

Doch dieſe Entbehrungen waren noch erträglich im Vergleiche mit den Demüthigungen, die er in der Stadt erfahren mußte, wo er die elegante Geſellſchaft ſuchte. Eines Tages befahl er ſeinem rothhärigen Geſährten, ihn zu Hofe zu führen und ihn mit einer Dame von hoher Geburt zu vermählen. Nichts konnte wohl für den Teufel leichter ſein, als dies, er gab ja vor in allen Zirkeln der vornehmen Welt vollkommen eingeweiht zu ſein. Aufgefordert dieſem Verlangen des Pan zu entſprechen, zuckte Mephiſto die Achſeln und grinzte ſo verächtlich, daß der Pan Mühe hatte ſeinen Gleichmuth

nicht zu verlieren; doch er betrachte, es sei nicht klug, seine Gesichte laut werden zu lassen. Er nahm daher seine lange Pfeife zur Hand, zündete sie an und in undurchdringliche Rauchwolken gehüllt, ließ er seinem Unmuthe freien Lauf.

Herr und Diener begaben sich nach Wien, wo die Königin Hof hielt. Der berühmte ungrische Doktor mit seinem Sekretair, der die großmüthigen Gaben seines Gebieters an die Armen vertheilte und allenthalben die beispiellose Weisheit und den großen Reichthum desselben gebührend pries, erweckten bald allgemeine Aufmerksamkeit. Ein Doktor, der kein Honorar annahm, sondern fürstliche Almosen spendete, der um seine Patienten sich bemühte und doch niemals wohlthätigen Rath versagte, ein Doktor, dessen Sekretair nicht nur das Ansehen eines Kavaliers hatte, sondern selbst das ihm gebotene Silber und Gold der rathsuchenden Kranken zurückwies, ein so seltenes Exemplar konnte nicht umhin, zum Lösen des Tages zu werden. Er wurde bald zu einem großen Herrn berufen und es gelang ihm, eine anhaltende Unverdaulichkeit, ohne Anwendung

strenger Diät, zu mildern. Diese glänzende Kur verschaffte ihm das Glück, bei dem Obersthofmeister Ihrer Majestät eingeführt zu werden; er wurde durch diesen bei Hofe vorgestellt und erhielt die Einladung zum Hofball.

Mit dem Hofdegen an der Seite und der gepuderten Perücke auf dem Haupte vergaß der Pan, als er im staatlichen Wagen, bespannt mit vier glänzend gegäumten Pferden, nach Hofe fuhr, beinahe ganz, daß ihm ein Stammbaum fehle. Aber als er in den Tanzsaal trat, wo ein Kranz hochgeborner Damen seine Augen blendete, fühlte er sich so geehrt, daß er es kaum wagte vorwärts zu schreiten, und als Ihre Majestät ihm selbst zuwinkte, mit einer ihrer Hofdamen Theil an dem Tanze zu nehmen, gehorchte er, ohne auch nur zu wagen, seine Augen zu erheben, oder seine Lippen zu öffnen. Er wäre in großer Verlegenheit gewesen zu berichten, ob seine Tänzerin Schlehen- oder Käser-äugig*) gewesen. Daß sie hochgeboren sei, dies wußte er;

*) Ungrischer Ausdruck für blaue und braune Augen.

was blieb ihm mehr zu wünschen übrig? — Und als die Königin sich ihm näherte und sagte: „Ich sehe, Er findet Gefallen an Seiner Tänzerin, ich will Seiner Schüchternheit zu Hülfe kommen und für Ihn freien!“ — da war er so unaussprechlich beglückt durch die huldvolle Gnade, daß er entzückt die Hand seiner Tänzerin küßte und seine Vermählung bald darauf mit fürstlichem Pomp feierte.

Die Dame, welche auf diese Weise Panna Twardowska wurde, war kein Kind mehr. Der Ausdruck ihres Antlitzes machte es der Phantasie selbst schwer, sich vorzustellen, daß sie jemals ein Kind gewesen sei. Die Reife ihres Urtheils ließ sie vollkommen die Größe des Opfers erkennen, das sie der Vernunft gebracht hatte, indem sie zu den Millionen des Pan's ihn selbst in den Kauf nahm. Er konnte ja niemals den Kammerherrnschlüssel erhalten, der Zutritt zu den Kammerbällen war ihm versagt, wo nur die Auserwähltesten der Auserwählten ihren Platz finden, und seine Gemahlin war daher auch von dem intimen Umgange mit „der Gesellschaft“ ausgeschlossen; — und konnte sie

ſich wohl an irgend eine andere Atmoſphäre gewöhnen? Dieſes ſetzte ſie oft dem gedemüthigten Pan auseinander, der ſeinerſeits die Superiorität der Dame ſo vollkommen zu würdigen wußte, daß er mit Hiobs Geduld ihre Geringſchätzung ertrug, obgleich dieſe nur äußerſt ſelten durch den Sonnenſtrahl herablaſſender Toleranz gemildert wurde.

Er wandte ſich an ſeinen Gefährten und forderte von ihm ein Mittel gegen den Trübſinn, welcher ihn überwältigte und der ihn, wie er es ſelbſt geſtand, für die Liebenswürdigkeit ſeiner Gemahlin durchaus unempfänglich machte. Es war ohne Zweifel Krankheit, die es verurſachte, daß ſeine hochgeborne Frau ihm unerträglich erſchien. Der treue Begleiter ſparte keine Mühe, das Nervenſyſtem des Pan's herzuſtellen, deſſen Wahrnehmungsvermögen ſo augenſcheinlich geſtört war. Er rieth ihm, die ärztliche Praxis aufzugeben und den ernſten Studien zu entſagen. Er begleitete ſeinen Herrn zu Muſik und Tanz, in Gallerien und Muſeen — vergebens. Eifrig betrieb er nun den Kauf des Palaſtes einer berühmten Familie von großem Namen

und ruinirtem Vermögen; keine Ausgabe wurde gespart, das alte Gebäude dem modernen Geſchmack anzupaſſen, der Einförmigkeit des klaſſiſchen Styles wurde nachgeholfen, gothiſche Hallen à la renaissance dekorirt und die hohen Wände mit den bunteſten Erzeugniſſen moderner Kunſt und ausländiſcher Manufakturen geſchmückt. Kein wohlfeiler Gegenſtand konnte geduldet werden, der Preis war der alleinige Maaßſtab des Werthes. Man ſtaltete die Gemächer in Gärten um, Champagner floß in Fontainen, Muſikbanden tönten in geräuſchvollen Harmonien, und die ganze Welt wurde zu Bällen und Feſten eingeladen. Die Welt war entzückt; Barone und Grafen, ja ſogar einige Fürſten ließen ſich bei der Panna einführen; ſie war eine diſtinguirte Frau, die ſeit ihrer Heirath ſich wunderbar gemacht hatte, wirklich wunderbar, wenn man ihre „Mesalliance“ bedachte.

Die Stiftsdamen, die in früheren Jahren mit ihr intim geweſen, beſuchten häufig ihre Soireen, ließen ſich freundlich herbei, ihre Equipage zu benützen und winkten ſogar dem Pan aus dem Wagen-

fenſter zu, wenn ſie ihm zufällig begegneten. Freilich war er nur ein Doktor, wurde aber dennoch im Salon ſeiner Frau tolerirt. Er practicirte ja nicht, ſeine Einkünfte hingen ja nicht von ſeiner Arbeit ab, und ſo konnte er auch aus Rückſicht für ſeinen Reichthum in der Geſellſchaft geſehen werden. Erfreut durch dieſe „Stellung in der Welt“ beſchwichtigte er die Sehnſucht ſeines Herzens, die ihm zuliſpelte: „Ein Stammbaum!“ —

Er brachte ſeine Nächte mit Unterhaltungen, ſeine Morgen mit Beſuchen zu; die Diners währten bis zum Theater, wo die haute aristocratie verdaut und gähnt. Doch für ſeine Perſon konnte er ſich nicht völlig eines kindiſch plebejiſchen Intereſſes für Kunſt und Schauſpiel entſchlagen, und er vergaß ſich einmal dabei ſo ſehr, die Panna in ihrer Loge halblaut zu erſuchen, ihre Diskuſſion mit Baroneſſe Tiſi über die Putzmacherin der Prinzeſſin Mimi etwas leiſer zu führen, da er wünſche, kein Wort von Hamlet's: Sein oder nicht Sein, zu verlieren.

Dieſes Verbrechen gegen gute Erziehung konnte

ihm nicht verzichen werden und verbannte ihn für alle Zeiten aus der Loge ins Parterre. Hier saß er eines Abends ganz Auge und Ohr für die Helden und Heldinnen der Scene, als mit einem Male seine gepuderte Perücke, wie durch einen Zauberschlag, von seinem Kopfe geschleudert wurde. Als er sich erschrocken umsah, erblickte er den Stab, welcher ihn so hart getroffen hatte, in der Gestalt des großen grünen Fächers einer bejahrten Dame, die in der Parterreloge knapp hinter seinem Sperrsitze saß. Das Gespräch, das er nun mit anhörte, brachte ihn vollends in Verzweiflung. Die alte Dame sagte: „Der ungezogene Mensch versperrt mir die Aussicht nach Ihrem Fürsten, liebe Comtesse, ich konnte nicht sehen, ob Ihr Anbeter an seinem Posten sei.“ „Gräfin haben wohl gethan,“ erwiederte die jüngere Dame, „wer kann der Mensch sein? er verbeugte sich, als er bei uns vorüber ging.“ — „Der Parvenu hat einen barbarischen Namen, ich entsinne mich, ihn als einen Arzt oder Barbier nennen gehört zu haben, der durch seine Quacksalberei viel Geld gemacht hat. Es wurde

ſeiner bei mir erwähnt, als mein Schoßhündchen ſeine Pfote verrenkt hatte. — Ein Menſch von keinem Namen, keiner Familie, ſich ſo uns vor die Naſe zu pflanzen!“

Der Pan wartete ſeinen Wagen nicht ab, er ſtürzte nach Hauſe, befahl, daß gepackt und alles zur ſchleunigſten Abreiſe in Bereitſchaft gehalten werde. Er erließ dieſelbe Verordnung an die Panna ſelbſt in einem ſo ungewohnten Tone, daß ſie zum erſtenmal ſeit ihrer Verheirathung ohne Widerrede gehorchte; er ſelbſt aber murmelte troſtlos vor ſich hin: „Alles iſt verloren!“

Niemand verſtand die Bedeutung dieſer Aeußerung als Janko, der alte treue Diener. Obgleich grämlich, ſeit der Sekretair ihn verdrängt hatte, war Janko dennoch ſeinem Pan mit ganzer Seele ergeben, den er als Kind auf ſeinen Armen gewiegt und mit Marienliedern eingelullt hatte. Da er ihn nun ſo ungewöhnlich aufgeregt ſah, folgte er ihm und ſprach in ſchüchternem Tone: „Mein armer Herr, beruhigt Euch, Ihr ſeid nicht für das geräuſchvolle Leben geſchaffen, das wir führen; offene

Tafel und geräuſchvolle Nächte, das taugt nicht für Euch. Laßt uns beide nach Hauſe zurückkehren; überlaßt die Panna der Obhut Eures geheimnißvollen Begleiters; Ihr habt vorerſt mit allen Zwei genug zu ſchaffen gehabt."

Doch der grinſende Sekretair klopfte bereits wieder an die Thüre und ſteckte ganz unterthänig den Kopf herein, anfragend, ob nicht mit ihm befohlen werde. Seine Erſcheinung entzündete neuerdings die halb unterdrückte Leidenſchaft des Pan. Er winkte Janko zu gehen, und rief zum Sekretair gewendet aus: „Schaffe mir einen Stammbaum!"

Der Böſe verbeugte ſich und ging.

Am Thore unten hielt der Reiſewagen, der Poſtillon blies ſein Stückchen, aber niemand konnte zum Pan gelangen, er war in ſeinem Kabinet eingeſchloſſen und blieb unſichtbar zwei ganze Tage und Nächte lang; die Panna, die ſich zur Abreiſe gerüſtet hatte, war außer ſich.

Janko ging unruhig im Vorzimmer auf und ab, er horchte an der Thüre, er hörte aber nur den monotonen Schritt ſeines Herrn, der unruhig

im Zimmer auf und ab ging, manchmal ſtille ſtand und tief ſeufzte. Endlich unterſchied er die Stimme des Pan und den ſchrillen Ton des Herrn Sekretairs.

„Haſt du es?“ fragte der Erſtere. — „Seht ſelbſt,“ erwiederte der Andere, „es iſt ein ſo vollſtändiges Dokument, wie nur irgend eines im Archiv des Wappenkönigs. Ihr ſtammt vom König Svatopluk ſelbſt ab durch den jüngſten Sohn ſeines Vetters im vierten Grade. Nichts kann vollſtändiger bewieſen werden als Eure Anſprüche; ich denke, die Panna ſelbſt wird zufrieden ſein.“

„Schon gut, ſchon gut,“ unterbrach der Pan ungeduldig, „ſprich nicht weiter darüber; wir werden dieſes Papier einſchließen und nur im Nothfalle davon Gebrauch machen; es iſt nicht nöthig, irgend jemand die Beweiſe unſerer Rechte aufzudrängen.“

Der Teufel lachte höhniſch, es ergötzte ihn, daß der Pan, kaum im Beſitz des gefälſchten Stammbaumes, mit ſo ariſtokratiſcher Würde ſich zu benehmen und von ſeinen Rechten zu ſprechen wußte.

Der arme Janko aber ward blutroth, als er hörte, daß sein Herr sich zu einem Betrug herbeigelassen hatte.

Am folgenden Morgen begab sich der Pan zu seiner Gemahlin und erkundigte sich, ob sie bereit sei, Mittags abzureisen. Es scheint indessen, daß die Panna keine Widerspänstige war, die durch Launen gezähmt werden konnte; denn seitdem ihr Gemahl, wie es ihr schien, ohne Grund auf schleunige Abreise gedrungen, und dann diese verzögerte, trotz ihrer Einwilligung, die er durch Ueberraschung erpreßt hatte, war sie jetzt entschieden, dem Wunsche ihres Tyrannen nicht nachzukommen und jedenfalls in Wien zu bleiben. Nicht etwa, als wäre ihr der Aufenthalt angenehm gewesen, besonders jetzt, wo bald niemand mehr in der Stadt sein würde, da mit dem Frühling die ganze Welt sich aufs Land oder ins Bad begab; doch konnte sie es nimmer vergessen, daß sie sich einmal durch Terrorismus hatte einschüchtern lassen, und versäumte nicht, dies dem Pan in jenen häufigen häuslichen Konferenzen vorzuwerfen, in denen sie als Ankläger und Richter fungirte.

Was ſollte er thun? er unterwarf ſich ihrem Ausſpruch in jeder Beziehung, doch in Wien wollte er länger nicht bleiben. Er ſehnte ſich nach ſeinem Vaterlande, nach dem Lande herzlicher Gaſtfreundſchaft, wo jeder Gaſt als Freund, und jeder Freund als Bruder begrüßt wird. Die Panna hatte aber kein Verlangen nach den „Barbaren“. Ein Vergleich kam endlich zu Stande: Die Hauptſtädte Europa's ſollten vor der Rückkehr nach Ungarn beſucht werden.

Sie reiſten mit großem Aufwande und wenig Vergnügen. Die Panna begab ſich vorzugsweiſe in Badeorte; doch fand ſie nirgends den Ueberfluß von Zeitvertreib, an den ſie ſich in Wien gewöhnt hatte. Der Pan wünſchte geiſtigen Umgang, ſcheute indeß jede neue Bekanntſchaft, als einen möglichen Anlaß ſeine geſellſchaftliche Stellung beſprechen zu hören. Das Geheimniß ſeines Stammbaumes laſtete auf ſeinem Gewiſſen wie ein Alp, vergällte ſeine Tage und ſtörte ſeinen Schlaf. Wohl konnte er ſeine adelige Geburt aller Welt nachweiſen; doch es war nicht nur ſein Bewußtſein, das ſeinen

Rechtstitel verwarf, auch ſein höhniſcher Begleiter that daſſelbe, wenngleich nicht mit Worten, doch mit jedem Zuge des verſchmitzten, ſpöttiſch demüthigenden Geſichtes. Wie war er dem Pan verhaßt, doppelt verhaßt, wenn er mit vielſagendem Blick triumphirend die Panna unterſtützte, ſo oft ſie mit Ueberdruß von allen Unterhaltungen ſprach, die ihre Ausflüge ihr gewährt hatten, und dann Rom's als des einzigen Ortes erwähnte, den ſie noch zu beſuchen wünſchte. „Nein" rief der Pan heftig, ich will nicht nach Rom; dies würde mein Tod ſein; die Malaria würde uns tödten — meine ich," ſetzte er ruhiger hinzu. — Die Panna deutete mit ihrem Finger nach dem Kopfe, und gab mit verächtlicher Handbewegung zu verſtehen, was ſie von dem Verſtande ihres Gemahls hielt. Sie behandelte ihn dem gemäß und machte alle Anſtalten zur Abreiſe nach Italien, ohne ſich im geringſten um ſeine Proteſte zu kümmern. Er wußte aus Erfahrung, daß Widerſpruch ſeine Gemahlin ſtets in ihren Vorſätzen beſtärke, ſo ließ er ſie denn gewähren, und ſchlug mit ſeinem Gefährten und

Janko, den kürzeſten Weg nach Ungarn ein. Dort wurde er freudig begrüßt; man freute ſich der Rückkehr des berühmten Arztes, der ſtets die Armen und Kranken unentgeltlich behandelte. Er kam in eine Stadt wo er beabſichtigte einige Monate ungeſtört, inmitten ſeiner Bücher und Papiere zuzubringen. Er las, ſchrieb und beſuchte jene, die ſeines Rathes bedurften. Daß er nicht zufrieden und nicht ſo heiter ſei als er erſchien, ward nur von Janko wahrgenommen, der ängſtlich ſpähte, wenn er oft des Nachts den lauten Wortwechſel im Zimmer ſeines Herrn vernahm und die Stimme des Teufels deutlich hörte.

Eines Abends ward dem Pan gemeldet, daß eine fremde Dame im Gaſthofe ſo eben eine ſchwere Niederkunft gehabt habe und in Todesgefahr ſeine Hülfe bedürfe. Er eilte zum Bette der Kranken; doch kaum hatte er ihren Puls gefühlt, als er an ſeiner Seite den böſen Feind, mit dem wohlbekannten Pakt in der Hand, erblickte: „Die Bedingung iſt erfüllt, ſagte Mephiſto, du biſt nun endlich mein Diener, ich bin nicht länger der Deinige.“ Der

Man blickte zum Fenster hinaus und sah auf dem Aushängeschilde des Gasthauses die verhängnißvollen Worte: „Zur Stadt Rom.“ Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, nahm er das unschuldige Kindlein, das durch die Taufe bereits geheiligt war und über welches der Teufel also keine Macht mehr hatte, in seine Arme. So geschützt wollte er eben das Zimmer verlassen, um die Straße zu erreichen, wo „außerhalb Rom's“ der Teufel keinen Anspruch mehr an ihn hatte. Doch er zögerte an der Schwelle und sagte: „Du siehst ich bin nicht so leicht gefangen, ich habe durch dein Beispiel manches gelernt, und verstehe mich auf Advokatenkniffe so gut wie du, doch bin ich deiner müde. Da nun einer von uns weichen muß, so laß uns noch einmal unsere Kräfte messen. Willst du einen neuen Pakt eingehen? er soll unwiederruflich entscheiden. Wenn du noch drei meiner Befehle erfüllen kannst, so bin ich freiwillig dein; bist du dies aber nicht im Stande, dann mußt du mich aufgeben und ich bin deiner los.“ — „Ganz wohl,“ entgegnete der Böse, welcher sah, daß seine Beute auf dem

Punkt ſei zu entſchlüpfen, — „So ſei es, ich ſchlage ein.“

Der Pan begab ſich in ſein Haus, das gerade der Kathedrale gegenüber ſtand, die ohnlängſt abgebrannt war. Noch in derſelben Nacht, ſo befahl er dem Teufel, ſollte er die Kirche mit Mohnkörnern decken; Körnchen nach Körnchen, feſt an einander genagelt, ſollten das Dach bilden.

Ehe der Hahn krähte, war jedes Körnlein an eine Nadel geſpießt und die Kathedrale mit Mohn gedeckt.

Der Pan, der kein Auge geſchloſſen hatte, empfand nur noch wenige Neigung zum Schlafe. Er ſah, daß keine phyſiſche Schwierigkeit dem Teufel unüberwindlich ſei, und beſchloß ein anderes Mittel zu verſuchen. Er befahl ihm daher, ſich ſogleich im Weihkeſſel zu baden. Der Teufel ſchauderte; aber er verwandelte ſich in eine Maus und ſprang in den Keſſel mit Weihwaſſer gefüllt, der am Eingange der Kirche ſtand, mitten hinein. Das Waſſer brauſte und ziſchte, als ob glühendes Eiſen hineingefallen wäre; die Maus jedoch kam heraus; ob-

gleich ſie alle Haare abgebrüht hatte, und als der Teufel wieder ſeine gewöhnliche Geſtalt annahm, war er mit Brandblaſen bedeckt.

Der Pan wußte ſich kaum mehr zu helfen, doch verzweifelte er noch immer nicht und ſagte: „Ich befehle dir ein ganzes Jahr lang mit meiner lieben Frau Panna Twardowska friedlich zu leben, ohne ſie auch nur einen Tag zu verlaſſen.“

„Ich ſoll ein ganzes Jahr mit Panna Twardowska leben!“ rief der überwundene Teufel, — „Nein, da kehre ich lieber ohne euch zur Hölle zurück. Behaltet eure Panna und eure Seele, ich kann eurem Befehle nicht nachkommen, mit einem böſen Weibe kann ſelbſt der Teufel nicht fertig werden.“

Die polniſche Verſion iſt verſchieden; ſie erzählt:

Als Twardowski mit dem unſchuldigen Kindlein im Arme auf dem Punkt war dem Teufel zu entwiſchen und der Böſe ſah, daß er ſeiner nicht hab-

haft werden könne, wenn er nicht etwa an die Eitelkeit des Pan's appellire; ſo ſagte er mit ſchlauen Worten.

»Domine Twardowski, verbum nobile debet esse stabile.«

Dieſe Anrede erreichte ihren Zweck, — der Teufel ſelbſt hatte Twardowski's Adel anerkannt; der heißeſte Wunſch ſeines Herzens war erfüllt, er legte das Kind zurück in die Wiege und übergab ſich willig dem Erbfeinde. Janko, der alte treue Diener, verließ auch jetzt ſeinen Herrn nicht, er klammerte ſich an ſeine Füße, und ward in Sturmeseile mit ihm durch die Lüfte geführt. Als ſie bereits ſo hoch über den Wolken waren, daß die Erde ihnen nicht größer erſchien als eine Nußſchaale, begann der Pan eine jener Hymnen an die Jungfrau Maria zu ſingen, deren er ſich aus ſeiner Kindheit erinnerte. Wie aber die frommen Töne und die heiligen Namen erklangen, verlor der Teufel ſeine Gewalt und floh. Der Pan und Janko blieben ſchwebend in den Lüften, und ſind verdammt dort zu bleiben, bis der Tag des Gerichtes kommt, bis Einheit und

Gerechtigkeit herrſchet auf Erden, und nur ein Hirte ſein wird und eine Heerde.

Pan Twardowski langweilt ſich aber unbeſchreiblich in ſeiner luſtigen Verbannung; alljährlich im Herbſte ſendet er daher Janko zur Erde nieder, zu ſehen was geſchieht. Der treue Diener läßt ſich, in eine Spinne verwandelt, herab auf langen Fäden, die er allüberall hinſpinnt, und kehrt dann zurück zum Pan mit der Nachricht, daß noch immer der Hirten zu viele ſind und der Heerden, und daß Einigkeit und Gerechtigkeit noch nirgends zu finden ſei.

Die langen Fäden aber, die Janko als Spinne geſponnen hat, werden durch den Wind über Haide und Wieſenplan und Stoppelfelder geweht und ſind hinieden als „Alterweiberſommer“ bekannt.

Der arme Tartar.

Die Moral der Twardowski-Sage ist in der Anekdote vom armen Tartaren noch drastischer ausgedrückt, sie ist in ganz Ungarn wohlbekannt, und sprüchwörtlich geworden. Der Mann einer schönen Frau, heftiger Gemüthsart, wird allgemein ein armer Tartar genannt.

Als im XIII. Jahrhundert die Tartaren unter Batu Khan in Ungarn einfielen, und König Bela nach der verlorenen Schlacht am Sajo fliehen mußte, da bemächtigte sich Verzweiflung aller Ungarn. Viele waren auf dem Schlachtfelde gefallen, noch mehr wurden auf der Flucht hingeschlachtet. Einige suchten sich zu retten, andere warteten apathisch ihr Schicksal ab. Zu diesen

letztern gehörte ein Edelmann, der auf einem abgelegenen Gute, weit von jeder Heerstraße lebte. Er hatte schöne Heerden, einen prächtigen Stall, ein reich eingerichtetes Haus. Er war darin erst seit Kurzem mit seiner jungen Frau eingezogen, die er vor zwei Jahren geheirathet hatte. Auch ihn hatte die Nachricht von der verlorenen Hauptschlacht erreicht, bange und angstvoll sah er der Zukunft entgegen, er erschrak bei jedem Geräusch, der Schlaf floh, die Ungewißheit quälte ihn. Seit mehreren Tagen schon dauerte dieser Zustand, als plötzlich ein Tartar in den Hof sprengte, der Ungar sprang auf, eilte hinaus, trat ihm entgegen, beugte sein Haupt und sprach: „Tartar, du bist mein Herr, ich bin dein Diener, was du siehst ist dein Eigenthum, nimm was dir gelüstet, ich widersetze mich deiner Gewalt nicht, gebiete, dein Diener gehorcht dir."

Der Tartar sprang rasch vom Pferde und trat ins Haus; er warf nur einen flüchtigen Blick auf die Kostbarkeiten umher, sein Auge ward durch die Schönheit der Hausfrau gefesselt, die in geschmack-

voller Kleidung ihn eben ſo freundlich begrüßte, wie es ihr Mann auf dem Hofe gethan. Ohne ſich zu beſinnen, riß der Tartar ſie raſch mit ſich fort, ohne ſich an ihr lautes Rufen zu kehren, ſchwang er ſich in den Sattel und ſprengte fort, die ſchöne Beute im Arme, ehe der Ungar die Möglichkeit hatte, ſich zu beſinnen. Ganz erſtarrt über das Geſchehene, denn ſeit dem erſten Erſcheinen des Tartaren waren nicht zehn Minuten vergangen, eilte der Ungar raſch an das Hofthor, und als er ſah, daß der Tartar auf ſeinem Renner ſchon in weiter Ferne ſei, da rief er mit einem tiefen Seufzer ihm nach:

„Armer Tartar!“

Leanyvar (die Mädchenburg).

Bekanntlich hat ſich der Ungar hauptſächlich in der großen Ebene angeſiedelt, das Gebirge überließ er den Slawen, Wallachen und Ruthenen; nur die äußerſten Ausläufer der Karpathen, das Matra-Gebirge, der Bükk und die Aegralya, wo der koſtbare Tokajer wächſt, ſind von Ungarn bewohnt. Viele dieſer Höhen ſind mit maleriſchen Bergruinen gekrönt: die Ungarn haben dieſe Schlöſſer in der Vorzeit gebaut, doch nach den Türkenkriegen wurden viele derſelben verwüſtet, die letzten auf Befehl Maria Thereſia's gebrochen. Sie liebte es nicht, daß die Ariſtokratie durch ihre Felſenſchlöſſer an ihre frühere unabhängige Stellung erinnert wurde; ſie wollte nicht, daß die großen Beſitzer inmitten ihrer

Bauern daſtehen ſollten gleich den alten Kaſtellen, die die Umgegend beherrſchten und ſchützten: ſie wollte die ungriſchen Magnaten nur am Hofe ſehen, mit dem Galaniedegen ſtatt des Schlachtſchwerts an der Seite, in geſtickten Kleidern, bezopft und gepudert. Es gelang ihr, die alten Rebellen wurden gezähmt und die alten Schlöſſer zerſtört. Doch die Sagen, die ſich an dieſe knüpfen, ließen ſich aus dem Gedächtniß des Volkes nicht verwiſchen, denn dieſes kümmert ſich wenig um das Hiſtoriſche und erzählt von den Schlöſſern Begebenheiten, die ſich zu den wirklichen Ereigniſſen verhalten ſo wie das Märchen zur Geſchichte.

Auf einem langgeſtreckten Bergrücken des Bükk, im Borſoder Comitate, ſtehen mitten im Walde die Ruinen zweier Schlöſſer, welche in alten Zeiten wahrſcheinlich durch eine Mauer verbunden, nur eine Burg bildeten. Man nennt ſie Leanyvar, die Mädchenburg, und erzählt folgende Sage von ihr:

Einſt lebte hier eine Fee, die dieſes Doppelſchloß erbauen ließ. Niemand wußte, woher ſie gekommen war mit zwei herrlichen Kindern, die

einander ähnelten wie zwei Thautropfen. Beide waren lieblich und zart wie die Perlen des Meeres. Wenn Alma freudig den Schmetterling durch Wald und Busch zur bunten Wiese verfolgte, waren auch Mandula's Wangen mit den Farben lebhafter Freude geschmückt. Wenn Mandula mit kindlicher Neugier das Johanniswürmchen bewunderte und glaubte es sei ein Stern, der in das feuchte Gras gefallen war, so guckte auch Alma aus dem Busche hervor, mit einem Blicke so leuchtend wie der Glühwurm selbst. Die Zwillinge erschienen an ihrer Mutter Seite als zwei reizende Knospen, demselben Stamme entsprossen, welchen bereits eine entfaltete Rose schmückte.

Die Tage flossen in ungestörter Heiterkeit dahin und die beiden Kinder erwuchsen zu lieblichen Mädchen.

Als einst der Abend nach Sonnenuntergang Ruhe und Frieden athmete, und der Himmel so freundlich lächelte, als könnte er niemals durch Wolken umdunkelt werden, stand die Fee auf der Terrasse, die sich über der Schloßmauer erhob,

welche die beiden Flügel der Burg vereinte; Anna und Mantuala saßen zu ihren Füßen, Kränze von Epheu windend, um damit die geliebte Mutter zu krönen. Sie sah traurig auf beide herab, ihre Augen waren thränenschwer, ein tiefer Seufzer entstieg ihrem Busen. Die Töchter blickten empor, Angst erfüllte ihr Herz; sie standen auf und umschlangen die Mutter; diese drückte sie an ihr Herz; sie küßten sich; die Schwestern sahen heiße Zähren auf ihren Wangen glühen, die Mutter weinte.

Mutter, Mutter was ist geschehen? rief Mantuala und fiel nieder auf die Knie. Es war das erste Mal, daß sie wahren Schmerz empfand. Die Fee hob sie zu sich, nahm die Hände beider Mädchen in ihre eigenen und nach peinlichem Schweigen sagte sie mit zitternder Stimme:

„Kinder wir müssen scheiden. Die Königin der Feen befiehlt, ich muß gehorchen. Wenige Augenblicke sind uns noch gewährt. Wir dürfen uns nicht überwältigendem Schmerze hingeben, damit ich euch wenigstens mit meinem Rathe und meinem Segen auch Beweise mütterlicher Sorgfalt hinter-

lassen könne. Ich habe versucht eure Zukunft zu schirmen, aber euer Schicksal liegt in euren eigenen Händen. Ihr selbst werdet stets darüber selbst entscheiden. Jedes menschliche Wesen bestimmt sein Geschick durch seine Thaten, sein freier Willen wird durch keine andere Macht gehemmt. — Ich gebe euch aber diese zwei goldenen Aepfel: an diese ist eure Jugend, eure Schönheit, euer Glück gebunden; doch eure Sorge muß es sein, die edlen Früchte zu bewahren, ich habe keine Macht, dies für euch zu thun; denn Weisheit und Vorsicht kann nicht erkauft, sie muß erworben werden; meine Bitten mögen euch aber warnen, wenn sie gleich euch nicht sichern können. Hütet euch vor Leidenschaften, sie entzünden im Busen ein verzehrendes Feuer, das die edelsten Schätze des Herzens schmelzt, und diese enteilen dann leicht mit den lustigen Gebilden der Einbildungskraft sich verflüchtigend. Wenn dann die Flamme der Leidenschaft erlischt, bleibt ihr verarmt, ohne Liebe, ohne Mitgefühl, mit ausgebranntem Busen. Hütet euch daher, Kinder und laßt euch niemals, nicht durch Gedanken, nicht durch Gefühle einander

entfremdet werden; denn nur dann werdet ihr in unverwelklicher Jugend prangen, wie der Glanz der goldenen Aepfel, an die euer Daſein geknüpft iſt. Die koſtbaren Früchte ſind die Symbole eures Lebens; nur ſo lange ſie unverletzt bleiben, währt eure Jugend, eure Geſundheit, euer Daſein. Bewahrt dieſe letzten Gaben ſorgfältig und gedenkt meiner Bitten, meiner Warnungen.“ Mit dieſen Worten verſchwand ſie.

Die Mädchen waren betäubt von Schmerz. Ihr Glück war bisher ſo vollkommen geweſen, daß ſie nie an die Möglichkeit gedacht hatten, es könne anders werden. Nun hatte ſie unnennbares Leid getroffen; ſie fühlten ſich verlaſſen und elend, ihr Bewußtſein verließ ſie.

Stunden verfloſſen. Die Strahlen der Sonne erwärmten die Natur, aber erheiterten nicht das Gemüth der Schweſtern, der eiſige Hauch des Unglücks hatte zum erſten Mal ihre jungen Herzen berührt. Ihre Sinne konnten ſich kaum von der Wirklichkeit des Verluſtes überzeugen. Dennoch war es ſo — die Mutter kam nicht mehr zurück. Sie

knieten in unausſprechlicher Trauer verſunken an der Stelle nieder, wo ſie ſie zuletzt geſehen; die goldenen Aepfel lagen an ihrer Seite und goſſen hellen Glanz auf die Blüthen rings umher.

Der raſche Pulsſchlag der Jugend, der dem Leiden in die Länge widerſtrebt, löſte bald den Schmerz in Thränen auf. Mandula ſank in Alma's Arme, ſie hielten ſich einander in herzinniger Umarmung umſchlungen. Ihre Herzen waren bewegt, ſie litten, aber die Thränen gaben Erleichterung. Die Thränen verſiegten auch, und ſie gewöhnten ſich nach und nach an ihre neue Lage. Sie errietben gegenſeitig ihre Empfindungen, ſie theilten einander jeden Gedanken mit, ſie wiederholten jedes Wort der Mutter. Ihre Augen weilten auf den Gaben, die ſie hinterlaſſen hatte, ſie drückten ſie an ihre Lippen, und betrachteten ſie mit Wehmuth und Dankbarkeit. Kaum gedenkend des geheimnißvollen Werthes des theuren Vermächtniſſes, war dieſes für ſie nur das letzte Pfand mütterlicher Fürſorge.

Alma zog nun in den rechten Flügel des Schloſſes, Mandula bewohnte den linken; doch war es nur,

um ſich wieder zur Schweſter zu begeben. Beide trauerten und freuten ſich in Gemeinſchaft, und fühlten bald, daß vereintes Leid, Troſt erzeuge, vereintes Streben, Freude gewähre. Keine der Schweſtern war vergnügt, wenn ſie allein war, ſie kannten keine Wonne, die nicht für beide zugleich erblühte. Alma pflegte Mandula's Blumen, Mandula pflückte die duftendſten Blüthen von Alma's Garten, um mit dieſen die geliebte Schweſter zu ſchmücken. Sie koſeten mit einander wie die Turteltäubchen auf den Zinnen der Burg, und das weiße Reh, das ſie gemeinſchaftlich fütterten, wußte es gar nicht ob es Alma's oder Mandula's Hand ſei, die ihm Gras und Zucker darbot. Ihr Lieblingsvergnügen blieb jedoch, die goldenen Aepfel zu bewundern, ſich in deren Glanze zu ſpiegeln, und ſie miteinander zu vergleichen, um zu entſcheiden, welcher von beiden deutlicher ihre lächelnden Mienen zurückſtrahlte. Sie wiegten die koſtbaren Früchte auf ihren roſigen Fingerſpitzen, verwechſelten ſie und tauſchten ſie wieder aus, um zu ſehen, ob ſie ſie wohl auch unterſcheiden könnten. Dieſer Zeitvertreib wieder-

holte ſich ſo oft, daß die Schweſtern es ſelbſt nicht mehr recht wußten, welcher der Aepfel Alma's welcher Mandula's ſei. Aber was kümmerte ſie dies? Sah denn Alma nicht mit ihrer Schweſter Auge? Erfreute ſich Mandula nicht mit dem Lächeln Alma's, die ſie inniger liebte als ſich ſelbſt. Sie beſchloſſen zuletzt ihre Talismane gegenſeitig auszutauſchen; ihr Schickſal, ſo dachten ſie, könne doch immer nur ein und daſſelbe ſein; wie könnte jemals die eine ohne die andere glücklich ſein? Und jede glaubte ihren Schatz ſicherer unter der Schweſter Verwahrung als unter der eigenen.

Tage, Wochen, Monate ſchwanden in frohen Träumen unwandelbaren Zuſammenlebens. Eines Abends ſaßen die Schweſtern am Fenſter, als der Hufſchlag eines Pferdes im Hofraume ertönte. Es war ein ſchmucker Jägersmann, der ſich verirrt hatte als er ein weißes Reh verfolgte, das ihn bis in das Doppelſchloß lockte. Die Mädchen empfingen ihn mit freundlicher Gaſtlichkeit und luden ihn ein, im Schloſſe auszuruhen. Er nahm es dankbar an, doch nahte ihm kein erquickender Schlaf im ſeiden-

umhangenen Himmelbette, so oft er auch seine Augen schloß, schwebten zwei holde Gestalten vor seiner Seele, er sehnte sich sie zu betrachten; doch sogleich verschmolzen die zarten Züge in dem blendenden Lichte eines fernen Sternes, von welchem zwei Meteore herniederschossen, und in Pfeile verwandelt, sein lautpochendes Herz trafen.

Er erwachte plötzlich, doch schloß er schnell wieder die Augen um des anziehenden Traumgebildes sich zu erfreuen, das ihn umgaukelt hatte. Als er am nächsten Morgen die Zwillingsschwestern wiedersah, glaubte er seinen Traum erneuert. Beide erschienen herrlich wie der Morgenstern, beide begegneten dem Blick des jungen Mannes mit demselben Erröthen. Und als er Abschied nahm, schlugen beide die Augen nieder und lispelten: „Kommt wieder.“

Als er sich entfernt hatte, zog sich jede der Schwestern in ihr Gemach zurück, und wenn sie sich zum gewohnten Spaziergange vereinten, sprachen sie von ihren Blumen, von ihren Tauben, von ihrem Reh, aber niemals von ihm, dessen Bild in beider Herzen lebte.

Er kam wieder und jedes Mal wenn er ging, fühlten ſich die Schweſtern einander mehr entfremdet. Alma war unzufrieden mit Mandula; Mandula fühlte ſich eingeſchüchtert durch den Ernſt der Schweſter, deren Blicke, deren Bewegungen Mißtrauen und Mißvergnügen verriethen. Mandula ſuchte die Einſamkeit, halb unbewußt ihrer Empfindungen, ſcheute ſie jede Erklärung.

An einem ſchwülen Nachmittag ſtiegen ſchwere Wolken am Himmel auf und drohten mit heftigen Regengüſſen. Mandula ſtand an einem duftenden Roſenſtrauch die ſchönſten Blüthen in einem Strauße zuſammenfaſſend. Alma ſah von der Veranda zu.

„Warum beraubſt du den Garten ſeiner lieblichſten Zierde?“ rief ſie der Schweſter mit vorwurfsvollem Tone zu.

„Der heftige Regen wird die Blüthen alle zerſtören; iſt es nicht beſſer, daß ſie erhalten werden?“ antwortete Mandula, mit ihren Roſen in das Haus tretend.

„Nein, nein, mein Kopf ſchmerzt, ich kann den ſtarken Duft nicht ertragen,“ entgegnete Alma ungeduldig.

„Biſt du leidend?“ — frug die Schweſter — „deine Wangen glühen — und nun biſt du wieder blaß; was fehlt dir theure Schweſter?“

„Kümmert dich das wirklich? Mein Ausſehen iſt doch wechſelnd und häßlich wie du ſagſt, — finden dies nicht auch andere? Haben ſie es dir nicht geſagt?“

Mandula fühlte, daß die Schweſter verletzt ſei; ſie ſehnte ſich ihre Arme um ſie zu ſchlingen und den Unmuth von ihren Lippen weg zu küſſen; doch es nahten Schritte, die Thüre ward geöffnet und der Jäger erſchien.

Beide Schweſtern bewillkommneten ihn herzlich. Mandula bot ihm eine der Roſen aus ihrem Strauße.

„Welch ſüßer Willkomm!“ rief er freudig aus.

Alma hörte nicht mehr, ſie verließ das Zimmer und ſchlug die Thüre heftig hinter ſich zu. Mandula war betroffen, — der Fremde entſchuldigte ſich haſtig, erwähnte das Gewitter, das im Anzuge ſei, und ihn aus dem Walde in das gaſtliche Schloß

geführt habe. Doch Mandula folgte der Schwester, die Thüre Alma's war aber verschlossen.

Mandula ging nun auf ihr einsames Schloß, ihre Thränen flossen; sie sehnte sich ihre Alma zu versöhnen, sie wünschte den Einlaß zur Schwester zu erzwingen und um Verzeihung zu flehen, sie wußte selbst nicht für welche Beleidigung. Was konnte sie auch sagen? Was konnte sie versprechen? Sie verbarg ihr Gesicht in ihre Hände und flehte zum Andenken der Mutter um Milderung ihrer überwältigenden Empfindungen.

Alma ging mit erbittertem Herzen in ihrem Zimmer heftig auf und ab. Sie malte das vermeinte Unrecht der Schwester mit den grellsten Zügen ihrer Einbildungskraft aus, sie blickte herausfordernd um sich, ihr Auge fiel auf den goldenen Apfel, der in der Wandnische auf einem rothen Kissen lag, auf dem Mandula's Name mit ihrem eigenen verschlungen, von der Schwester Hand gestickt war. Diese Gabe, einst so theuer, erschien ihr nun ein Hohn. Kalt wie die Marmorwand, welche das anvertraute Pfand umgab, ergriff sie

nun den Apfel, und preßte ihn in ihren Händen als wollte sie ihn zermalmen, dann legte sie ihn wieder zurück in die Nische. Mit gekreuzten Armen starrte sie ihn schweigend wieder an. Nach einer kurzen Pause ergriff sie die goldene Frucht, wankte zum Balkone, schleuderte den Apfel hinunter auf den Boden, wo er in tausend Splitter zerschellte — und stürzte sich selbst in den Hof hinab. —

Doch kaum hatte sie den Boden berührt, als sie darin festwurzelte, ihre Arme wurden zu Zweigen — sie war in einen Apfelbaum verwandelt. — Der Apfel den sie hinabgeschleudert hatte, es war der eigene gewesen, nicht jener der Schwester, deren Schicksal sie in ihrer Macht wähnte. Die goldenen Früchte waren so oft verwechselt worden, daß Alma ihre eigene behalten hatte, während sie glaubte die Mandula's zu besitzen.

Sie sah die Schwester vorgezogen von dem Manne, dessen Bild auch ihr Herz barg; sie wollte nicht länger leben, aber die beglückte Nebenbuhlerin sollte auch mit ihr vernichtet werden. Mandula's Apfel wollte sie zerschmettern, sie zerstörte den

eigenen und ihr eigenes Daſein — ihr Schickſal war vollendet.

Jahre floſſen dahin und fanden den jungen Jäger vereinigt mit Mandula. Das glückliche Paar ſaß oft im Schloßhof im Schatten des blühenden Apfelbaumes, glücklich inmitten ihrer Kinder, doch das Schickſal der Schweſter tief betrauernd; und Mandula's Thränen bethauten die Blüthen, die der Hauch der Abendlüfte verſtreute.

Jahrhunderte ſind ſeitdem vergangen, und das Vieh graſet auf den Höhen des Büff an der Ruine der Mädchenburg. Die Hirten bewundern jährlich im Schloßhof die Blüthenpracht des Apfelbaumes, der noch nie Früchte getragen hat, und erklären dieſe Erſcheinung durch die Sage von den Feenkindern.

Das Haar des Waiſenmädchens.

Vor der letzten Revolution in Ungarn pflegte bei Comitatswahlen jeder Kandidat ſich eine Farbe für ſeine Fahnen zu wählen und das Parteizeichen, das am Hute getragen ward, eine Roſe oder einen grünen Zweig, eine Hahnen- oder Straußfeder. Das ſchönſte dieſer Zeichen war das Federgras, das von weitem dem Schweife des Paradiesvogels gleicht, ſelbſt getrocknet behält es die zarteſte Empfindlichkeit für jeden Witterungswechſel, ſeine federartigen Fibern entfalten ſich im Sonnenſchein und ziehen ſich in der Feuchte zuſammen. In Ungarn wird dieſe Pflanze das Haar des Waiſenmädchens genannt, und folgende Mythe erklärt ſeine Entſtehung:

Ein liebenswürdiges Fräulein vermählte ſich einem reichen Gutsherrn. Sie war in Freundſchaft mit Helenen der Feenkönigin verbunden, die das erſte Kind der jungen Frau, ein gar liebliches Mägdelein, zur Taufe hielt. Die Mutter ſtarb bald nach der Geburt der Kleinen, ihr letzter Troſt war das Verſprechen der Fee, die verwaiſte Ilka*) — ſo war ſie nach der Taufmutter genannt — nie zu verlaſſen.

Der Vater betrauerte tief den Verluſt ſeiner Frau und gab das Kindchen zu einer Amme. Ein ganzes Jahr verging in Trauer für ihn, doch allmälig hatte er ſeinen Kummer beſchwichtigt und ſuchte nun wieder die Geſellſchaft ſeiner Freunde, die es ihm ſo oft wiederholten, es ſei nicht gut, daß der Menſch allein ſei, daß er ſich endlich entſchloß, nochmals zu heirathen. Seine Wahl fiel auf eine ſtattliche Wittwe, deren Witz und Scharfblick ihn entzückten; doch er ward bald nach der Hochzeit gewahr, daß ſie die Kunſt des Regierens

*) Ilka iſt die ungriſche Abkürzung von Ilona (Helene).

wohl verſtehe, und da er dem Hausfrieden gerne jedes Opfer brachte, überließ er ihr ohne Widerrede alles, was ſie als ihr Reich bezeichnete: nämlich die unverantwortliche Verfügung über den Haushalt, den Gemahl nebſt ſeinen Gütern mit einbegriffen.

Die Dame hatte zwei Töchter erſter Ehe und wollte nicht durch die Erziehung einer dritten ihre Zeit verlieren, die kaum für die Anſprüche des Hausregiments genügte; Ilka blieb daher ihrer Amme anvertraut. Es war eine gute Bäuerin, die mehr Arbeit als Brod hatte, doch deren Liebe für die Waiſe nicht geringer war als für ihr eigenes Töchterchen, an deſſen Grab ſie oft betete und weinte.

Das Pflegekind erblühte auf dem Felde und auf den Wieſen. Dort lief ſie umher und athmete die freien Lüfte, die ihr reiches Haar umſpielten, golden an Farbe wie die Strahlen der Sonne. Ihr Vater beſuchte ſie ſelten; doch wenn er kam, fand er ſie ſtets ſchöner und klüger. Sie wußte alle Kräuter zu nennen, ſie kannte deren verſchiedene Wirkungen, und nicht nur daß ſie beim Flachsbrechen und

Hecheln mit half, ſie hatte auch ſpinnen gelernt wie eine große Perſon, und der Faden an ihrem Spinnrade war der gleichſte im ganzen Dorfe. Und obgleich ſie weder Arbeit, noch Wind und Wetter ſcheute, ſo blieb ſie dennoch, wie die Pflegemutter es oft wiederholte, ein Fräulein vom Scheitel bis zur Zehe, mit Händchen ſo zart und weich, als wenn ſie nur zum Anſehen und Küſſen geſchaffen wären. Wenn ihr Vater fragte, wer ihr denn all' ihre Weisheit lehrte, ſo ſagte ſie: „Meine Taufmutter; ihr wiederhole ich die Lieder, die mir die Vöglein auf dem Felde ſingen; ihr erzähle ich, was ich den ganzen Tag thue, und ſie lächelt dann und ſpricht von meiner theuern Mutter, die vom Himmel auf mich herabblickt und ſich freut, wenn ich gut bin, und mich ſegnet und für mich betet."

Der Vater trocknete eine Thräne in ſeinem Auge und legte ſeine Hand auf das Haupt des Kindes. Als er nach Hauſe kam, ſagte er zu ſeiner Frau: „Theure Seele, Ilka wächſt auf, du mußt ſie bald nach Hauſe nehmen." — „Ja, ja," war die Antwort, „wenn unſere Töchter nur erſt herangewachſen

ſind. Jetzt würde der Wildfang zu lärmend ſein, ſie würde ihre Schweſtern in ihren Studien ſtören und ihre Nerven zu ſtark angreifen."

Der Schein trügt häufig, und die Menſchen ändern ſich; obgleich die Töchter rund und friſch ausſahen wie die kräftigen Bauermädchen im Orte, müſſen ſie lange genug ſchwächlich geweſen ſein; denn Jahre kamen und gingen, und die Waiſe war noch immer bei der Pflegemutter.

Warum durfte ſie nicht immer bei ihr bleiben? — ſo dachte ſie, als endlich die Stiefmutter im Dorfe anlangte und ihr befahl, das rothe Röcklein, das bunte Mieder und die purpurnen Stiefelchen abzulegen und ſie mit glanzloſen Schuhen, dunkelgrauem Kleide und ſchwarzer Schürze zu vertauſchen, vor allem aber ihr reiches Haar unter einer enganliegenden Haube zu bergen. „Ach, hätte ſie nur immer bei ihrer guten Pflegemutter bleiben dürfen!" Dieſer Wunſch wurde nur zu oft in ihrem Herzen laut, wenn ſtrenge Blicke und unfreundliche Worte ihr im Vaterhauſe begegneten. Wie immer ſie ſich auch bemühte, ſie ward doch ſtets ver-

geschickt genannt, und sie strebte doch so aufrichtig, alles der Mutter und den Schwestern recht zu machen. Es wurde ihr aber so oft wiederholt, sie sei ein dummes Kind, daß sie es am Ende selbst glaubte und viele Thränen über ihre Unwissenheit und Ungeschicklichkeit vergoß; dann wurde sie aber ein verweintes Püppchen gescholten. Die Stiefmutter that dies um so öfter, als ihr die Schönheit der Stieftochter ein Dorn im Auge war, die jetzt in der Fülle jugendlicher Anmuth sich entfaltete. Und wenn des Vaters Blick mit Wohlgefallen auf der Waisen ruhte, so unterließ seine Gemahlin nicht zu mahnen: „Mache sie nicht eitel; du weißt, ihre Mutter hinterließ ihr keinen Kreuzer. Du weißt es auch, daß deine Güter verschuldet waren, als ich ins Haus kam; ich habe mein ganzes Vermögen dazu verwendet, diese in guten Stand zu setzen, und meine Investitionen belaufen sich nun höher als der Werth der Güter selbst, diese müssen daher, dem Gesetz zufolge, meinen Töchtern zufallen. Für Ilka können wir leider nichts thun.“ Der Vater seufzte dann laut, ließ anspannen, fuhr

nach irgend einem entlegenen Meierhof und kehrte erſt Abends zurück.

Die kleine Ilka war zu einem herrlichen Fräulein erwachſen und feſſelte die Aufmerkſamkeit aller die ſie ſahen. Die Frau des Hauſes fand das vollkommen überflüſſig und übergab ihr daher die Beſorgung aller häuslichen Geſchäfte, damit wenn Gäſte im Hauſe waren, ſie in Küche und Keller vollauf beſchäftigt ſei. Und wenn die Schweſtern zum Ball fuhren, mußte ſie beim Anzug behülflich ſein und während der Abweſenheit der Familie das Haus ſorgfältig hüten. Dann ſaß ſie oft in ihrem einſamen Zimmer und dachte darüber nach, was wohl ein Ball ſei, und ſtellte ſich vor, es müſſe wohl die Verwirklichung eines jener glänzenden Märchen ſein, die ihre Taufmutter ihr einſt erzählt hatte. Die theure Taufmutter! Die liebliche Frau mit dem holden Lächeln und dem wohlwollenden Blicke! Ilka begann zu weinen bei der Erinnerung an ſie, die ihr niemals mehr erſchienen war ſeit ihrer Rückkehr in das väterliche Haus, wo ſie ſich doch viel mehr verwaiſt fühlte als bei der guten

Pflegemutter. Von der guten Bäuerin hatte ſie ja nie ein rauhes Wort gehört und ſie begrüßte ſie noch jetzt als ihr „Herzkäferchen“, ein Ausdruck, den die Stiefmutter als unehrerbietig höchlich tadelte und ihr ein für alle Mal verbot.

Ilka war ſo ſehr von ihren Gedanken befangen, daß ſie kaum das Herannahen eines wohlbekannten Schrittes vernahm. Die Pflegemutter hatte die Damen fortfahren ſehen, und da ſie wußte, daß auch der Herr bei der Comitats-Congregation ſei und Ilka ganz allein zu Hauſe geblieben war, ſehnte ſie ſich, ein wenig mit ihrem Herzkäferchen zu plaudern, deshalb endete ſie ſchnell ihre Arbeit, und obſchon es dabei ſpät geworden war, kam ſie dennoch herauf ins Schloß, um zu erzählen, daß ſie heute auf dem Markte in der Stadt geweſen, um ihre Hühner zu verkaufen, und daß niemand von etwas anderem als von dem großen Feſte geſprochen habe, das bei Hof vorbereitet werde, zu dem alle Damen des ganzen Reiches geladen ſeien; denn der alte König habe ſeine Krone dem Prinzen übergeben, der nun heirathen ſolle. Er aber war

geſonnen, keiner als der ſchönſten der Mädchen ſeine Hand zu reichen, und habe daher alle Damen des ganzen Reiches zum Hoffeſte beſchieden. „Ich habe — ſagte die gute Frau — wie ich das hörte, gleich an mein Herzläferchen gedacht, an das ſchönſte Kind unter der Sonne.“

„Nur in deinen Augen, theure Seele,“ entgegnete Ilka. „Ich bin nicht ſchön, dies ſagt meine Stiefmutter ſtets, der Vater widerſpricht ihr nicht, und du weißt doch, daß er immer gütig für mich iſt und mich wirklich liebt. Gewiß, ich bin nicht ſchön, denn niemand kümmert ſich um mich, dir allein gefalle ich, theure Seele, ſonſt niemanden.“

Die geſprächige Frau verſicherte aber das Gegentheil mit ſo vieler Beredſamkeit und ſo inniger Ueberzeugung, daß die Waiſe ſich etwas ermuthigt fühlte und ſelbſt leiſe Hoffnung nährte, vielleicht doch auch das Feſt mit anſehen zu dürfen, bei dem alle Mädchen des Landes erſcheinen würden. — Die Pflegemutter verließ ſie jetzt und verſprach, bald wieder zu kommen; Ilka küßte ſie zum Abſchied,

begab ſich bald zur Ruhe und ſchlief ein, bald lächelnd, halb weinend. Sie erwachte bei dem erſten Morgenſchimmer, zog ſich haſtig an und war beſorgt, daß ſie zu ſpät aufgeſtanden ſei. Zwar war noch alles im Hauſe ſtille, — aber es ſollte Brod gebacken werden, ſie lief daher die Treppe hinunter und rief laut: „Joß, Joß!“ Der Zigeunerknabe ſchlief noch unter der Einfahrt, Ilka klopfte ihm ſanft auf die Schulter und wiederholte: „Joß!“ — Der Junge öffnete die Augen — nicht ohne ſie ſtark zu reiben — und ſprang auf, da er ſeine junge Gebieterin erblickte, die ihm befahl, Feuer im Backofen zu machen. Sie ging geſchäftig im Hauſe umher, weckte das Geſinde, theilte allen das Frühſtück aus, der Hühner und der Hunde nicht vergeſſend. Die Sonne ging dabei ſo hell auf und der herannahende Frühling athmete ſo ſüß, daß Ilka ſich ganz glücklich fühlte und nicht erſchrak, wie es zuweilen geſchah, als ſie den Wagen in den Hof rollen hörte, in dem Mutter und Schweſtern vom Ball zurückkehrten; ſie waren müde und verſtimmt, fragten, ob das Frühſtück ſchon bereit ſei

und ſchmähten Ilka, weil es nicht ſchon in den Speiſeſaal hinaufgetragen war. Der frohe Traum war verſcheucht; die arme Waiſe fügte ſich ſchweigend ihren Launen, horchte aber ihrem Geſpräche neugieriger zu als ſonſt. Die große Neuigkeit vom Hoffeſte wurde natürlich unter den Damen beſprochen, ſie veranlaßte ja überall beiſpielloſe Aufregung. Mütter und Töchter ſuchten alle Toilettenkünſte hervor und ſpendeten langjährige Erſparniſſe an die Modehändlerinnen, um in vollem Glanze erſcheinen zu können. Sie ſtrömten in die Hauptſtadt, belagerten die Putzmacherinnen, die Schneider und Friſeurs, und alle Künſtler, die auf Geſchmack und Eleganz Anſpruch hatten. Erbgüter wurden verpfändet, Silber und Koſtbarkeiten verkauft, um prachtvolleres Geſchmeide und Kleiderſchmuck anzuſchaffen. Wie konnte auch jetzt irgend etwas zu theuer ſein, wo eine Krone zu gewinnen war? So dachte auch die Stiefmutter Ilka's und handelte in dieſem Sinne. Kleider von Goldbrocat und geſticktem Sammet, und köſtliche Brüſſeler Spitzen, und Kränze von Juwelen wurden an-

geschafft: Boten wurden zur Stadt gesandt, sie kamen und gingen, denn immer war noch neuer Schmuck zu besorgen; aber niemand dachte an Ilka, niemand brachte ein Geschenk für sie, die nicht den Muth hatte zu fragen, ob sie auch jetzt zu Hause gelassen würde. Und warum sollte sie auch fragen? Wußte sie es denn nicht, daß sie eine arme Waise sei? Was sollte sie bei Hofe suchen? Sie hatte ja keine Mutter, sie liebend zu schmücken und sie freundlich zu begleiten. Wie sollte sie, die Verlassene, zum Feste? Nein, nein, sie wollte lieber zu Hause bleiben, als sich in die goldenen Hallen zu drängen, wo alles schimmerte, alles lächelte, aber kein Auge sie herzlich anblicken würde.

Solchen Trost sprach sich das Mädchen zu, und als der Vater zu ihr sprach: „Mein Kind, ich würde dich gerne mit zum Feste nehmen, doch du bist noch sehr jung; es ist besser für dich nicht in die Welt zu gehen," da küßte sie seine Hand, und konnte sich kaum Rechenschaft geben, warum sie dabei seufzte.

Sie nähte und machte, bürste den Mantel ver-

fahren und begleiten die Familie hinab. Sie stiegen ein und rollten mit stattlicherem Gefolge an Pferden und Dienern ab, als Jlka je in ihrem Leben erblickt hatte. Vom Thor aus schaute sie dem Zuge nach, bis der letzte Reiter um die Ecke des Hügels gebogen hatte; dann ging sie zurück in den Hof und scheuchte den hellbraunen Lieblingshund, der mit dem Schweif wedelte und ihre kleine runde Hand leckte. Sie fühlte sich einsam, sie war traurig, sie hätte weinen mögen, sie wußte nicht warum? Sie ging auf ihr Zimmer und nahm die Legenden der Heiligen zur Hand. Doch die Buchstaben beschäftigten nur ihr Auge, nicht ihr Gemüth; sie konnte nicht lesen, sie konnte nicht denken, ihr Buch fiel zur Erde, sie barg ihr Gesicht in den Händen und weinte bitterlich. Plötzlich drang der Ton einer Silberstimme zu ihrem Herzen, ehe daß das Oeffnen der Thüre oder Schritte im Vorhaus das Nahen eines Fremden verkündet hätten, eine herrliche Frau stand vor ihr, es war ihre geliebte Taufmutter. Jlka lag in ihren Armen und die Herrscherin küßte das goldene Haar des Mädchens und

ſprach: „Mein Täubchen komm, ich will dich zum Feſte ſchmücken.“ Ehe noch Ilka ſich in ihrer freudigen Ueberraſchung faſſen konnte, war ſie feſtlich geſchmückt, und ſaß in einem prachtvollen Wagen mit ſechs makelloſen Schimmeln beſpannt.

Bei Hofe drängten ſich die Ankommenden in lautem Gewühl, die glänzenden Hallen konnten kaum die Menge von Gäſten faſſen, die von allen Gegenden herbeiſtrömten. Die Marmorwände prangten mit Kränzen von friſchen Blumen; doch konnten die prachtvollſten Blüthen an Schönheit nicht mit den Frauen Ungarns wetteifern, deren lebhafte Farben und leuchtende Augen, mehr noch als der Reichthum ihrer Kleidung, die herrliche Fülle des Oſtens wiederſtrahlte. Sie ſtanden umher in dichten Gruppen, von jungen Herren umgeben, die um ſo mehr nach den Blicken der Holden haſchten, als ſie wohl wußten wie bald aller Augen ausſchließlich durch den jungen König gefeſſelt ſein würden. Mit geſpannter Erwartung und pochendem Herzen wurden die Augenblicke gezählt bis zur Stunde, für die ſein Erſcheinen feſtgeſetzt war. Schmetternde Fan-

saren verkündeten endlich sein Nahen, er trat in den Saal. Die edlen Züge seines Antlitzes, gepaart mit dem Ausdruck freundlicher Güte, prägten sich tief in manches Herz und manches Fräulein folgte schweigsamer als gewöhnlich ihrem artigen Kavalier, ehe sie ihre hochfahrenden Pläne für einen Augenblick im Gewühle des wirbelnden Tanzes vergaß. Doch alle Paare traten ehrfurchtsvoll und erstaunt zurück, als der junge König eine Dame zum Tanze führte, deren Lieblichkeit selbst der Neid anerkennen mußte. Ihr Angesicht lächelte hold, unbewußt der eigenen Schönheit, in kindlicher Anmuth, und doch waren ihre Bewegungen eben so sicher und königlich, wie sie reizend waren. Das goldene Wellenhaar, das aus der Silberwolke des Schleiers hervorschimmerte, der ihren Nacken umwallte, war in einem Diadem von Locken auf dem Scheitel zusammengefaßt und verklärte ihre Züge wie eine Glorie. Ein Sammtmieder mit Perlen geschnürt, umschloß die schlanke Gestalt und das mit Edelsteinen gestickte Schürzchen deckte zum Theil den Atlasrock, der mit Diamanten-Blüthen übersäet war.

Jedes weibliche Auge war durch den Glanz des Anzuges geblendet, und jedes männliche bezaubert durch die Anmuth und Schönheit der Fremden; niemand konnte bestreiten, daß sie die Königin des Festes sei; ihr ward die Krone einstimmig zuerkannt. Der König hatte sie, seit ihrem Eintritt in den Saal, nicht einen Augenblick verlassen, er blieb an ihrer Seite, als seine Gäste schon mehr als einmal Tänzerinnen gewechselt hatten. Die Musik hatte aufgehört und die Herren geleiteten die Damen in den anstoßenden Saal, wo sich die Paare trennten, und er war noch immer im Gespräch mit ihr vertieft. Doch der alte König nahte jetzt und wechselte einige Worte mit seinem Sohn, und als dieser sich wieder nach seiner Tänzerin umsah, war sie verschwunden — niemand wußte es wohin. — Die Musik erscholl, der Tanz begann von neuem; aber der junge König nahm keinen Theil mehr daran, denn mit der schönen Fremden war ja jede Freude für ihn entwichen. Er forschte nach ihr, doch vergebens.

Als die Stiefmutter mit ihren Töchtern am Morgen nach Hause kam, fanden sie Illa wie ge-

wöhnlich mit dem Haushalt beschäftigt. Sie erkundigte sich um das Fest; die Schwestern sprachen von nichts als von der unbekannten Dame, die augenscheinlich den Herrscher bezaubert hatte. Kein Wunder, meinten sie, daß sie bei solchem Aufwande von Schmuck gut aussah; wer so viel auf seinen Putz verschwenden könnte, müßte ja die allgemeine Aufmerksamkeit fesseln. Dabei besprachen sie kritisch jeden Zug, jede Bewegung der Fremden, und kamen endlich zu dem Schlusse, daß sie doch nur eine beauté du diable sei.

Ilka horchte dem Gespräch und dachte: sie hätten im Grunde so unrecht nicht; der Putz veränderte mich in der That so sehr, daß selbst die Stiefmutter die unscheinbare Ilka in dem prachtvollen Gewande nicht erkannte. Aber sie lächelte dennoch freundlicher als sonst, obgleich sie ihr Geheimniß nicht verrieth; ihre Taufmutter hatte ihr ja tiefes Schweigen geboten. Doch es war nicht das Verbot allein, was ihre Zunge band, eine neue Welt hatte sich ihrem Herzen erschlossen, seitdem der Blick der Liebe ihr geleuchtet hatte. Es war ihr nun, als sei sie

nicht mehr einsam, nicht mehr verlassen; sie dünkte sich reicher, allein mit der theueren Erinnerung, als sie es inmitten der Pracht gewesen, die sie jüngst umgeben hatte.

Seitdem das Mädchen mit dem Goldhaar verschwunden war, sann der junge König Tag und Nacht, wie er sie auffinden könne, die ihm beständig in der herrlichen Glorie vorschwebte, durch die die Natur sie als Königin bezeichnet hatte. „Ihr gebührt der Thron, so dachte der König, und ich selbst besitze ihn erst dann rechtmäßig, wenn sie ihn mit mir theilt.“ Darum sandte er Herolde aus nach allen Seiten, die unter Trompetenklang es verkündeten: „daß der Himmel die rechtmäßige Königin durch ihr goldenes Haar bezeichnet habe; das Mädchen, das damit geschmückt ist, möge daher erscheinen, um daß ihr König sie zum Altar führe. Wer immer ihren Aufenthalt entdeckt, soll sich hohen Lohnes erfreuen.“

Die Stiefmutter hatte längst ihre eigenen Pläne gehabt, sie hatte nicht ohne Grund der Waise geboten, niemals ohne Haube zu erscheinen, sie hatte

seit jeher mit Wohlbedacht die wunderbare Schönheit des Haarschmuckes verhüllen lassen, stets vermuthend, daß ein geheimer Zauber damit verbunden sei. Da nun das goldene Haar als untrügliches Zeichen der Hoheit genannt wurde, entschloß sich die praktische Frau alsogleich, dasselbe ihrer eigenen Tochter zuzueignen, um sie des Thrones theilhaftig zu machen. Mit dieser Absicht stand sie vom Bette auf, als bereits alles im Hause im tiefen Schlafe lag, und trat in die Kammer der Waise, und mit langer Scheere schnitt sie behutsam die herabwallenden Goldflechten vom Haupte Ilka's, die den süßen Schlaf des Kindes schlief, nicht erwachend bis der Hahn krähte. Sie öffnete nun die Augen setzte sich auf in ihrem Bette, schüttelte ihr Köpfchen, und fuhr mit der Hand zur Stirne, um gewohnterweise ihr dichtes Haar zurückzustreichen. Doch wie erschrak sie als sie entdeckte, das goldene Haar, ihr einziger Schmuck, sei ihr entwendet worden! Sie sprang bestürzt von ihrem Lager, — Wer konnte sie so grausam beraubt haben? Wohl niemand als die Stiefmutter, denn nur ihr war es möglich

unbeachtet hereinzukommen, sie allein hatte den Schlüssel vom Gang, der nach dem Zimmer führte wo Ilka schlief. Schwere Thränen perlten über die Wangen der Waise, und sie seufzte tief: „Wenn es meine theure Taufmutter wüßte.“

Kaum hatte diese Erinnerung ihr Herz durchbebt, als die Fee vor ihr stand und liebevolle Küsse auf die Stirne ihres Lieblings drückte; sie streichelte ihren Kopf und unter dem weichen Drucke ihrer Hand begann das Goldhaar wunderbar wieder zu wachsen, und floß reich herab vom Haupte der Waise und hüllte sie ein, bis an die Füße. Ilka fiel auf die Knie nieder, doch die Königin der Feen war verschwunden. Die Waise herzte und küßte ihre wiedergewonnenen Locken, und barg sie sorgsamer als je unter der dunklen Haube, damit ihr ja niemand mehr die Gabe der theuren Taufmutter entrisse, das Kleinod, das sein Auge gefesselt hatte.

Während dessen war die Stiefmutter mit ihrer ältesten Tochter eingeschlossen, und wohlbewandert in allen Toilettkünsten schor sie das Haupt des Mädchens kahl und schmückte es dann so geschickt

mit dem Haar der Waise, daß es vollkommen das eigene schien. Dem Erstaunen der Leute über diese vortheilhafte Veränderung der jungen Dame, begegnete sie mit der Fabel, daß sie eine Salbe erfunden habe, die das Haar in Gold verwandelte.

Die strahlenden Locken der erborgten Haare verbreiteten glanzvolle Schönheit über das Antlitz des Mädchens das freudig der ehrgeizigen Mutter nach Hofe folgte. Das Auge des Königs war in Freude verklärt, als er hörte das Mädchen mit dem Goldhaar nahe; doch er erblaßte, als er sie erblickte, so unähnlich dem Bilde, das in seinem Herzen thronte. Oder war vielleicht jener Engel blos einmal vom Himmel herniedergekommen, um zu offenbaren an welchem Zeichen die königliche Frau erkannt werden solle? Er fühlte, er könne diese Braut nicht lieben, und doch fesselte ihn eine unnennbare Sehnsucht an ihr Haar, und er bestimmte rasch den Tag zur fürstlichen Vermählung.

Als dieser gekommen war, bewegte sich der prachtvolle Zug langsam zur Kirche; voran der König hoch zu Roß, neben ihm die Braut, stolz

getragen von dem milchweißen Zelter. Der Himmel war wolkenlos als sie das Schloß verließen; doch ehe sie die Kathedrale erreichten, rollte der Donner, ein neckischer Wirbelwind erhob sich, und wehte den Brautschleier der Verlobten weg. Der König sprengte diesem nach; ein zweiter Windstoß riß aber jetzt das erborgte Haar vom Haupte der erschrockenen Dame, die zum Gespötte des Hofes, kahl und bewußtlos von ihrem Zelter herabsank. Der König befahl mit strengem Blicke, daß sie in den Pallast zurückgebracht werde. Mit dem Goldhaar war jeder Funke von Zuneigung aus seinem Herzen entschwunden. Er forderte nun die trugvolle Mutter mit Ernst zum Geständniß ihres Verbrechens auf; sie bekannte es und ward beschämt für immer vom Hofe verwiesen.

Ilka kniete am Bache hinter der Gartenmauer und schöpfte Wasser, als sie plötzlich Sporengeklirr hinter sich vernahm. Rasch sah sie sich um, bei der schnellen Bewegung fiel das Häubchen herab, das ihren reichen Haarschmuck nur mühsam zusammenhielt, es rollte hinab und umgab ihre liebliche

Gestalt wie ein wallender Königsmantel. Doch sie bemerkte dies nicht, ihr Haupt beugte sich über eine Hand, die die ihrige ergriffen hatte, sie sank in die Arme des jungen Königs, — ihr sehnsuchtsvollster Wunsch war erfüllt.

Er hob sie rasch auf den Zelter und führte sie triumphirend zum Altar. Als aber der hochzeitliche Zug von der Kirche zum Pallast zurückkehrte, da waren alle Hügel umher mit goldenen Sträußen geschmückt — mit dem Haar, daß der Sturm vom Haupte der falschen Braut gerissen hatte. Noch jetzt prangt es jährlich im Herbste auf den Haiden Ungarns, und sein Name das Haar des Waisenmädchens erinnert den Hirten an die schöne Ilka.

Die Felsen von Lipnik.

Von allen Flüssen Ungarns wenden nur zwei ihren Lauf nach Norden, sie sind der Donau nicht tributpflichtig, die die Gewässer aller übrigen dem Pontus zuführt. Die Popper und der Dunajetz fließen von Zipsen aus der großen polnischen Ebene zu und eilen, ihre Wellen mit jenen der Weichsel mischend, dem baltischen Meere zu. An den Ufern des Dunajetz bezeichnet das „rothe Kloster" die Gränze Ungarns gegen Galizien, selten besucht von Fremden, höchstens von den Kranken, die in den Bädern von Smerdzonka weilen, in der Nähe des Dorfes Lipnik, das die Badegäste mit Lebensmitteln versieht. Die Bauern, die diese Provisionen nach Smerdzonka bringen, unterhalten die Gäste oft mit Sagen aus der Vorzeit. —

I.

In alten Heidenzeiten beherrschte Kullin, ein mächtiger König, diese Gegend; sein Reich erstreckte sich längs der ganzen Karpathenkette und seine Heerden grasten auf den Alpenwiesen. Doch höher hinauf, wo die Vegetation aufhört, dort hauste die mächtige Omna im Reiche der Felsen. Sie war eine wohlbekannte Zauberin, nicht unsterblich, aber im Besitze des Balsams der ewigen Jugend, sie hatte demnach das Aussehen einer jugendlichen Frau, obgleich sie Jahrhunderte alt war. Hatte sie es versäumt, ihre Stirne mit dem Balsam zu glätten, dann sah sie alt und verwittert aus wie das Moos an den Felsen. Gleich der Thetis der alten Mythologie konnte sie jede Gestalt annehmen und sie verführte das Herz der Menschen, obgleich ihr eigenes Herz von Stein war, es war versteinert worden durch die Länge der Zeit. —

Prinz Wladin, der Sohn des Königs, war der schönste Jüngling im Reiche, niemand kam ihm gleich an Kühnheit und an Gewandtheit, an Freundlichkeit

und an Großmuth. Jedermann liebte ihn, doch niemand so sehr wie Adla, der Stolz des Hofes, der Liebling der Königin, die Braut des Prinzen. Wladin erblickte einst auf der Jagd eine Gemse von ungewöhnlicher Größe; er folgte ihr stundenlang und ließ seine Begleiter weit hinter sich. So oft er auch glaubte, er sei nahe genug, um das Thier mit dem Pfeil zu erreichen, klimmte es wieder höher den steilen Felsenpfad hinan, und der Prinz folgte ihm stets, da er es nie aus dem Gesichte verlor. Es lockte ihn immer höher und höher bis an die Gränze des ewigen Schnees; jetzt glaubte er wieder, es sei in Schußweite, doch die Gemse schien die Gefahr zu entdecken, in der sie sich befand, sie hing sich mit ihren zurückgebogenen Hörnern an den Felsabhang, schwang sich mit einem mächtigen Satz über den Abgrund und war verschwunden. Aergerlich, daß ihm seine Beute entgangen war, dachte der Prinz jetzt an den Rückzug, doch er hatte die Gemse so eifrig verfolgt, daß er erst jetzt bemerkte, wie steil die Anhöhe sei, die er erklommen hatte. Er stand auf einem schmalen Vorsprung,

umgeben von schwindelnden Abgründen und senkrechten Felswänden; kein Ausgang war sichtbar, und den Weg, den er gekommen war, konnte er nicht zurück, denn er wußte, daß sein Fuß im Hinabsteigen jene Spalten nicht wieder finden könnte, an denen er heraufgeklettert war, und nach keiner andern Seite hin war irgend ein Pfad wahrzunehmen. Er stieß in sein Jagdhorn, um seinen Begleitern ein Zeichen zu geben, daß er in Gefahr sei, doch der Ruf erstarb ohne Widerhall, er war zu fern, als daß man ihn hätte hören können. Der Abend nahte und dann die Nacht; Wladin erwartete mit Ungeduld den Anbruch des Tages, in dessen Lichte er vielleicht einen bisher unbemerkten Pfad entdecken könnte. Der Morgen kam, doch die Strahlen der Sonne zeigten es dem Prinzen nur noch deutlicher, daß er sich auf einen Felsen verstiegen hatte, von dem kein menschlicher Fuß zurückkehren könne. Er wartete noch bis zum Abend, und als jeder Versuch mißlang, den Felsen zu erklimmen, der den Vorsprung überragte, dachte er, ein rascher Tod sei dem langsamen Verschmachten vorzuziehen. Doch in

dem Moment wo er eben dem Rande des Abgrundes nahte, um sich hinabzustürzen, hörte er ein Geräusch hinter sich wie das Rauschen eines Seidenkleides. Er wandte sich, und vor ihm stand ein majestätisches Weib, die Königin der Felsen.

Sie nahm ihn bei der Hand und winkte ihm schweigend er möge ihr folgen. Vor ihr öffneten sich die Felsen, die Pfade ebneten sich, Wladin konnte leicht an dem Abhang hinabsteigen. Als sie nun auf der Alpenwiese angelangt waren, die der Prinz wohl kannte, zeigte ihm Omna sein Gefolge in der Ferne und sprach, „Wladin du bedarfst meiner nicht länger." Doch dieser beugte seine Knie und indem er die Hand, die ihn geleitet hatte, an sein Herz drückte, rief er aus: „Erlaube, daß ich dir danke, du hast mich vom Untergange gerettet! Es war nicht der sichere Tod, was mich schreckte, aber ich liebe und ich weiß, daß mit meinem Leben auch Adla verloren wäre, sie würde mich nicht überleben. Adla, die Unvergleichliche, die schönste und beste aller Frauen. Dieser Gedanke allein quälte mich in jener Gefahr, aus der du mich errettet hast.

Zähle auf unsere Dankbarkeit, auf unsere Verehrung bis an das Ende unserer Tage."

Die Zauberin lächelte, „die Gefühle der Jugend sind leidenschaftlich in Dankbarkeit und in Liebe, doch sie schwinden bald, — wenn du die Gewitterwolke siehst, die den Donner und den Blitz in ihrem Schoße birgt, dann hieltest du ihre unwiderstehliche Gewalt wohl auch für dauernd, wenn du es nicht gesehen hättest, daß ein Sonnenstrahl, daß ein Windstoß hinreichend sei, die Wolken zu zerstreuen, oder zu vertreiben. Deine Gefühle werden auch nicht bleibender sein."

„Meine Dankbarkeit wird währen so lange wie meine Liebe, und meine Liebe hört nur mit meinem Leben auf," antwortete Wladin.

„Wir werden es sehen," sagte die Zauberin und verschwand.

Wladin eilte die Anhöhen hinab und fand bald seine Begleiter, die ihn nach langem vergeblichen Suchen schon aufgegeben hatten. Er kehrte zum Hofe seines Vaters zurück, die Königin preßte ihn weinend an ihr Herz und in den Augen Adla's

ſtrahlte eine Freudenthräne. Als er ſein Abentheuer erzählt hatte, pries die Königin Omna's Güte, doch Adla ſchauderte und ſagte: „Ich fürchte die Zauberin, es erfreute ſie nie Gutes zu thun, liebeleer lockt ſie die Menſchen blos zum Verderben an ſich, denn ihr Herz iſt ja von Stein. — Meide ſie, Wladin, gehe nicht mehr ins Gebirge, das Gefahr und Verrath birgt. Die offene Ebene lächelt uns ſo freundlich im Lichte der Sonne entgegen, ſie beut uns den ſüßen Hauch ihrer Blumen; und dies iſt ja dein Reich, an den grünen Wieſen in den Thälern haben die Menſchen ihre Hütten gebaut, dort leben ſie über die du einſt zu herrſchen berufen biſt, — meide das Gebirge, das nur das Wild bewahret!“ —

„Theures Leben,“ erwiederte Wladin ſcherzend, „die Jagd iſt das Bild des Krieges, die Kraft des Mannes erſchlafft in der fruchtbaren Ebene, die friſche Gebirgsluft aber ſtählt den Arm, daß er jene beſchützen könne, die friedlich dort unten den Boden bebauen, wo der Geſichtskreis beſchränkt iſt. Jene, die herrſchen ſollen, müſſen hoch oben thronen, von wo ſie ihr Reich überſehen, ſie müſſen die Ge-

fahr suchen, damit sie stets bereit seien ihr zu begegnen, wenn sie naht.

Die Königin vereinte ihre Bitten mit jenen Atla's, doch Wladin schloß ihren Mund mit einem Kuß.

II.

Kullin war der Beste der Väter, doch so lange er auf dem Throne saß, wollte er nicht, daß sein Sohn die Herrschersorgen theile. Ein König genügt stets für ein Reich, dachte er. Wladin möge es vertheidigen, wenn es angegriffen wird, er führe das Schwert nicht den Scepter, so lange die Krone nicht seine Stirne drückt und auf dieser mit dem ganzen Gewicht der königlichen Pflichten lastet. Jetzt aber herrschte tiefer Friede, Wladins Schwert rostete in der Scheide, sein rastloser Sinn trieb ihn selbst häufig vom Hofe fort, er streifte gern in Verkleidung über Berg und Thal, um sich mit dem Zustande des Landes und seiner Bewohner bekannt zu machen. An einem schönen Sommermorgen ritt

er durch das Thal, er unterhielt ſich mit den Bauern, die mit der Erndte beſchäftigt waren, und als die Strahlen der Sonne brennender wurden, wandte er ſein Pferd in den Schatten des Fichtenwaldes, der den Fuß der Karpathen deckt. Roß und Reiter waren müde und durſtig, der Prinz ſah ſich nach einer Quelle um. Er ſtieg vom Pferde, nahm die Zügel in die Hand, und drang in das Dickicht, wo er das Gemurmel eines Bächleins vernahm. Als er ſich näherte, erblickte er ein Bauermädchen, ſie pflückte Erdbeeren, die ihren friſchen Geruch rings verbreiteten.

„Sammelſt du dieſe Beeren alle für dich, ſchönes Kind?“ rief er ihr zu.

Sie reichte ſie ihm freundlich und ſagte: „Ich ſammelte ſie ſeit dem Morgen, doch euch, mein Prinz biete ich ſie gerne.“

„Du kennſt mich?“

„Wie ſollte ich es nicht? Wer ſollte denn im ganzen Lande nicht begierig ſein Prinz Wladin zu ſehen, und wer ihn einmal geſehen hat, wie könnte er ihn je vergeſſen? Mein Vater nahm mich vor

drei Jahren mit sich in die Stadt, als ihr eben zurückkehrtet aus der blutigen Schlacht, an der Spitze der siegreichen Ritter. Hunderte von Stimmen schrieen: Hier kommt der Held, hurrah! und alle die Damen, die an den Fenstern standen, ließen ihre Tücher von den Erkern wehen, und warfen Blumensträuße zu den Füßen eures Pferdes. Ich guckte durch die Menge und sah für einen Augenblick eure Züge. O ich habe dies nicht vergessen, und ich würde euch unter Tausenden wieder erkannt haben. Ich rief auch so laut ich nur konnte, lang lebe unser Prinz! doch ihr konntet mich nicht hören, meine Stimme verlor sich im Lärm."

Der Prinz lächelte und sagte: „Ich habe dich wirklich nicht gehört, sonst hätte sich mein Gedächtniß ebenso treu bewiesen, wie das deinige. Wo lebst du aber, schönes Kind? Deine Lieblichkeit stammt sicher nicht aus diesen Wäldern."

„Mein Vater ist der Förster, der jeden Montag das Wild zu Hofe bringt, meine Mutter ist längst todt und ich lebe stets im Walde. Mein Vater nimmt mich nur selten, bei großen Gelegenheiten

mit ſich in die Stadt. Er läßt mich zu Hauſe, damit ich das Haus hüte."

„Und biſt du immer einſam, iſt niemand da, der mit dir ſchäkert? der in lauen Sommernächten die Schalmei unter deinem Fenſter ertönen läßt? niemand, der dich zum Tanze führt unter den Lindenbaum im Dorfe?"

Sie lachte und rief einen ſchönen Windhund, der luſtig um ſie herumſprang und dann wieder Gras zu beißen begann, „Seht," ſagte ſie, „das iſt mein Getreuer, der mich nie verläßt, ich habe keinen andern. Er verſteht jeden meiner Winke, er gehorcht meinen Worten. Wenn ich ſchlafe, bewacht er meine Schwelle, meine Hand füttert ihn, und er leckt ſie aus Dankbarkeit. Wenn ich arbeite, giebt mir ſein Gebell Nachricht von dem Nahen eines Fremden, und wenn ich ausgehe, begleitet er mich. Er iſt ſogar mein Wetterprophet, z. B. eben jetzt, er frißt Gras, ein ſicheres Zeichen, daß es regnen wird."

„Er hat vollkommen recht," meinte der Prinz; „ſchwere Tropfen beginnen zu fallen, du mußt nach Hauſe eilen."

„Nicht ohne euch; glaubt nur ich verſtehe mich beſſer auf's Wetter als ihr Städter, ein Gewitterſturm naht, und wehe jedem, den er hier erreicht, ſeht ihr jene kleine weiße Wolke an der Bergesſpitze? Eilen wir, daß der Sturm uns nicht erreicht, ihr wißt ja es iſt hier im Gebirge nirgends ſo gefährlich als in den Fichtenwäldern. Die Bäume haben keine Pfahlwurzeln, und können daher der Gewalt des Orkans nicht widerſtehen, ein einziger Windſtoß wirft ſie zu Hunderten nieder und ſie begraben den Wanderer, der ein Obdach unter ihren Aeſten ſucht. — Der Pfad zu unſerm Hauſe führt hier am Abhang, eilen wir.

Wladin kannte die Gefahr, er ſtieg daher ſchnell auf ſein Roß, und hob das Mädchen hinter ſich auf die Croupe des Pferdes, und ritt raſch mit ihr in der angezeigten Richtung fort. Das Abentheuer gefiel ihm, doch der Gedanke drängte ſich ihm auf, wie es doch komme, daß er nie etwas von der Förſterstochter gehört habe, die doch an Schönheit und Verſtand alle Bauernmädchen weit übertraf, die er je geſehen hatte. Doch der Regen

fiel in immer heftigerem Schauer; der Sturm raſte, und das Mädchen begann vor Kälte zu zittern, der Prinz breitete daher ſeinen Mantel aus, wickelte ihn um ſie und ſagte ihr, ſie ſolle ihn feſt umfaſſen, damit der Sturm ſie nicht von ihrem unſicheren Sitze hinabwerfe.

Halbgeblendet durch Regen, Blitze und Wind erreichten ſie endlich das Förſterhaus, Wladin ſprang vom Pferde und hob das Mädchen hinab. Sie klopften am Thore, niemand antwortete.

„Vater iſt ſicher noch nicht zu Hauſe, doch für dieſen Fall habe ich auch einen Schlüſſel in der Taſche“ ſagte ſie, indem ſie das Thor öffnete. Sie führte das Pferd in den Stall und wies den Prinzen ins Zimmer, wo ſehr bald ein luſtiges Feuer im Kamine brannte. Wladin wärmte und trocknete ſich hier, während das Mädchen geſchäftig ab und zu ging, und bald im Sonntagskleide erſchien, den Eichentiſch mit einem reinen Linnentuche deckend, dem Werke ihrer Hände, wie ſie bemerkte. Sie ſetzte Früchte und Käs, Brod und Milch auf den Tiſch und verzierte ihn mit einem bunten Blumenſtrauß.

Mirtin setzte sich nieder, sie nahm an seiner Seite Platz. Das Mahl ward kaum berührt, denn der Prinz hörte mit stets wachsender Aufmerksamkeit den Worten des Mädchens zu, die ihm ihr abgeschiedenes Leben beschrieb; wie sie oft vom Morgen bis in die Nacht sich selbst überlassen blieb, während ihr Vater auf die Jagd ging. Er war der einzige Mann, den sie kannte, denn nur selten pochte ein Gast an die Thür, und wenn dies geschah, war es irgend ein Räuber oder Geächteter, der ein Obdach für die Nacht suchte, und Gastfreundschaft mit dem Schwerte forderte. Dann erzählte sie von ihrem Schrecken und von ihren Thränen, wenn sie ganze Tage lang nichts als Räubergeschichten gehört hatte und wieder allein zu Hauch blieb.

„Doch ihr eßt ja nichts, mein Prinz" unterbrach sie sich selbst, „ihr werdet doch ein Glas Wein mit mir nehmen."

Sie stand auf und ging zum Wandschrank, und holte daraus einen Krug mit dunklem Weine, und einen silbernen Becher, an dessen Seiten langhärtige Gesichter eingegraben waren. Sie gab den

Wein in den Becher und jeder Tropfen darin erschien dem Prinzen ein Feuerfunken; sie bot ihm lächelnd den Becher, mit den Worten: „Trinke Wladin.“

Die Stimme klang so eigenthümlich, als ob er sie schon früher gehört hätte. Als er den Becher erhob, schien dieser zu glühen, und die bärtigen Gesichter starrten ihn grinsend an, — doch der Wein perlte so einladend, daß er nicht widerstehen konnte. Er leerte den Becher mit einem Zuge.

Rings um ihn nahm jetzt alles eine andere Gestalt an; Seide deckte den Tisch, das Irdengeschirr hatte sich in Gold verwandelt, die Blumen waren zu Edelsteinen geworden und verbreiteten Weihrauchsduft, das Zimmer dehnte sich zu einer geräumigen Halle aus, glänzend beleuchtet durch hundert Lampen, Marmorsäulen erhoben sich rings herum und melodische Töne zogen durch die Luft.

Wladin erhob sich erstaunt von seinem Sitze, das Mädchen stand vor ihm, doch in ihrem Antlitz thronte majestätische Würde. Ein Purpurmantel

umwallte ihre Schultern, sie bot ihm abermals den Silberbecher und rief ihm mit verführerischer Stimme zu: „Trinke Wladin.“

Er war in ihren Anblick versunken, und griff nach dem Becher, doch dieser gleitete aus seiner zitternden Hand und fiel tönend zu Boden.

Alles erschien wieder, wie es vorher gewesen war. Er saß an dem Eichentisch mit dem Linnentuch, die Früchte lagen einladend auf der irdenen Schüssel, das kleine Zimmer war durch zwei Kerzen nur spärlich erhellt, das Bauermädchen stand lächelnd vor ihm, und sagte: Was starrt ihr mich so sonderbar an? Trinkt doch noch ein Glas mit mir, der Wein wird euch nach dem kalten Ritte erwärmen.

Wladin schien plötzlich aus einem Traume zu erwachen, es war ihm, als ob die Schuppen von seinen Augen fielen. „Hebe dich weg von mir Omna“ rief er aus, stürzte aus dem Zimmer und floh, — er hatte die Versucherin erkannt.

Als er nach Hause kehrte, erwähnte er seines Abentheuers nicht, es hatte einen tiefen Eindruck

auf ihn gemacht, und er erinnerte ſich jetzt der Warnungen Ada's.

III.

Als er einſt von ſeinem Geſtüte zurückkehrte, ſchallte ihm Angſtgeſchrei aus dem Walde entgegen. Er eilte dahin, da warf ſich ein liebliches Mädchen, in das dunkele Gewand der Bürgerinnen gekleidet, zu ſeinen Füßen. Zwei Reiter verfolgten ſie, doch als ſie ſahen, daß Wladin das Schwert gegen ſie ziehe, ſo flohen ſie. Das Mädchen zerfloß in Thränen, ſie konnte kein Wort hervorbringen, das Schluchzen erſtickte ihre Stimme. Der Prinz ſuchte ſie zu tröſten und hob ſie vom Boden, wo ſie noch immer kniete, das Geſicht mit ihren Händen verhüllend.

„Sind ſie fort? ſind ſie fort?“ ſtammelte ſie, ſich mit ängſtlichem Blicke umſehend, und als ſie ſich überzeugte, daß ſie ſicher ſei, drückte ſie die Hand des Prinzen ans Herz und rief aus: „du biſt mein Befreier! wie kann ich dir danken für meine

Rettung? und was soll ich nun thun, ich arme Waise! Soll ich zurückgehen zu dem alten Geizhals dem gewissenlosen Vormund, der mich dem Wüstling verkauft hat, dessen Spießgesellen ich nur durch deine Dazwischenkunft entgangen bin. — Könnte ich dir dienen, Edelster der Menschen, als deine niedrigste Magd, ich würde deine Blicke belauschen, um deinen Wünschen zuvorzukommen, noch ehe du sie ausgesprochen. Nie würde ich mich dir aufdringen, und doch stets bereit sein zu deinem Dienst. Ich würde dir folgen, treu und schweigend, wie dein Schatten. — Doch was spreche ich Thörin! ich wollte gern meine Dankbarkeit beweisen und ich flehe schon wieder um eine Gnade!" so rief sie leidenschaftlich aus, faltete ihre Hände und blickte den Prinzen mit einem Blick unbeschreiblichen Wesens an.

Wladin ergriff ihre Hand, kaum wissend was er that, und fragte sie mit unsicherer Stimme: „Was kann ich für euch thun?"

Diese Worte schienen die Energie des Mädchens neu zu beleben, und obgleich sie noch immer zitterte, faßte sie sich augenscheinlich.

„Ihr verlaßt mich also nicht?“ entgegnete sie mit Zutrauen, „ihr wollt also das Leben auch erhalten, das ihr gerettet habt? — dorthin“ sie wies mit dem Finger in der Richtung der Hauptstadt, „dorthin kehre ich auf keinen Fall mehr zurück; doch wenige Stunden von hier wohnt meine Tante bei der ich gelebt habe, bis mich mein Vormund in die Stadt rief. Führt mich hin zu ihr, denn allein fürchte ich zu gehen.“

Der Prinz stimmte ihr bei, — es war Nachmittag, der steile Pfad führte bald über loses Steingerölle, bald durch Waldrickicht. Wladin unterstützte seine schöne Schutzbefohlene, die sich an seinen Arm lehnte und oft ermüdet stehen blieb, ihre Wangen wechselten die Farbe, endlich gestand sie, daß sie ausruhen müsse. Sie setzte sich auf einen Stein, über den ihr Begleiter seinen Mantel geworfen hatte, er stand mit verschränkten Armen neben ihr. Die dunkelen Fichten, die Felsen, das perlende Bächlein, erweckten in ihm eigenthümliche Erinnerungen, und als er das schöne Mädchen anblickte und dem geheimnißvollen Strahl ihrer blauen Augen

begegnete, da durchzuckte ihn der Gedanke, er habe sie schon irgendwo gesehen, doch der schwermüthige Accent ihrer Stimme verwischte schnell diesen Eindruck. Er fragte sie, wer sie denn wäre? sie erzählte ihm, ihr Vater sei unter dem Befehle des Prinzen vor drei Jahren in der Schlacht gefallen, ihre Mutter habe ihn nicht überlebt, sie selbst sei bei der alten Tante geblieben, die taub und blind nicht für sie sorgen konnte. „Doch leider wuchs ich auf," setzte sie weinend fort „wie ihr seht. Was soll jetzt mein Schicksal werden? Soll ich zurückkehren zu der traurigen Behausung, wo kein Auge meine Sorgen sieht, wo ich nichts sehe als Elend, das ich nicht zu lindern vermag und wo ich stets zittern muß vor der Stunde, die das freudenlose Leben meiner armen Tante schließt, und mich abermals der Willkür des verhaßten Geizhalses überliefert. O ich bin das unglücklichste Mädchen auf der Welt!" Sie schauderte.

Der Prinz neigte sich mit Mitleid zu ihr. Ihre schöne Stirne war auf ihre Hand gestützt, während der Ellbogen auf ihrem Knie lehnte, an ihren

dunkelen Wimpern hing eine halbunterdrückte Thräne, Jugend und Unglück hatten unwiderstehlichen Reiz über ihr leidendes Antlitz ergossen.

„Kommt“ sagte sie, als ob der Blick des Mitleids sie gestärkt hätte, „laßt uns unsern Weg verfolgen. Ich werde meine Kraft schon wiederfinden, doch ihr, großmüthiger Retter meines Lebens, ihr müßt mir versprechen, daß ihr meiner nie vergeßt, und mich schützen werdet, wenn ich des Schutzes bedarf, daß ihr mich nicht verlaßt, versprecht. Sie stand auf, und Wladin preßte einen Kuß auf ihre Hand. Doch wie seine Lippen sie berührten, schoß verzehrendes Feuer durch seine Adern, er trat einen Schritt zurück, er blickte scharf in ihr Gesicht und rief erschreckt: Omna! er wandte sich rasch und eilte den Pfad hinab, den er gekommen war.

Der Ruf der Verzweiflung, herzzerreißende Klagen schlugen an sein Ohr, — er blickte nicht zurück, sie hemmten seine flüchtigen Schritte nicht. Hohngelächter, tausendmal wiederholt durch das Echo des Gebirges, folgte ihm nach, er kehrte nicht zurück. „Feigling! Feigling!“ ertönte es durch die

Lüfte, der Prinz blieb stehen und legte unwillkürlich die Hand an den Schwertgriff; doch er ermannte sich und setzte seinen Weg hastig fort.

Im Palaste ganz verstört angekommen, suchte Wladin sein einsames Gemach und schloß sich ein. Es war Nacht, aber der Schlaf floh ihn, die Zauberin beschäftigte fortwährend seine Phantasie; das Bürgermädchen und die Förstertochter schwebten vor seinen Sinnen, in sibirischer Aufregung schritt er im Zimmer auf und ab. Der Morgen kam und er sah Adla wieder. Sie war ängstlich geworden über seine Abwesenheit, wie sie es stets zu sein pflegte, wenn er ausblieb, sagte sie erröthend. Ihr Auge befragte ihn, ob er ihr nichts zu erzählen habe, doch er war befangen durch Gedanken, die er kaum sich selbst gestand, und Adla wollte seinen Unmuth nicht noch erhöhen, wenn sie ihm ihre Sorgen mittheilte, und doch machten sie ihr Herz krank. Wladin fühlte dies, und ward nur noch zurückhaltender und unruhiger.

Doch bald faßte er einen raschen Entschluß. Er wollte die Versuchung freiwillig aufsuchen, die

ſich ihm bisher aufgedrängt hatte, er wollte es der Zauberin mit Wort und That beweiſen, daß er ſie nicht fürchte, und daß der Talismann ſeiner Liebe für Adla ihn ſtets beſchützen werde. Er wollte ihre Großmuth anflehen, daß ſie das Gefühl der Dankbarkeit nicht durch die Verſuchungen verbittere, in die ſie ihn wiederholt geführt hatte, und denen er doch ſtets ſiegreich wiederſtehen werde, die aber ſeine und Adlas Seelenruhe ſtörten.

Er theilte ſein Vorhaben niemandem mit, und machte ſich auf den Weg. Er drang durch den Wald, er ging hinauf auf die Hügel, er ruhte nicht aus auf den Alpenwieſen, er erklomm die Felſen der Karpathen, und als er die Gränzen ſeines Reiches weit hinter ſich zurückgelaſſen hatte, rief er aus: „Omna Königin der Felſen gewähre mir deine Gegenwart!“

Kaum hatte er dieſe Worte ausgeſprochen, als das königliche Weib neben ihm ſtand, ſo wie ſie ihm erſchienen war am Rande des Abgrundes, als ſie ſein Leben rettete.

„Du rufſt, — ich erſcheine,“ ſagte ſie mit holdem

Lächeln: — „ich grüße dich freundlich in meinem Reich. Bist du müde geworden des Lebens da unten? müde der irdischen Thorheiten und der irdischen Schmerzen? Du hast recht, daß du kamst; athme hier mit mir die reineren Lüfte dieser Höhen, die dir unterworfen sein sollen, wie sie es mir sind. Ja mehr noch als mir; denn du hast Gnade gefunden vor meinen Augen, und die Liebe des Weibes macht sie zur Sklavin dessen, den sie liebt."

„Täusche dich nicht," unterbrach sie Wladin, „Ich kann hier nicht bleiben, da unten ist mein Reich und meine Liebe. Ich komme deine Großmuth anzuflehen. Laß mich ungestört in meiner niedrigeren Sphäre weilen, dein ist das Reich hoch über dem Lande wo ich in Frieden athme. Die Atmosphäre, in der du herrschest, betäubt meine Sinne, dir gehorchen übernatürliche Wesen, ich habe nur eine irdische Natur, ich kann mit dir nicht weilen."

„Ist dies deine Einwendung? Kurzsichtiger, wisse denn, daß der Balsam ewiger Jugend in meinen Händen ist, und dein soll er sein. Ich berühre

deine Stirn, und nie wird ihr ſonniger Glanz durch Sorgen getrübt werden. Bleibe mit mir und du biſt frei von allem erdgebornen Wahne, dein iſt dann das lange Leben des Raben, der Jahrhunderte lang den Menſchen und deſſen Gebrechlichkeit überlebt, dein iſt der Genuß dauernder Jugend, du erneuerſt deine Lebenskraft wie die Schlange. Dein iſt die Herrlichkeit des Reiches, das ich dir überlaſſe, dein die verborgenen Schätze der Klüfte, um deren Beſitz ſich Tauſende deiner Mitbrüder lebendig in den Tiefen der Minen begraben, du beherrſcheſt die Quellen, die den Felſen entſpringen und durch die Adern der Gebirge rollend all über die Erde Leben verbreiten. Dein ſind die Blumen ohne Gleichen an Schönheit wie an Duft, dein die Kräuter, die jede Krankheit brechen, jedes Leiden lindern. Du kannſt verfügen über alles dies, und die Schätze vertheilen wie es dein fürſtliches Herz nur wünſcht."

„Mein Sinn geht nicht nach Schätzen dieſer Art, ſie werden nie die meinen, o mächtige Königin! Ich weiß es, dein Reich iſt erhabener als

meines, und deine Macht ist gewaltiger. Doch ein kurzes Leben in meinem niedrigeren Vaterlande an der Seite jener, die ich liebe, ich ziehe es vor Jahrhunderten von Herrlichkeit, — ich habe keine stolzeren Wünsche, — ich kann dich nicht lieben."

„Es ist ja nicht einmal Liebe, was ich fordere," fuhr Omna fort, ich fordere nur Dankbarkeit. Ich habe dein Leben gerettet, und ich biete dir ewige Jugend und Jahrhunderte ungetrübter Kraft. — Weise den Antrag nicht zu rasch zurück, nie ist ein höherer Preis einem Sterblichen geboten worden! Bist du wirklich dankbar, so erwacht die Liebe auch bald in deinem Herzen. Binde dein Leben nicht an ein schwächliches Dasein, dein männlicher Sinn verdient es, daß seine Kraft nicht durch eine Spanne kurzer Jahre beengt werde. Bedenke nochmals ehe du entscheidest."

Der Prinz sagte: „Ich liebe Adla, dies ist meine einzige Antwort."

„Du verschmähst mich also? Wohl, du sollst meine Macht noch fühlen! — Deine Bitte sei dir gewährt, ich versuche dich nicht mehr, doch wir

werden ſehen, ob du mich nicht nochmals aufſuchſt. Du kannteſt mich bisher als deine Freundin, wenn wir uns nochmals ſehen ſollten, begegnen wir uns nur als Feinde. — Hüte dich!" —

Mit dieſen Worten verſchwand ſie.

IV.

Indem Wladin die Worte der Zauberin während ſeiner Heimkehr häufig durchdachte, erfüllte die Ahnung eines Unglücks ſein Herz. Er eilte angſtvoll zu ſeiner Mutter und fand Adla bei ihr. Das Mädchen war bleich, ſie hatte ſich ſtets nach ſeiner Rückkunft geſehnt, die Freude des Wiederſehens führte das Blut in ihre Wangen zurück, und ſie war lieblich wie ſonſt. Die Reinheit ihrer Züge trat ſogar noch klarer hervor, als wie ſie noch in voller Geſundheit blühte. Doch von Tag zu Tag ward ſie bleicher und kraftloſer, ein unſichtbarer Zauber ſchien auf ihr zu laſten, der Flügel-

ſchlag des Todesengels war hörbar über ihrem Haupte, das ſich ſenkte gleich einer welkenden Roſe.

Wladin wußte es, wer den dunkelen Geiſt heraufbeſchworen hatte, er wußte es, daß menſchliches Wiſſen in dieſem Falle fruchtlos bleiben müſſe, und er verfluchte die Stunde, in der er um ſolchen Preis gerettet worden war. Doch er wollte ſich dem feindlichen Schickſal nicht ohne Widerſtand ergeben, und beſchloß die Zauberin kühn zu bekämpfen. Er wußte es, ein einziger Tropfen des Balſams der Jugend könne Adla retten, er wollte ihn daher mit offener Gewalt der Felſenkönigin entreißen.

Er ging nochmals in ihr Reich, und rief ſie. Sie erſchien majeſtätiſch wie zuvor, doch mit einem Blick, geſchaffen alle böſen Leidenſchaften in der Bruſt des Menſchen zu erwecken.

„Biſt du gekommen um Gnade zu betteln für dein Püppchen?“ rief ſie aus, indem ſie eine kleine Phiole aus dem Buſen zog und emporhielt. „Ein Tropfen dieſes Balſams kann ſie retten, doch du ſollſt ihn nicht haben. Erkennſt du nun meine Macht und deine Schwäche?“

„Nicht ehe wir unſere Kräfte gemeſſen haben,“ antwortete Wladin, und ergriff mit ſtarker Fauſt ihren Arm die Phiole ihr zu entreißen, doch in demſelben Moment verwandelte ſich die Zauberin in einen Drachen. Wladin wich einen Schritt zurück, zog ſein Schwert und ſagte: „Dank dir, daß du endlich in deiner wahren Geſtalt erſcheinſt, jetzt kann ich dich bekämpfen.“

Wüthend drang er nun auf den Drachen ein, doch wie der glühende Athem des Ungeheuers den Stahl berührte, ſchmolz er in der Hand des Prinzen. Er warf die unnütze Waffe zu Boden und ſchlang beide Arme um den Hals des Drachen. Das Ungeheuer wand ſich im Todeskampfe um die Bruſt des Helden; es war zu ſpät, er hatte es erwürgt.

Er hob jetzt den Balſam der Jugend vom Boden, und kehrte wenngleich ſchwer verwundet, freudig zu Adla zurück. — Sie ſaß im Garten an der Quelle, in der ſich ihr marmorbleiches Angeſicht ſpiegelte, das jetzt ein Funken von Freude überflog als ſie ihren Geliebten kommen ſah, der ihr triumphirend

die Phiole reichte. Doch sein Antlitz war todtenbleich, seine Hände trugen Blutspuren, und er sank erschöpft nieder. Sie kniete an seiner Seite und untersuchte seine Wunden, — die Giftzähne des Drachen hatten den Tod in sie geträuft, sie wußte es, daß selbst der Balsam der Jugend diesem nicht widerstehe. — Ohne Wladin hatte aber das Leben keinen Reiz für sie; sie schleuderte daher die Phiole in die Quelle, und warf sich in die Arme ihres Geliebten. Ihr Herz brach in demselben Augenblicke als der Tod die Augen Wladins umhüllte.

Doch die irdischen Reste der Liebenden überdauerten die Zeit, sie wurden zu Stein. Und bis zum heutigen Tage sieht der Wanderer an der Quelle von Lipnik zwei Felsblöcke, die von Ferne zwei menschlichen Gestalten gleichen, sich einander fest umschlingend, und der Bauer, der den Fremden dort verweilen sieht, erzählt ihm die wundervolle Geschichte von Prinz Wladin und der schönen Adla.

Klingsor aus dem Ungarlande.

Im Mittelalter, als die erhabene Kunst des Gesanges, nicht wie heut zu Tage nur die matte Reproduction der großen Meisterwerke des Genius und der Zeitvertreib war für die müßige Neugier der Menge, sondern der volle Ausdruck des Gefühles, und Könige stolz waren, den Minnesängern beigezählt zu werden — da lud Landgraf Hermann von Thüringen die edelsten Sänger Deutschlands an seinen Hof auf die Wartburg und forderte sie auf, selbst den Preis zu bestimmen, welcher dem herrlichsten Gesang zu Theil werden solle.

Heinrich von Veldeck, Walter von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Bitterolf, Reinhard von Zwetzen, Heinrich von Osterdingen und

andere mehr, von weniger glorreichen Namen, folgten der Einladung. Jeder schlug einen anderen Preis vor, der Eine meinte, ein goldener Kranz würde am würdigsten den siegreichen Dichter zieren; ein Anderer entgegnete, keine Krone könne dem Siegel der Macht gleichkommen, mit dem die Natur selbst die Stirne des großen Sängers bezeichnete. Reichthümer und Ehren aller Art wurden vorgeschlagen und ungenügend befunden; alle erkannten, daß der Triumph selbst der höchste Preis sei, nach dem allein dem Dichter verlangen könne, und sie fühlten es auch, überwunden zu werden sei eine solche Schmach, daß ihr zu entgehen selbst der Verlust des Lebens wünschenswerth erscheine. Darum solle auch der siegreiche Sänger nur einen einfachen Lorberkranz empfangen, der ihn zum König der Dichtkunst krönte, und alle Sänger sollen ihm huldigen wie Vasallen ihrem Lehnsherrn. Doch nur die würdigsten dürfen den Kampf um solchen Preis wagen, die Mittelmäßigkeit sei ausgeschlossen; wer also die Krone fordert, der sei bereit, mit seinem Leben einzustehen, wenn er überwunden wird.

„Ein Königreich dem Sieger, Tod dem Beſiegten!“ So ward es einſtimmig beſchloſſen.

Im Jahre 1207 verſammelten ſich alle Minneſänger am beſtimmten Tage im großen Saale auf der Wartburg, im Geſange ſich zu meſſen und ſo um die Krone zu kämpfen. Der ganze Hof erſchien in feſtlicher Pracht, Landgraf Hermann an der Spitze deſſelben, Landgräfin Sophia ſtrahlte in lieblicher Anmuth an ſeiner Seite. Viele berühmte Ritter waren gekommen, dem ſeltenen Schauſpiele beizuwohnen und verherrlichten daſſelbe durch ihre Gegenwart. Alle Thüren der Halle waren geöffnet, damit das Volk am Triumphe des ſiegreichen Dichters ſich erfreuen möge. Doch niemand erbot ſich in die Schranken zu treten, um den gefährlichen Kampf zu beſtehen, als Wolfram von Eſchenbach und Heinrich von Oſterdingen, ſie traten hervor und wurden mit lautem Jubel und manchem Seufzer begrüßt.

Heinrich von Oſterdingen beginnt. Seine Stimme führt ins Paradies der Liebe, wo die Seligkeit des Herzens wurzelt, wo die Roſen ewiger Jugend blü-

hen, wo die Sonne warmen Mitgefühls erglüht. Die Harfe wiederholt die süßesten Melodien und löst die Gefühle leidenschaftlicher Liebe in Thränen der Sehnsucht auf.

„Sein ist der Preis!“ so rufen tausend sanft bebende Stimmen, und tausend holde Blicke danken dem jugendlichen Dichter, dessen goldene Locken seine helle Stirne decken, als er sich im Vorgefühle des Sieges dankend verbeugt.

Wolfram von Eschenbach naht nun. Seine Harfe tönt in mächtigen Klängen, seine Worte malen die glorreichen Thaten der Helden, streitend für das Christenthum, fallend in dem heiligen Kampfe. Die Kraft des Glaubens entströmt seinen Lippen und erhebt die Herzen zu frommer Begeisterung, die mit den Tönen der Harfe nicht verhallte.

„Wolfram ist der Sieger!“ dies ist das Urtheil, das Landgraf Hermann nun spricht und das die Schiedsrichter bestätigten. Landgräfin Sophia erzittert, der Lorbeerkranz, den sie hält, fällt zu Boden, und im Hintergrund erscheint der Scharfrichter mit dem Schwert in der erhobenen Hand. Todten-

ſtille herrſcht — niemand will der erſte ſein, der auf die Vollziehung des Urtheils dringt. Das dunkle Auge Wolfram's von Eſchenbach ſelbſt iſt voll Mitleid auf ſeinen Gegner gerichtet. Doch Heinrich von Oſterdingen naht der Landgräfin mit feſtem Schritte und beugt das Knie vor ihr, er hebt den grünen Kranz vom Boden und ſpricht, indem er ihn ihr überreicht: „Dieſes Preiſes unwürdig befunden, kümmert mich wenig der Verluſt eines unrühmlichen Daſeins; doch kann ich nicht ſterben, ohne auszuſprechen, was ich der Wahrheit ſchulde, daß, ob auch Wolfram von Eſchenbach mich übertrifft an erhabener Glaubenskraft, er dennoch nicht der König der Dichtkunſt iſt. Sein iſt das blutige Schlachtfeld, die Welt des hohen Martyrthums; mein ſind die Lieder der Liebe, die dem Herzen hell entſtrömen wie die Kryſtallquellen dem Schooße der Mutererde. Wem gebühret nun der Preis? dem Adler, der durch die Kraft ſeiner Schwingen ſich zur Sonne erhebt, oder dem Schwan, in deſſen Geſang das leiſe Murmeln der Wellen wiederhallt, die ihn umfangen? — Doch Einer lebt, der den

Zauber der Melodie mit der Fülle großartiger Harmonie vereinigt — aber er weilt in fernem Lande. Ihm allein beuge ich mich mit voller Anerkennung seiner Ueberlegenheit, stolz sein Vasall zu sein — nicht vor Wolfram."

Sophia hatte den Hermelin ihres Purpurmantels um die Schulter des knienden Sängers geworfen, als wolle sie sein Leben schirmen, aber Heinrich stand nun auf, seinem Schicksal entgegen zu treten, als Wolfram sprach:

„Halt! eine bestrittene Krone ist werthlos für mich, mein Nebenbuhler selbst muß mein Anrecht anerkennen, oder der Preis gebühret mir nicht. Er möge daher den Dichter nur holen, den er des Lorbeers würdiger hält als mich; bis dahin mag der Lorbeerkranz in den Händen der Landgräfin bleiben; dann aber wird es sich zeigen, ob der Fremde des Preises würdig sei, oder ob es blos die Furcht des Todes war, die Heinrich zu solchem Lobe begeistert hat."

„Ich sage niemals, was ich nicht beweisen kann," unterbrach Ofterdingen mit heftigem Tone, „er ist

der König der Dichtkunst, er, der auf der fernen Ebene weilet — Klingsor aus dem Ungerlande, der Sänger aller Sänger. Wenn ihr mir ein Jahr von heute an gewähret, so werde ich ihn suchen über Berg und Thal; durch die Wälder und über die Halden will ich wandern, bis ich ihn hierher geleite, ihn, der in Kraft und Zartheit uns beide übertrifft, ihn, der allein würdig ist, die Welt mit seinem Ruhme zu erfüllen. Und wenn der Preis ihm nicht einstimmig zuerkannt wird, dann möge ich sterben gerecht verurtheilt als eitler Prahler."

„So sei es," sprach Landgraf Hermann, „doch wisse, daß wenn du am bestimmten Tage nicht erscheinst, so werden die Saiten deiner Harfe von Henkershand zerrissen, und dein Schild zerbrochen werden durch seine Knechte. Die Krone aber trage Wolfram, bis ein Würdigerer erscheint, den er selbst als seinen Herrn anerkennt."

Heinrich verbeugte sich mit bitterem Lächeln, er blickte dankbar zur Landgräfin, die ihre Hand über seinem Haupte ausstreckte, als wollte sie sagen: „der Himmel segne deinen Pfad!" und verließ die Halle.

Der Weg war lang, doch der Sänger eilte über Berg und Thal, um das Land zu erreichen, das die Natur mit ihren reichsten Gaben gesegnet hat, das Land, das die Mühe des Landmannes hundertfältig lohnt, und dessen Schooß Eisen enthält, den Grund zu bebauen und zu beschützen, und Silber und Gold, den Inbegriff alles Köstlichen auf Erden, das Land, das in seinen Tiefen die Opale birgt, diese funkelnden Himmelstropfen, verwahrt in den Höhlen der Erde, die das Licht verlieren, das sie einsaugen und verschönert zurückstrahlen, das Land jenes edlen Stammes, der stolz ist, der tapferste zu sein und der treueste auf der Welt, der die Frauen verehrt nicht als die Idole der Leidenschaft, sondern als die Mütter der Tapfern, theilend ihre Mühen und ihren Ruhm.

Doch Heinrich von Ofterdingen kümmerte dies nicht, er hatte für nichts anderes Sinn als für sein Ziel, den größten Sänger seiner Zeit zu finden, dessen Stimme Deutschland erfüllen sollte. Die Felsen waren steil und reißend die Flüsse, doch der Jüngling erklomm das Gebirge und glitt die Strom-

ſchnellen hinab, und immer iſt er noch ferne von ihm, den er ſucht. Ueberall tönen ihm Geſänge entgegen, deren Dichter er nicht verkennen kann. Er fährt hinab in die Abgründe des Gebirges und frägt den Bergmann: „Das Lied, das du ſingſt, iſt es nicht Klingſor's Lied?“ Der Bergmann aber ſpricht: „Ich lernte es von den unterirdiſchen Wäſſern, die langſam in melodiſcher Kadenz von den Felſenmauern herabtropfen und in bodenloſer Tiefe dahinrauſchen, doch ich hörte nie von Klingſor.“

Heinrich wandte ſich hin zu den ſanften Rebengeländen, wo die Sonne die goldenen Trauben reifen läßt und ihre Glut dem funkelnden Wein mittheilt. Er hörte die Wechſelgeſänge der Winzer und fragte: „Es iſt wohl Klingſor's Lied, das hier ertönt?“ — „Wir kennen dieſen Namen nicht; die Schwalbe und der Storch bringen die Lieder, wenn ſie im Frühling zu uns wiederkehren, wir ſingen, was ſie uns lehren.“

Heinrich wanderte fort, in die Einſamkeit des Urwaldes, deſſen Dunkel das Herz mit Schauer erfüllt. Das melancholiſche Pfeifen des Räubers,

der ferne weiche Schall des Jagdhorns erreichen ſein Ohr; er fragt, weſſen Töne es ſeien, die hier erklingen, und Räuber und Jäger antworten: „Es iſt nur der Wiederhall des Raſcheins der Blätter, wenn ſie im Herbſte von den Zweigen fallen.“

Heinrich ſtieg nun hinab zu der endloſen Fläche; reizende Melodien begrüßten ihn vom nächtlichen Hirtenfeuer, auf der Haide und vom Waitzenfelde, wo die Schnitter ſich der Ernte erfreuten. „Lehrt Klingſor euch die Geſänge?“ fragte er. Sie ſagten: „Der Oſtwind führt ſie über die Fläche mit ſich, die murmelnden Bäche, die zwitſchernden Vögel, die raſcheinden Blätter kennen ſie, wie hätten wir ſie nicht auch gelernt? Doch den Mann, den ihr nanntet, wir kennen ihn nicht.“

Heinrich eilte weiter ohne Raſt und ohne Ruh. Monate waren verfloſſen, ſeit er ausgezogen war, um den Sänger zu ſuchen, deſſen Töne er überall wiedererkannte; doch ihn ſelbſt hatte er noch immer nicht gefunden, und traf er ihn nicht bald, ſo war Tod und Schande des Wanderers Loos.

Die Sonne ſank, die Schatten des Abends

verlängerten ſich, als er über die grüne Ebene an die Ufer der gelben Theiß gelangte, wo nichts mehr ſeine Blicke feſſelte, als der dunkelblaue Bogen des Himmels. Da klangen melodiſche Töne ihm entgegen, er lauſchte athemlos und hörte:

„Ebene meines Vaterlandes, dein üppiger Pflanzenwuchs verwelkt wo er ſteht, deine Ströme winden ſich ſchweigend durch die Binſen der Ufer. Dir ward nicht die Erhabenheit des Gebirgs zu Theil, nicht die ſanfte Schönheit des Thales, nicht die majeſtätiſchen Schatten des Waldes. Es ſchmückt dich keine einzige Schönheit, die ausſchließlich an dich erinnerte. Und doch, wer könnte je die Sehnſucht vergeſſen, die über dir ſchwebt, wenn die Morgenſonne ihr goldenes Licht über dich ergießt; wenn in den Stunden des Mittags die Fee Morgana deine ſchattenloſe Fläche mit Seen ſchwellenden Waſſers deckt — mit dieſem Traum, in dem das verſengte Land ſich der See erinnert — oder wenn des Nachts alles ſo ſtill iſt, daß des Wanderers Ohr den Hauch des Abends vernimmt, deſſen Seufzer im hohen Graſe erſtirbt! — Ja, Ebene

meines Vaterlandes, du bist großartiger als die Gebirge dieser Erde. — Du bist ebenbürtig dem unendlichen Ocean, uferlos gleich ihm gewährst du dem Herzen den freiern Pulsschlag, daß es sich sehnend ausdehnt, die ganze Natur zu umfassen, so weit nur das Auge reicht. — Endlose Ebene, du bist das Bild meines Volkes. Hoffnungsvoll, aber einsam bist du geschaffen, Generationen mit deinem Reichthum zu beglücken. Deine Kräfte schlummern noch, und die Jahrhunderte, die über dich gezogen sind, haben den Tag deiner Glorie noch nicht gesehen. Doch wenn sie auch schlummern, sind sie mächtig in dir, und die innere Stimme meines Herzens sagt mir, daß die große Zeit nahe. Ebene meines Vaterlandes, mögst du blühen, und blühen möge das Volk, das dich bewohnt. Glücklich die, die den Tag deines Ruhmes einst sehen, und glücklich die, deren Trauer durch das Bewußtsein erhellt ist, daß sie den Weg für jene bessere Zeit ebnen, die noch kommen muß."

Der Sänger erhob sich; der ernste Ausdruck seiner hohen Stirne war durch das Lächeln der

freundlichen Lippen gemildert. Die ſanfte Gluth der blauen Augen, überſchattet durch die langen ſchwarzen Wimpern, hob noch auffallender die Bläſſe des edlen Geſichtes, vom dunklen Barte umſchloſſen. Gehüllt in den weißen Mantel des Bauers, trat der Fremde dem deutſchen Sänger entgegen, der ihn mit den Worten begrüßte: „Du biſt Klingſor aus dem Ungarlande.“

„Und wenn ich Klingſor bin, was weiter?“

„Du ſingeſt hier in der einſamen Wildniß ungehört und unbewundert. Selbſt jene, die deine Töne wiederholen, kennen deinen Namen nicht. In Deutſchland aber harret dem Minneſänger der höchſte Preis; ſie ſitzen an der Tafel der Könige und Fürſten. Haſt du vom Wartburgkriege nichts gehört?“

„Mein Vaterland erfreut ſich des Friedens, was kümmern fremde Fehden mich?“

„Es iſt kein Fürſtenſtreit, ſondern ein glorreicher Kampf des Geſanges. Landgraf Hermann von Thüringen hat alle Dichter berufen, in ſeiner hohen Gegenwart um die Krone der Dichtkunſt zu ringen. Er ertheilt ſie dem Würdigſten, den er als ſeines

Gleichen anerkennt, und alle Sänger müſſen dem Sieger als Vaſallen huldigen. Und du weilſt hier in der Einöde, während die Mittelmäßigkeit den Preis an ſich reißt, der mit Recht nur dir allein gehört."

Klingſor lächelte. „O Deutſcher, wähneſt du, daß die Krone des Geſanges durch Fürſten verliehen wird? daß es noch des Lorbeers von der Fürſtin Hand bedarf, um ebenbürtig mit Königen zu erſcheinen? Erhält die Nachtigall denn die Krone des Geſanges auch erſt von der Hand Landgraf Hermann's? — Das Volk allein verleiht die Krone, ſeine Begeiſterung entſcheidet, wem ſie gebühret, und deſſen Lied ſie ſingt, der herrſcht über ihre Herzen. Und das Volk reicht die Herrſchaft nicht dem, der ſich um ſeine Gunſt bewirbt, ſondern dem, der anſpruchslos ſingt ſo wie die Nachtigall, nicht der Krone willen, ja nicht einmal für ſüßen Liebesdank, ſondern weil es der Gott in ſeiner Bruſt gebeut; ihm, der für die Blumen ſingt und für die Vögel, für den Wind und für die Wellen, unbekümmert ob ein Menſch ihn hört oder nicht. Der innige

Ausdruck des Gefühls ist nie verloren, die Natur führt ihn stets den Herzen der Menschen zu."

„Klingsor, du bist größer als ich es fassen könnte; nicht nur die Niedrigkeit, auch die Größe kann den Ruhm verschmähen. Du verachtest den Preis, um den andere ringen! — Du hast recht, deinem Namen kann kein Glanz mehr verliehen werden. Doch was du nicht thun magst der Ehre willen, thue es für mich, den Tod und Schande erwartet, wenn du meine Worte nicht rechtfertigst, daß einer lebt, der größer ist als Wolfram von Eschenbach, welchen Landgraf Hermann für den Sieger erklärte, als wir den Kampf um die Krone kämpften in der Wartburg. Ich bin Heinrich von Osterdingen."

„Tödtet ihr also in Deutschland den Finken, weil seine Töne verschieden sind von jenen der Lerche? Ehrt ihr so den Gesang? Nun wohl, ich ziehe mit dir. Du sollst nicht sterben, obgleich ich deinen Nebenbuhler seines fürstlichen Spielzeugs nicht berauben will. Könige belohnen ja nur den Höfling, nicht den Dichter."

Sie gingen.

Der Jahrestag des Wartburgkrieges war gekommen, in der Schloßhalle waren die Minneſänger abermals verſammelt, an ihrer Spitze Wolfram mit dem Lorbeerkranz gekrönt. Landgraf Hermann und Sophia ſeine Gemahlin ſaßen auf dem Throne, umgeben von Rittern und Damen, die der Ereigniſſe des Tages harrten. Die langen Stunden der Erwartung zu kürzen, hatten die Meiſter ſchon manchen Sang geſungen, doch Heinrich und der geheimnißvolle Fremde waren noch nicht erſchienen. Die Mittagsglocke läutete und die Stirne des Landgrafen umdüſterte ſich; er hob ſeine Hand und winkte, und der rothe Mantel des Nachrichters wurde ſichtbar im Gedränge unten im Hofe, wo Harfe und Schild des abweſenden Sängers auf dem Boden lagen und das Volk zum Schauſpiel der feierlichen Entehrung ſeines Lieblings herbeigeeilt war.

Die Wangen der Landgräfin waren bleich, ihre Blicke hingen an einer entfernten Staubwolke. „Sie kommen!“ rief ſie erfreut. Der Landgraf trat hinaus auf den Erker, und erkannte die zwei Reiter, die in voller Eile der Wartburg nahten — es war

Heinrich und Klingsor. Jubelnd begrüßte sie das Volk, sie traten in den Saal. Klingsor verbeugte sich mit Würde vor der Landgräfin Sophia, und bot freundlich Wolfram die Hand, den er an dem Lorbeerkranze erkannte, er nahte dann der Harfe, und begann:

„Ein Seher, wende ich mich zu dir Fürst von Thüringen. Der Schleier der Zukunft hebt sich vor den Augen des Dichters. Ich singe dir von den Tagen der Zukunft, glänzender in der Wirklichkeit, als die Träume unserer Phantasie."

„Glück ist deinem Sohn beschieden, — in dieser Stunde wurde König Andreas von Ungarn eine Tochter geboren, eine Gemahlin für Prinz Ludwig, die die Nachwelt einst die heilige Elisabeth nennt. Mein mächtiger König wird sie dir in silberner Wiege herſenden, und mit Schätzen überhäufen, doch die Schätze ihres Herzens werden noch größer sein. Ein Engel wird sie leben auf Erden, und wenn ihre irdische Laufbahn geschlossen ist, werden die Nachtigallen ein Requiem an ihrer Bahre singen, und immerblühende Rosen ihren Kelch über ihrem Grabe erschließen."

„Doch dein Stamm wird seine Herrschaft im Lande deiner Väter nicht ausdehnen. Dein Fürstenthum wird getheilt in deinem Hause; doch wenn klein auch ihr Erbtheil, bleibt groß doch ihr Ruhm.“

Einst wird kommen die Zeit, wenn der Krieg stürmen wird durch die Welt; wenn die Heersäulen des Westens und des Südens, und jene des Nordens und Ostens schlachtgerüstet sich auf den Feldern Deutschlands treffen, und die Töne des Gesanges vom Geklirre der Waffen übertäubt werden. Weimar wird dann die friedliche Oase sein, wo Dichter und Denker jene Palmenwälder der Schönheit und Wahrheit pflanzen, die für immer der Stolz Deutschlands bleiben, und dein Land zu jenem heiligen Grunde weihen, zu dem die Schaar der Auserwählten in dankbarer Erinnerung pilgert, deren Sinn von irdischem Gewinn nicht befangen, dem Dienste des Genius geweiht ist.“

„Und ein anderer Zweig deines Stammes soll tragen die Krone der Liebe, und wo der Tagus den Goldsand in den Ozean rollt, und auf den seeligen Inseln des Westens, werden deine Söhne über

die Herzen der Königinnen herrſchen, deren Macht ſich erſtreckt über Land und Meer. Und die Völker unter ihrem Scepter werden Helden der Freiheit ſein, und ſie werden die Fackel des Glaubens und des Wiſſens hintragen in die Welten, die Finſterniß jetzt deckt, und zurück zum Oſten dem Urſprung des Lichtes."

Und Klingſor ſang nun von den Wundern des Orientes, und ſeine mächtigen Töne erglühten im vollen Glanz der öſtlichen Phantaſie, in jenen ſchimmernden Sagen Arabien's deren ſonniger Zauber die Sinne berauſcht wie der Traum ewiger Jugend. Da nahm Wolfram den Lorbeer von ſeinem Haupte herab, und bot ihn dem Sänger aus dem Ungarlande, er fühlte es, daß er überwunden ſei und reichte freundlich Heinrich von Oſterdingen die Hand. Beide huldigten nun ihrem großen Meiſter, und der Landgraf ſtieg herab vom Throne und ſprach zum Fremden: Bleibe bei uns, bei deinen Freunden und den Bewunderern deines Geiſtes; trage die Lorbeerkrone, und herrſche im Reiche der Dichtkunſt, daß deine Lieder unſer Herz erfreuen, und dein Name geprieſen werde in der ganzen Welt."

Doch Klingsohr antwortete:

„Mein Vaterland iſt meine Welt, und die Freude meines Volkes der einzige Preis meines Geſanges. Im Reiche der Dichtkunſt giebt es keinen König; der Lorbeer erneuert ſeine Blätter jedes Jahr, ſie reichen hin, um jeden von uns mit einem friſchen Reis zu ſchmücken.“

Er legte die Lorbeerkrone zu den Füßen der Landgräfin und entfernte ſich, er ſchwang ſich auf ſein Roß und enteilte den Blicken. Deutſchland hatte ihn einmal gehört und nie wieder, wie ein flammender Komet war er erſchienen nur, um für immer zu verſchwinden. Er kehrte zurück zu der endloſen Ebene ſeines Vaterlandes, an die grünen Ufer der Theiß und ſeine Lieder verhallten in den Winden. Doch ihr Geiſt lebt noch jetzt in den Geſängen des Volkes, in den Dichtungen der Söhne der ungriſchen Haiden, der Kisfaludys und Köleſeys, der Tompas und Garays, der Vörösmartys und Petöfys, — es iſt der Zauber von Klingſor's Harfe, der uns in ihren Liedern entzückt.

Anhang.

Jack der Pferdehändler.

Eine schottische Sage

zum Nutz und Frommen der deutschen Volksmänner

erzählt

von

Franz Pulszky.

Die Sage vom Kaiser Friedrich im Kyffhäuser steht nicht vereinzelt da, wir finden im Süden und im Norden Europa's verwandte Geschichten. So wie der Rothbart im Innern des Berges schläft, bis endlich ein Bauersmann die deutsche Fahne entfaltet und die Raben nicht mehr krächzend um den Kyffhäuser herumfliegen, — dann aber hervortreten wird mit seinem Schwerte gegürtet, um Deutschland in voller Macht und Glorie herzustellen: so schläft auch Marko, der Königssohn, in den serbischen Gebirgen. Wenn einmal das Schwert, das er in das adriatische Meer hineingeworfen hat, durch die Fluth ans Land gespült wird und in die Hände eines Helden geräth, dann bricht Marko aus dem Gebirge heraus und gründet das große Slaven-

reich im Süden. In den Grampian-Gebirgen aber, in Hochschottland, sammelt Thom der Reimer seine Ritter und wartet, bis der rechte Mann kommt, dem die brittischen Inseln gehorchen sollen. —

Als vor anderthalb Jahren der Erzherzog Johann, als Reichsverweser, von seinem steierischen Bauernhofe nach Frankfurt gerufen wurde, da glaubte jedermann, der Zauber sei gelöst, der den alten Rothbart in dem Kyffhäuser festhält, jedermann erwartete den deutschen Kaiser mit dem Heldenschwert an der Seite, und in Frankfurt wurden schon die Tische zum Krönungsmahle bereitet. Es stellte sich aber bald heraus, daß der Reichsverweser doch im Grunde ein Erzherzog sei und kein rechter Bauersmann; und die Raben, die aus ganz Deutschland zusammengeflogen waren, kreischten so heiser durcheinander, daß Kaiser Friedrich, der sich schon von seinem steinernen Sitze erhoben hatte, plötzlich wieder in seinen eisernen Schlaf zurücksank.

Auch im Süden ging die Sage, die Ottochaner hätten ein alterthümliches Schwert an der Küste gefunden und dem Ban Jellachich zum Geschenk

gemacht. Der ganze slavische Süden gerieth in Bewegung, und im Gebirge wollte man den gewaltigen Königssohn selbst schon gesehen haben. Aber jedermann überzeugte sich bald, daß der Ban, der sich mit dem Schwerte Marko's gegürtet hatte, zufällig kein Held sei, sondern nur ein Höfling, und die Bewegung legte sich, — Marko schläft ruhig wie zuvor.

Auch Thom der Reimer, der im vorigen Jahrhundert sich so oft erhoben hatte, regt sich seit der Schlacht von Culloden Moor kaum mehr, nur von Zeit zu Zeit giebt er noch ein Lebenszeichen, damit man seiner nicht vergesse.

Im Sommer 1848 kehrte Jack der Pferdehändler vom Markte in Fort William nach Hause. Er hatte seine Pferde alle verkauft, und im Wirthshause manches Glas Whisky mit seinen Käufern geleert. Am Abend ritt er auf seinem Rappen nach Hause. Ehe er noch an dem Ben Nevis vorbeiritt, war es ganz finster geworden, da er aber den Weg viele hundertmal gemacht hatte, ritt er ohne Furcht weiter. Doch als ein ungewisser Mond-

ſtrahl für einen Augenblick die Gewitterwolken durchbrach, ſchien es ihm dennoch er habe den Weg verfehlt. Der Pfad wand ſich plötzlich ſteil in die Höhe und führte an eine Felſenwand, die er nie früher geſehen hatte. Jack hatte wohl, ehe er den Markt verließ, dem ſchottiſchen Whisky ſtark zugeſprochen, aber jetzt wurde er plötzlich nüchtern. Zu ſeiner größten Freude erblickte er, kaum fünfzig Schritte vor ſich, eine dunkele Geſtalt, die ihm entgegengekommen war, und ein hochländiſcher Schäfer zu ſein ſchien. Jack ritt daher ſcharf an ihn heran, und wollte ihn eben bitten, ihm den Weg weiſen zu wollen, als er trotz der Finſterniß bemerkte, dies ſei doch kein Schäfer; denn er hatte einen langen weißen Bart, trug ſchwarze Kleider vom Hochländerſchnitte, und blickte dabei Jack mit einem ſolchen Ausdruck von Würde an, daß dieſer kaum den Muth hatte ihn anzuſprechen. Der Graubart kam ihm übrigens zuvor und fragte, ob Jack den Rappen, den er ritt, verkaufen wollte, er würde ihn kaufen, wenn Jack ihm dafür gutſtehe, daß das Pferd nicht ein einziges weißes Haar auf ſeinem

Körper habe. Der Handel wurde gleich abgemacht. Der Graubart zahlte ohne zu handeln den Preis, den Jack gefordert hatte, ſetzte ſich auf's Pferd, und zeigte dem Pferdehändler einen Fußſteg, auf dem er gleich aus dem Gebirge kommen würde. Doch Jack war nicht der Mann, einem Abentheuer, in das er ſich ſo ſonderbar verwickelt ſah, aus dem Wege zu gehen, er hielt den Graubart auf und ſagte: „Ich hatte nie die Gewohnheit, ein trockenes Geſchäft zu machen. Du haſt den Rappen gekauft, komm in das nächſte Wirthshaus, laß uns einen Schluck Whisky mit einander trinken.“

„Ich gehe nie ins Wirthshaus,“ meinte der Alte, „doch haſt du Muth, ſo begleite mich in meine Wohnung, ich bewirthe dich dort mit dem beſten Wein. Wenn du aber glaubſt, der Muth könnte dir ſinken, ſo kehre lieber gleich um; erſchrickſt du, ſo biſt du ein Kind des Todes.“ — Jack war immer ein tüchtiger Raufbold geweſen, und ſein natürlicher Muth war noch erhöht durch den Whisky, den er in Fort William getrunken

hatte: er ging alſo unerſchrocken mit dem Alten, obgleich er nicht mehr zweifelte, es ſei Thom der Reimer, der große Dichterkönig, von dem er ſo viel in ſeiner Kindheit gehört hatte.

Thom ritt gegen die Felswand, und wie er ſie mit ſeinem Stabe berührte, öffnete ſich dieſelbe; ein enger unterirdiſcher Gang wurde ſichtbar. Thom merkte wohl, daß unſerem Jack das Herz im Leibe höher pochte, und forderte ihn daher nochmals auf umzukehren, wenn er glaubte, er könnte erſchrecken. Doch Jack ſchämte ſich jetzt zurückzutreten und folgte dem König keck in die Höhle, die ſich augenblicklich hinter ihnen ſchloß, als beide eingetreten waren. Ein fahler Schein, wie von einem Irrlicht, tanzte vor ihnen auf dem Boden der Höhle. Der Hufſchlag des Rappen klang hohl und dumpf; an den Wänden hingen ſchwarze Rüſtungen und breite hochländiſche Schwerter, alle blank geputzt, aber man bemerkte dennoch die Spur alter Blutflecken an ihnen. In der Ferne flackerte ein großes Kaminfeuer und erhellte eine große Halle. Thom ritt hin, Jack ſchritt rüſtig ihm nach und ſah plötzlich,

daß ſich die Räume der Halle immer weiter ausdehnten, ſo weit, daß er die Wände in der Entfernung nicht mehr ſehen konnte. In der Halle aber ſtanden an tauſend Rappen, alle kohlſchwarz, mit ſchwarzen Zeugen aufgezäumt, und neben jedem derſelben ein Ritter in ſchwarzer Rüſtung mit dem Speer in der Hand und dem Schwert an der Seite. Aber keiner rührte ſich, alle ſchliefen. Jack konnte ſich nicht enthalten, die Pferde mit Kennerauge zu muſtern, bald an dem einen etwas auszuſetzen, bald das andere zu loben. Der König ſah mit Freude, ſeinem Gaſt mangle es nicht an Muth; die Augen des Greiſes belebten ſich, er ſchenkte einen goldenen Becher voll des köſtlichſten Weines, und bot ihn ſeinem Gaſte an. Jack leerte ihn auf einen Zug, worauf Thom der Reimer ihn bei der Hand ergriff, und zu einem Tiſche führte, auf dem ein Hifthorn und ein Schwert lag.

„Dein Schickſal, und das deines Vaterlandes liegt jetzt in deiner Hand, — ſagte er ihm, — wähle — ſtoße ins Horn, oder ziehe das Schwert aus der Scheide. Thue, was dein Herz dir ge-

bietet, was dein Verstand dir räth; aber wisse, daß du zwischen der Herrschaft und dem Tode wählst. Wählst du recht, so bist du der Herr der Inseln; täuschest du dich, so ist der Tod dein Loos."

Jack besann sich einen Augenblick, und stieg kühnlich in das Hörhorn. Die Wände der Halle existirten, die Ritter saßen in einem Augenblicke eben auf ihren Pferden, und schwangen das blanke Schwert. Thom der Reimer aber ergriff mit starker Hand den armen Jack, und donnerte ihm in die Ohren: „Thor, wie wagtest du in das Horn zu stoßen, und die Kräfte der Unterwelt zu erwecken, ohne daß du deinen Arm mit dem Schwerte bewaffnet hast!" — Jack verginngen die Sinne, er wußte nicht was ferner mit ihm geschehen. Am nächsten Tage fand man ihn neben seinem weidenden Rappen am Ufer der Loch Lochy ganz erschlagen, und von Thom dem Reimer und seinen Rittern phantasirend. Seine Landsmänner behaupteten, die Geschichte, die er erzählte, finde ihre vollkommene Erklärung in dem Wahnsinn, den er in Fort William gefunden; ein deutscher Professor aber,

der in jener Epoche durch die Hochlande reiste, und das Abenteuer Jack's von ihm selbst hörte, überzeugte sich gleich, Thom der Reimer habe den Volksmännern Deutschlands eine Lehre geben wollen, es gelte ihnen was er Jack zugerufen hatte: „Thoren, wie wagtet ihr ins Horn zu stoßen, ehe ihr das Schwert aus der Scheide zogt!“

Berlin, Druck von Gustav Schulz,
Dresdenerstraße 11.

Im Verlage von F. W. Grunow & Comp. in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Aus dem Tagebuche
einer
ungarischen Dame
von
Therese Pulszky.
Mit einer historischen Einleitung
von
Franz Pulszky.
2 Bde. broch. Preis 3 Thlr.

Im Verlage von Franz Duncker (W. Besser's Verlagshandlung) ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Aus Ungarn.
Von
Max Schlesinger.
Erste und zweite Auflage.
8. geh. 33 Bogen. 1 Thlr. 20 Sgr.

Kinder- und Hausmärchen

gesammelt

durch

die Brüder Grimm.

Kleine Ausgabe.

Achte Auflage.

Schillerformat in engl. Leinwand geb. 1 Thlr.

Handel und Wandel.

Von

F. W. Hackländer.

Zwei Bände.

8. 33 Bogen. geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Berlin und Wien.

Ein Skizzenbuch

von

Heinrich Pröhle.

8. geh. 12 Bogen. 22½ Sgr.

Sagen und Erzählungen

aus Ungarn

von

Therese Pulszky.

Zweites Bändchen.

Berlin.
Verlag von Franz Duncker.
(W. Besser's Verlagshandlung.)
1851.

Inhalt.

	Seite
Die ungarische Stammsage	1
König Bela	31
Der ungarische Räuber	109
Der Obstler	130
Held Janos	143
Ein Märchen	164

Die ungariſche Stammſage.

Das Volk kümmert ſich nicht um die Ergebniſſe der Sprach- und Geſchichtsforſchung, ſeine Sagen pflanzen ſich fort vom Vater auf den Sohn, und ſollten die Gelehrten es auch auf das Genügendſte bewieſen haben, daß ſelbſt der Kern der Sagen unhiſtoriſch ſei, ſo bleiben dieſe doch für die Maſſen das theuerſte Vermächtniß der Vorzeit, während ſie die neugeſchaffene Geſchichte verſchmähen, die denn doch unfruchtbar für ſie bleibt, und die ſie für ihre liebgewordenen Fabeln nicht eintauſchen. Um ſo mehr iſt dies aber der Fall, wo die Urgeſchichte der Nation von einem ſo dichten Dunkel umhüllt iſt, daß ſelbſt die Wiſſenſchaften der Neuzeit, die Geſchichte wie die Philologie, dieſes nicht mehr auf-

hellen kann, wie es der Fall mit dem Volk der Ungarn ist. Noch immer ist das Verhältniß seiner eigenthümlichen Sprache zu den übrigen Sprachen der Welt nicht genügend aufgeklärt, ihre wundervolle Bildsamkeit, die das Hülfszeitwort beinahe ganz entbehrlich macht, ihr einfacher Bau, der der Ausnahmen so wenige kennt, die Präcision ihres Wortsatzes, und ihre Prosodie, die nicht auf den Accent, sondern auf die Quantität sich basirt, sind noch immer ein unerklärtes Phänomen. Eine Muttersprache ohne Töchter, mit einem ursprünglichen Typus, der durch Dialekte kaum getrübt ist, und sich scharf gegen alle übrigen Sprachen abscheidet, deren Wurzeln bis zur Unkenntlichkeit verändert werden, ehe sie sich mit der ungarischen Form assimiliren können, steht sie vereinzelt in der großen Sprachenfamilie da, und die Philologen sind noch immer nicht einig darüber, ob sie dem finnischen oder tartarischen Sprachenstamme angereiht werden soll. Jedenfalls versetzen die Geschichtsforscher den Ursitz der Ungarn in die Steppen Mittelasiens, zwischen die mongolische Wüste und das Caspische

Meer, ohne ſich genau über das Verhältniß des Volkes zu den Hunnen und Avaren auszuſprechen. Doch was kümmert dies das Volk, ob Gützlaff ſeinen Urſitz in Kokonor oder Köröſi in Tibet ſuche, fragt den Bauer woher er ſtammt, und er antwortet mit der größten Beſtimmtheit: „aus Scythien“. Für ihn ſind die Ungarn jene Scythen, die den Cyrus geſchlagen, und ſeinen abgehauenen Kopf in das mit Blut gefüllte Goldbecken geworfen haben, damit er ſeinen Durſt endlich ſtille. Alexander der Große fiel vergebens in ihr Reich ein, ſie zogen ſich zurück wie die Mäuſe in ihre Erdhütten, wie die Fröſche in ihre Sümpfe, der macedoniſche Phalanx konnte dem unſichtbaren Feind nicht widerſtehen. Ihrer Obhut hat Darius ſeine Schätze anvertraut, als der Griechenfürſt ihn zum erſtenmale geſchlagen, und noch jetzt wird manches der Hünengräber in Ungarn durch die Bauern mit der Hoffnung geöffnet, die Schätze des Perſerkönigs darin zu finden. Als Scythen ſind die Ungarn die Söhne des Herkules und der Echidna, der ſchönen Frau mit den Schlangenfüßen, die die Roſſe des Heros ſtiehlt,

und die Leidenſchaft dieſer Ahnfrau der Ungarn hat ſich auf ihre ſpäten Nachkommen vererbt, ſie ſind noch immer die entſchloſſenſten Pferdediebe der Welt, die, wie ihr Sprichwort ſagt, den Hengſt unter dem Reiter wegſtehlen. Noch jetzt leben im Volke dieſe Reminiſcenzen des klaſſiſchen Alterthums, zu denen das Mittelalter einen nicht weniger eigenthümlichen Beitrag geliefert hat, denn die Ungarn ſind ja zu gleicher Zeit Abkömmlinge der Waldgötter, die die tartariſchen Frauen verführten, ſie ſind die Söhne Gog's und Magog's, jener pfeilſchnellen Rieſen, die die Steppen Aſiens beherrſchten, und die endlich Alexander Dulkarnein, der Doppeltgehörnte, zwiſchen das Caspiſche Meer und den Pontus einſchloß und die Thore des Kaukaſus mit eiſernen Riegeln befeſtigte, an denen ihre Nachkommen Jahrhunderte lang rüttelten, bis ſie endlich zerbrochen wurden, und die Völkerwanderung ſich über Europa ergoß, gedrängt von dem mächtigen Volke der Ungarn. Denn dieſes iſt ja das letzte das nach Europa kam, der letzte Wellenſchlag der Völkerfluth Aſiens, es iſt alſo dasjenige, das die übrigen vor ſich hertrieb.

Doch ehe es noch unter Arpad die Karpathen überſtieg, hatten einzelne Abtheilungen deſſelben die Mitwelt mit Schrecken erfüllt, denn die Hunnen ſind ja der Sage zufolge Ungarn, und der Attila der Römer, der Etzel der germaniſchen Dichtungen, iſt der größte Herrſcher der Ungarn. Trotz aller Kriege und Revolutionen iſt ſein Andenken nicht vergeſſen, es lebt noch jetzt im Volke wie vor tauſend Jahren als Arpad mit ſeinen Schaaren zuerſt nach Ungarn kam und ſeine Anſprüche darauf gründete, daß er die Ebenen der Donau von ſeinem Ahnherrn Attila geerbt habe.

Doch der ſchöne Dom der Urſage iſt gebrochen, nur vereinzelte Pfeiler zeugen von der ehemaligen Herrlichkeit. Denn die alte Sagendichtung, die noch zur Zeit des Königs Mathias Corvinus vorhanden war, iſt ſeitdem von den Stürmen der Neuzeit verweht worden, und den „unſterblichen“ Dietrich von Bern, der nach dem Zeugniß des Chroniſten Turoczy noch im Andenken des Volkes lebte, kennt jetzt der ungariſche Bauer nicht mehr. Wir wiſſen es nur aus der Chronik, daß er in der großen Böl-

kerſchlacht gegen die Römer, an der Donau einen Pfeilſchuß in die Stirne erhielt, daß der Pfeil ſtecken blieb, und in der Wunde verheilte, und daß der große Vaſall des Hunnenkönigs Attila mitten unter den hundert Hügeln, auf dem Schauplatz ſeiner Thaten, bei Erd, begraben ward, wo noch jetzt die Haide von einer Unzahl von Hünengräbern bedeckt iſt. Vom großen Etzel erinnert ſich das ungariſche Volk nur weniger Züge; daß nämlich ein Schwert vom Himmel gefallen war, zu ſchwer für die Hand der damaligen Krieger; man brachte es zum Hofe Balamer's des Hunnenfürſten, und das Volk erſchrak vor dieſem Omen, es glaubte, daß Gott ihnen ihren Untergang durch das Schwert verkündige. Doch der älteſte Prinz, Attila, ſchwang es wie eine Haſelgerte in der ausgeſtreckten Hand, und die Hunnen wußten es nun, daß es beſtimmt ſei, die Welt zu bekriegen und zu verheeren, daß das Schwert Unglück bedeute, aber nur für das Weltreich Roms, nicht für ſie. Doch Attila iſt nicht nur die Geißel Gottes, er vertauſcht auch das wandernde Zelt der Steppe mit einem feſten Haus, er giebt dem No-

madenſtamm ein bleibendes Vaterland, er iſt der Gründer des Staates. Gleich dem Romulus der römiſchen Sage will er eine Stadt bauen, er zieht einen Wall und Graben von der Donau rings um den Hügel von Ofen, denn hier vom letzten Abhange des Gebirges aus will er die große Ebene beherrſchen, hier ſoll ſeine Reſidenz die Fläche der Theiß und Donau überblicken. Doch Buda, der nomadiſche Bruder des Städtegründers verlacht das Werk Attila's, er treibt ſeine Heerde darüber, die Pferde ſetzen leicht über den Graben, der ſchwere Tritt des Hornviehes ebnet den Wall, und das Volk jauchzt dem Führer Beifall zu. Da erzürnt aber Attila, der bisher mit Buda in brüderlicher Eintracht regiert hatte, der nomadiſche Sinn der Nation muß gebrochen werden, ſoll ſie wirklich eine bleibende Stätte in Europa finden, und im Jähzorn tödtet er den Bruder mit dem Schwerte. Die Hunnen erſchrecken und wagen es nicht, den Geboten Attila's zu widerſtreben; mit Widerwillen und Murren verlaſſen ſie ihr Zelt, wenn auch nicht für das ganze Jahr, doch wenigſtens für den Win-

ter, ſie gründen die Stadt, die zur Erinnerung, daß das Widerſtreben gegen die feſteren Formen der Geſellſchaft vergebens ſei, den Namen Buda für ewige Zeiten erhält. Doch ſelbſt Attila wagt es nicht ſeinen Vorſatz konſequent durchzuführen, er läßt die Zelte auf der Haide ſtehen, er ſelbſt zieht im Sommer unter das Filzhaus an der grünen Theiß, und die Hunnen bleiben noch immer Nomaden. Attila will nicht, daß ſie ſich vollkommen an das Land feſſeln, nur die Beweglichkeit des Wanderſtammes bildet ihn zum Heere des Welteroberers; der Hirte zieht mit ſeinem Häuptling überall hin, wo er Weide für ſeine Heerde und Beute für ſich findet, der Ackerbauer und Bürger iſt an ſein Feld und Haus gekettet. Und ſo zieht nun Attila fort mit ſeinen Hunnen, die Geißel Gottes für die Weſtwelt; die Kaiſer von Rom und Byzanz, die er ſchlägt, erkennen ſeine Oberherrſchaft und zahlen ihm Tribut, und er kehrt zurück in ſeinen Winterpallaſt, und in ſein Sommerzelt, und genießt des Lebens in vollen Zügen, umringt von allen Herrlichkeiten der Welt, beſungen von den Dichtern

ſeines Volkes. In hohen Jahren will er ſich nochmals vermählen, die deutſche Herka, die ſchönſte der Mädchen, ſoll ſein Alter erwärmen. Doch am Morgen nach ſeiner Vermählung wird er todt in ſeinem Blute gefunden. War es ein Blutſturz, der ihn getödtet, waren es ſeine Söhne, die ihn gemordet — wer kann es wiſſen! — Eine glänzende Todtenfeier wird nun veranſtaltet, der Leichnam wird in einen ſiebenfachen Sarg gelegt, der innerſte iſt von Gold, der zweite von Silber, der dritte von Kupfer, der vierte von Eiſen, der fünfte von Ebenholz, der ſechſte von Theißholz, der ſiebente von Eichenholz. Tauſende von Kriegsgefangenen mußten den Lauf der Theiß abgraben, die Leiche ward in das trockengelegte Bett des Fluſſes verſenkt, und der Strom wieder darüber zurückgeleitet, und alle jene die dem Leichenzug folgten, auf Befehl der Söhne des Großkönigs ermordet, damit niemand es wiſſe, wo er begraben liege, und der Feind ſeine Ruhe nicht ſtören könne. Denn die Hunnen ſind des Krieges müde, von ihnen iſt Keiner mehr im Stande, das Schlachtſchwert Attila's zu führen;

nur sein eiserner Wille konnte sie in Städte bannen, nach seinem Tode erwachte der Wandertrieb wieder in ihnen, und Csaba, der Sohn des Gewaltigen, führt sie zurück in die Steppen Asiens, bis wieder einmal ein Herrscher ersteht, der das Volk zum zweitenmale hinausführt in das Land der Verheißung; in die grüne Theißebene, und der das Erbe Attila's zurücknimmt.

So viel und nicht mehr hat sich von der Hunnensage in Ungarn erhalten, und so glänzend auch die Erscheinung des Herrschers ist, so ist sie doch ärmlich im Vergleich zu jener des Etzel und Blödl vom dem die nordischen Dichter erzählen.

Doch selbst diese Bruchstücke sind für den Forscher der Culturgeschichte nicht ohne Interesse. Die lückenhafte Sage zeigt uns ein Volk in dem merkwürdigen Uebergange vom Nomadenthum zur Civilisation, sie führt uns den asiatischen Hirtenstamm vor, der zur europäischen Nation werden will, und dann doch wieder zurückkehrt nach Asien, weil er sich nicht gewöhnen kann an das steinerne Haus, durch das allein das Volk sich mit dem Boden ver-

mählt, und das den herumſtreifenden Hirten zum Ackerbauer umwandelt. Der Nomadenſtamm iſt ſtets geeignet dazu, einerſeits die Agriculturſtaaten ringsherum anzugreifen und zu erobern, andererſeits durch den Handel das Verbindungsglied zwiſchen ihnen zu bilden, denn die ziehenden Hirten waren im Alterthum und ſind bis jetzt in Aſien und Afrika die Kaufleute durch die Wüſten und Steppen. Auch in dieſer Hinſicht hat ſich noch in Ungarn ein charakteriſtiſcher Zug der Sage in Hinſicht der Hunnen erhalten, der übrigens hiſtoriſch begründet erſcheint. Attila iſt der Gründer der Poſt- und der Telegraphenlinien durch Oſteuropa. Von ſeinem Zelt an der Theiß und von ſeinem Pallaſt an der Donau liefen, wie von einem doppelten Mittelpunkte, nach allen Grenzen des Reichs Beobachtungs-Stationen aus, Bergesgipfel im Norden und Weſten, künſtliche Hügel im Oſten und Süden, auf denen die Boten des Königs Tag und Nacht wachten, und ſich Zeichen von Gipfel zu Gipfel, von Hügel zu Hügel gaben, ſo oft ſie etwas bemerkten was mitzutheilen war, und jeder lief dann ſtets bis zu dem

nächſten Poſten, und theilte dort dem Gefährten die Nachricht mit, die dieſer weiter trug, bis ſie von Mund zu Mund bis zu Attila kam. Noch jetzt ſteht ein ſolcher Telegraphenhügel des Hunnenherrſchers unweit der ungariſchen Grenze bei Petronell in Oeſterreich.

Nach dem Verſchwinden der Hunnen aus Europa ſchweigt die Sage Jahrhunderte lang. Von den Avaren und ihren Triumphen, die Conſtantinopel in Schrecken verſetzten, weiß ſie nichts, denn das Volk, das unter dieſem Namen nach Ungarn zog, und hier jene Ringe baute, die erſt Karl der Große bezwang und zerſtörte, hatte keinen Anſpruch auf dieſen Namen. Die gewaltigen Avaren, dieſe Stammgenoſſen der Hunnen und der Ungarn, waren ſtets in Aſien geblieben, ſie waren zu mächtig um von anderen Völkern verdrängt zu werden, und jener Wandertrieb, der in anderen Stämmen herrſchte, blieb ihnen unbekannt. Doch ihre Knechte empörten ſich gegen ſie und flohen vor ihnen nach Europa, wo ſie den furchtbaren Namen ihrer Herrn ſich aneigneten und bis an die Thore Conſtantino-

pels drangen. Nach ihrer Niederlage durch Karl den Großen gehen sie spurlos in der Geschichte unter und selbst die Sage übergeht sie mit Stillschweigen.

Wir hören ihre Stimme erst wieder in dem Augenblicke, wo der Wandertrieb die ungarischen Stämme noch einmal erfaßt, und sie wieder ausziehen das Erbe Attila's zu suchen. In den Steppen Asiens träumt der Stammhäuptling Ugek, daß ein Goldadler dem Schoße seines Weibes entstieg, und als ihm bald darauf ein Sohn geboren wird, nennt er ihn Almos, den Traummann. Der Knabe wächst auf und wird zum Mann, und noch immer hat kein bedeutendes Ereigniß in seinem Leben den Traum verwirklicht, schon sind seine Haare grau, und er lebt noch immer namenlos und unbekannt wie die Patriarchen der Bibel, wie die Sheiks der Araber. Er zieht umher an der Spitze seines Stammes, und seine Heerden grasen im Frühling in der Wüste von Khiva, und im Sommer, wenn unter den glühenden Sonnenstrahlen das dünne Steppengras verdorrt, an den grünenden Ufern des Orus und des Aral-

Sees. Doch eine ungewohnte Bewegung wird jetzt plötzlich unter den ungarischen Stämmen bemerkbar, eine Sehnsucht nach dem fernen Westen durchdringt sie, das Erbe Attila's schimmert vor ihren Augen, sie träumen von den goldenen Wassern der Donau und von den balsamischen Kräutern der Haide Alpar, und sie wollen ihre Heerden dort tränken und ihre Pferde dort füttern, wo einst der Winterpallast und das Sommerzelt des großen Hunnenherrschers stand. Die sieben Häuptlinge der Stämme treten nun zusammen, ein milchweißer Schimmel wird als Opfer geschlachtet, um die Feierlichkeit des Tages zu bezeichnen, und die Fürsten wählen sich jetzt einen Führer, der ihr Herzog sein soll, um sie hinzuführen zum blühenden Donaugefilde. Die sieben Stämme verbinden sich und werden ein Volk, und als Symbol dieser Verbindung ritzen sich die Häuptlinge den Arm auf, und lassen ihr Blut in einen goldenen Becher tröpfeln, und mischen es mit Wein und trinken alle daraus, zum Zeichen, daß sie alle von nun an nur ein Leib und ein Blut sind, und der Herzog den sie gewählt haben ist Almos, der Traum-

mann. Doch die Sage bleibt nicht stehen bei diesem romantischen Bilde, ein Hauch des Westens ist von den Winden in die Steppen Asiens getragen worden, der ungarische Geist ist nicht bloß romantisch, er ist auch nüchtern und reflektirend. Es geschieht mit vollem Selbstbewußtsein, wenn die ungarischen Stämme sich zu einem Volke verbinden, es ist nicht die Gewalt, die sie dazu zwingt; und wenn sie sich einem Herzog unterwerfen, so ist es nicht die Furcht vor seiner überwiegenden Macht, die sie beugt. Es ist nicht der große Krieger, es ist nicht einmal der reichste der Häuptlinge, den sie zum Alleinherrscher freiwillig ernennen, es ist der erfahrenste, der älteste ihrer Fürsten. Sie haben einen bestimmten Zweck vor Augen; sie wollen von den stummen Ufern des Aral fortziehen nach dem geräuschvollen Westen, durch Wüsten und Steppen, über Flüsse und Gebirge, mitten durch unbekannte Völkerschaften, es ist nicht ein bloßer Eroberungszug den sie unternehmen, es ist nicht eine Armee kampfgerüsteter Männer, die fortzieht, es ist eine Völkerwanderung mit Weibern und Kindern und Heerden, und um diese weise

zu führen, müssen sie sich alle vereinigen und sich einem Herzog unterwerfen, der klug ist und erfahren, und der schon vor seiner Geburt zu einem großen Geschick ausersehen ward. Doch selbst für einen so bedeutenden Zweck sind die Stämme der Ungarn nicht geneigt sich einem Selbstherrscher unbedingt zu unterwerfen, und mit der Klugheit eines Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts bestimmen sie im voraus die Bedingungen ihrer Verbindung: daß das Geschlecht des Almos über sie herrschen solle, daß das Land, das die Verbündeten erobern, gerecht unter sie vertheilt werde; daß die Häuptlinge und ihre Nachkommen nie aus dem Rathe des Fürsten ausgeschlossen werden; daß Tod denjenigen erwarte, der den Herzog verrathe, und daß der Herzog, der seiner Pflicht nicht genüge leistet, verbannt werde. Der erste Volksakt der Ungarn ist ein förmlicher Gesellschaftsvertrag, wir finden in der asiatischen Volkssage die Ideen Rousseau's.

Und die Ungarn ziehen nun fort gegen Westen, sie verlassen ihre Nachbarn und Stammgenossen, von denen nur der Stamm der Türken, mehrere Jahr-

hunderte später, ebenfalls die asiatischen Steppen mit der Westwelt vertauscht.

Almos führt sein Volk mit kluger Vorsicht durch die Slavenwelt zuerst nach Kiew, wo er die verwandten Kumanen bekämpft und die Besiegten seinem Volke einverleibt; dann nach Wolodimir und Halitsch. Ueberall empfängt man ihn und seine Schaaren als die Erben Attila's, dessen Name noch in der Erinnerung der Völker lebt; überall erhält er reiche Geschenke, Lebensmittel, Gold und Pelzwerk, und die Slavenvölker ziehen den Ungarn voran und weisen ihnen den Weg und brechen Bahn für sie durch das Dickicht. So erreichen sie endlich das Hochgebirge der Karpathen, und wie sie diese im Rücken haben, lagern sie sich am Fuße der Berge, und Almos, der sie beinahe ohne Kampf vom Aral bis zu dem Donaubecken geleitet hat, legt hier seine Gewalt in die Hände seines kräftigern Sohnes Arpad nieder. Das Volk feiert wieder ein Fest und opfert den Göttern einen Schimmel zum Dank für das erreichte Ziel und erhebt auf dem Schilde den jungen thatkräftigen Sohn des weisen Traum-

mannes, zum Zeichen daß er der Fürst sei, der, nachdem das Volk nach langer Wanderung an die Gränzen seines neuen Vaterlandes gekommen war, dieses nun erobern soll. Die Erfahrung hat ihre Rolle ausgespielt, jetzt gilt es das Schwert zu schwingen, der alte Traummann tritt ab, der junge Held wird das Haupt seines Volkes.

Doch hier beginnt die Sage breit zu werden, die bisher ihre Einheit nicht verloren hatte, neben dem Herzog tauchen auch natürlich andere Namen auf, und jeder edle Stamm will einen Zug seines Ahnherrn der Sage einverleibt sehen. Der kecke Tarqal erreicht der erste im Wettreiten das ausgesteckte Ziel, den Hügel an der Bodrog, und benennt ihn mit seinem eigenen Namen. Kadusa zieht hinab gegen die Wallachen und Bulgaren; wir hören den Namen des weißen Szemere, des Sohnes Huba, doch die einzelnen Stücke der Sage sind ausgefallen, und wir ersehen nicht, bei welchem Ereigniß er sich dies ehrenvolle Beiwort erworben hat. Bei jedem Schritte begegnen wir neuen Namen, die oft mit den unbedeutendsten Thaten verknüpft sind. Doch

die Eroberung Ungarns bleibt der Kern der Stammsage. Arpad bewerkstelligt sie mehr durch Klugheit als durch Gewalt. Er sendet Gesandte zum Slavenkönig Swatopluk, und fordert von ihm einen Schlauch voll Donauwassers und eine Hand voll Grases von der Haide Alpar, die Symbole der Herrschaft über das Land, und sendet ihm dafür als Gegengeschenk einen milchweißen Schimmel mit kostbarem rothen Zeug geschmückt. Der slavische König kennt aber die Zeichensprache des Orientes nicht, er weiß es nicht, daß der Ungarfürst die Souverainität von ihm anspricht, er freut sich des weißen Pferdes und des rothen Zaumes, und sendet Arpad dankbar das Donauwasser und das Haidegras, ohne zu ahnen, daß er ihm dadurch das Erbe Attila's symbolisch übergiebt. Die Gesandten entfernen sich lachend, und Arpad kommt nun mit seinem Volke und nimmt das Land in Besitz bis an die Donau, aus der er seine Heerden tränkt, und läßt seine Pferde auf Alpar grasen. Erst jetzt, wo es zu spät ist, bemerkt Swatopluk, daß er das Land für den Schimmel und das rothe Zeug verkauft

habe, er versucht Widerstand zu leisten, doch vergebens, Arpad rückt unwiderstehlich vorwärts, er reitet hinein in die Etzelburg, und schlägt sein Zelt auf, auf der Insel Csepel wo seine Pferde weiden. Durch Verträge und Gewalt befestigt er seine Herrschaft in jenem großen Halbkreis, dessen Sehne die Save und die Donau, dessen Peripherie die Karpathen und die räthischen Alpen bilden. — Er versammelt nun sein Volk auf der Haide Szer, vertheilt das Land unter den Stämmen, und regiert in Frieden bis zu seinem Ende. Doch unter seinem Sohne und Enkel ziehen die Ungarn jährlich aus, und ergießen sich über Deutschland und Frankreich, über Italien und das byzantinische Kaiserthum wie ein Gebirgsbach, der im Frühling durch das Thauen des Schnees angeschwellt wird. Die Sage erzählt von Siegen und Niederlagen, wie hier Botond an den Mauern von Constantinopel die Thore mit seiner Keule einschlägt, bis ein Lösegeld ihn zum Abzug bewegt, wie dort Lehel bei Merseburg mit seinem Heere geschlagen wird, und tödtlich verwundet den siegenden Kaiser mit seinem Horn nie-

verſchlägt, der genaht war, um den gefallenen Feind zu höhnen.

Doch der Ton der Sage verändert ſich wieder. Unter Geiza und Stephan wird das Chriſtenthum eingeführt, die Sitten des Volkes ändern ſich, nur wenige bleiben unwandelbar dem Glauben und der Lebensweiſe der Vorältern anhänglich, und als Thonuzoba, der alte Häuptling, es ſieht, wie ſich alles um ihn verändert, und er allein zurückbleibt von der älteren Generation, die den ſythiſchen Gebräuchen noch anhängt, da wird ihm das Daſein zur Laſt, er will nicht leben unter den Chriſten, er bringt ſich daher ſelbſt den alten Göttern zum Opfer dar. Mit ſeinen beſten Waffen angethan, beſteigt er ſein Schlachtroß, und läßt ſich an der Theiß lebendig begraben.

Hier reißt plötzlich der Faden der alten Stammſage ab, das Volk iſt ein anderes geworden, ſeitdem es ſich zum Chriſtenthum bekehrt hat, und ſeitdem Stephan König geworden war; denn er empfing die Krone nicht mehr vom Volke, ſondern vom Papſte, dem ſie zwei Engel vom Himmel zu

diesem Zwecke gebracht hatten. Der alte Glaube war besiegt, doch nicht bloß durch Gewalt, sondern durch einen neuen Glauben. Die asiatischen Ideen wichen nicht dem Schwerte, sondern den Ideen der Westwelt.

In einer Localsage des Somogyer Comitates finden wir einen Anklang dieser Anschauung. Kupa, auch historisch der Herzog der Somogy, und ein Vorkämpfer des Heidenthums, empört sich gegen Stephan und wird von demselben geschlagen. Doch er reitet das Zauberroß Tatos, das mit Verstand und Rede begabt ist und den Volksgeist personifizirt. So lange Kupa dies nicht verliert, ist nichts verloren, er kann den Kampf immer wieder erneuern. Die Ritter Stephan's wissen dies und jagen daher alle dem flüchtigen Rosse nach, doch dieses setzt leicht von Hügel zu Hügel, von Berg zu Berg, und der Herzog glaubt sich schon gerettet, denn die Feinde sind in weiter Ferne zurückgeblieben. Doch plötzlich stutzt das Zauberroß und beginnt zu weinen, als Kupa erschreckt um die Ursache frägt, sagt es, es könne ihn nicht länger

retten, denn König Stephan habe sich seines jüngeren Bruders bemächtigt, der es im Laufe überhole. Und kaum hatte der Tatos diese Worte gesprochen, als Kupa den König bemerkt, wie er auf seinem Rosse von Felsenkuppe zu Felsenkuppe setzt, und überall sich die Spuren des Pferdehufes eindrücken. — Ein Augenblick noch und Kupa ist erreicht, ein zweiter und der Vorkämpfer des Heidenthums ist erschlagen — denn der König war auch durch den Volksgeist getragen, aber durch einen jugendlichern als der Herzog.

Seit den Tagen Stephan's erfindet die Sage nichts mehr, sie schmückt nur die Geschichte aus, und flicht manche Blume in die dürre Chronik ein. Merkwürdig ist es aber, daß sie die asiatische Anschauung vergessen hat, und wie das Volk selbst streng legitimistisch geworden ist. Das Erbrecht geht ihr über alles*), die Krone heiligt jedes Haupt, dem sie aufgesetzt ward, und wir finden bald jene

*) Ein Beispiel dieser Anschauung giebt die folgende Erzählung vom König Bela.

abgöttische Verehrung dieses Symbols der Monarchie, die im spätern Mittelalter ein Oberrichter des Landes aussprach, als er ernstlich versicherte, daß wenn ein wirklicher Affe die Krone des heiligen Stephan's trüge, jedermann verpflichtet wäre, ihm zu huldigen. Und die Könige von Ungarn kennen diesen Volksglauben wohl, so als Herzog Andreas am Ende des 12ten Jahrhunderts sich gegen seinen Bruder König Emmerich empört, und an der Spitze des Heeres ihm entgegen zieht, da setzt der König die Krone aufs Haupt und wirft den Königsmantel um die Schultern, geht kühn in das feindliche Lager und nimmt eigenhändig seinen meuterischen Bruder inmitten seiner Getreuen gefangen; denn er weiß es, daß niemand es wagt, Hand an den König zu legen, der die Krone rechtmäßig trägt.

Nur wenige Züge aus den Zeiten der folgenden Herrscher haben sich im Volke erhalten. Es erinnert sich des Elends unter dem verschwenderischen König Ladislas, dem Kumanen, wo, wie es heißt, kein Zugvieh mehr im Lande zu finden war,

und der Bauer seinen Wagen selbst ziehen mußte, und es nennt noch jetzt einen Handkarren den Wagen des Königs Ladislas des Kumanen. Erst unter Matthias Corvinus lebt die Sage wieder auf, er ist der Liebling des Volkes, das hundert Abenteuer von ihm erzählt, die der Geschichtschreiber nicht kennt.

Wie Harun Al Raschid geht er verkleidet unter seinem Volke herum, um dessen Bedürfnisse kennen zu lernen, und wird oft in die sonderbarsten Abenteuer verwickelt, er schleicht sich selbst in die belagerte Stadt hinein, sitzt im Wirthshaus, wo er den Gesprächen zuhört, während er ein hartes Ei nach dem andern verzehrt, doch endlich entfernt er sich, als er bemerkt, daß er die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen beginnt, und wie er fort ist findet man, daß er auf den Tisch die Worte geschrieben hat: »Hic fuit Matthias rex, decomedit ova sex.«

Ein andermal schließt er in Verkleidung große Freundschaft mit dem Dorfnotar von Czinkota, und leert manches Glas Wein mit ihm; endlich giebt er sich zu erkennen, und erlaubt seinem Freunde eine

Gnade sich auszubitten. Der Notar nimmt ihn beim Worte und bittet, daß in Czinkota von nun an die Maaß doppelt so viel halte als in der Nachbarschaft. Es wird ihm gewährt, der Befehl wird für Czinkota ertheilt; doch als der brave Trinker das Wirthshaus verlassen will und seine Zeche zahlt, bemerkt er zu seinem Schrecken, daß er vergessen habe vom König zu verlangen, daß die Doppel-Maaß nicht theurer sein soll als die einfache war. Er hat durch die Gewährung seiner Bitte durchaus nichts gewonnen, aber bis zum heutigen Tage blieb die Maaß in Czinkota zur Erinnerung dieses Abenteuers eine Doppelte.

Neben diesen naiven Aeußerungen des Volkswitzes erhielt sich aber auch die Erinnerung an die Gerechtigkeitsliebe des großen Königs, und noch heute hört man oft den Bauer ausrufen, wenn er glaubt Unrecht erdulden zu müssen: König Matthias ist todt und mit ihm die Gerechtigkeit! — Im Gefolge des Königs nennt aber die Sage noch einen Namen, den die Geschichte kaum kennt, den des Helden Toldy Miklos, der schon unter Wladislas

dem Ersten den riesigen Böhmen im Zweikampf überwindet, der auf der Insel Csepel täglich die tapfersten Ungarn gefordert und getödtet hatte; er ist dann der Waffengefährte Johann Hunyady's des Gouverneurs und seines Sohnes, des Königs Matthias, er ist der kräftigste Mann seines Jahrhunderts, ein zweiter Samson, und als der König gestorben ist, ragt er noch als Greis in das weichliche Zeitalter des zweiten Wladislas hinein und rettet, über achtzig Jahre alt, im Turniere die Ehre des ungarischen Schildes, das die jüngere Generation nicht mehr zu vertheidigen im Stande ist.

In diese und die nächstfolgende Zeit fallen die mannigfaltigen Sagen, die sich auf die Türkenkriege beziehen. Die zwei verwandten Nachbarstämme, die sich vor einem halben Jahrtausend in Asien getrennt hatten, treffen sich in Europa wieder, doch der eine ist zum Christenthum, der andere zum Islam übergetreten, und sie haben die Bande vergessen, die sie einst verknüpft hatten. Sie begegnen sich jetzt auf dem Schlachtfelde mit dem Schwerte in der Hand, und wenn auch ein Theil der Ungarn sich bald

mit den alten Stammgenossen verbrüdert, so hört der Kampf doch durch volle drei Jahrhunderte nicht auf. Es wechseln die Siege und die Niederlagen, aber die Zeit der Sagenbildung ist vorbei, nur einzelne Züge pflanzen sich im Volke fort, und die Sage erhebt sich nicht mehr zum schwunghaften Epos, sie wird immer magerer und nüchterner und erstirbt endlich in niedrigen Räubergeschichten. Das Volksbewußtsein ist in den unteren Schichten der Gesellschaft erstorben; die Kriege, die die Nation führt, sind keine Volkskriege mehr, nur der Räuber war noch populär, weil er den Kampf gegen die Gesellschaft annahm, die ihn unterdrückte, und den Muth hatte, dem Galgen zu trotzen, der ihn erwartete.

Doch der Volksgeist, der seit Jahrhunderten im trägen Schlummer seiner selbst unbewußt blieb, wurde durch die gewaltige Stimme Kossuth's nochmals geweckt. Er erhob sich mit dem vollen Glaubenseifer früherer Zeiten und als es zum Kampfe kam, nahm die ganze Nation daran Theil, nicht nur die sogenannten gebildeten Stände, und sie

vertheidigte sich muthig gegen eine Welt in Waffen. Der Kampf ging zu Ende, doch wer könnte es glauben, daß die geistige Bewegung aufhören und vergessen werden könnte, wenn auch die zerstörten Städte und Dörfer wieder aufgebaut sind, und die Generation nach und nach ausstirbt, die im Schlachtenfeuer gestanden ist, und diese Bewegung wird sich in der Poesie der Sagen fortpflanzen, wenn längst alles wieder geebnet und ruhig erscheint, wie jene Meeresströmungen, die der Schiffer tief unter der spiegelglatten Oberfläche bemerkt. Im Ausland, wo der kritische Verstand und eine skeptische Weltansicht längst die Oberherrschaft gewonnen haben, hat man kaum eine Ahnung, wie gewaltig das Volk in Ungarn von der Idee und der Persönlichkeit ergriffen war, für die es muthig den Kanonen entgegenging. Ein einziger Zug, den mir ein Augenzeuge erzählt hat, sagt mehr, als eine bogenlange Abhandlung.

Am Vorabend der mörderischen Schlacht von Isabzey saß Kossuth mit mehreren Offizieren am Tische, bei einem frugalen Mahle, als ein Unter-

offizier mit einer Depesche von einem der Generale eintrat. Nach dem Durchlesen füllte Kossuth ein Glas mit Wein, reichte es dem Unteroffizier und sagte, indem er sein eigenes Glas erhob: „Tapferer Held stoß an mit mir auf den Sieg des Vaterlandes.“ Der Unteroffizier war augenscheinlich überrascht, setzte den Becher schweigend auf den Tisch zurück und sagte: „Herr, ich bin nicht würdig, mit Euch zu trinken.“ Da sprang Kossuth auf und umarmte den Honved mit den Worten: „Männer wie Du retten das Vaterland, ihnen gebührt die Ehre, nicht mir — stoß an.“ Eine Thräne glänzte in den Augen des Soldaten, er leerte das Glas auf einen Zug, und ehe es Kossuth wehren konnte, hatte er dessen Hand ergriffen, geküßt, und war fortgegangen. Einer der Offiziere rief aber Kossuth zu: „Es war nicht recht, was Sie thaten — sie haben diesem armen Mann den Todeskuß gegeben.“

„Wie so?“ fragte dieser.

„Ich kenne ihn,“ antwortete der Offizier, „es ist ein braver Junge, doch er fühlt sich in diesem Momente so hoch geehrt, daß er morgen die Gefahr

aufſuchen wird und in den ſichern Tod geht, um zu beweiſen, daß er dieſer Ehre würdig war."

„Unſinn!" — rief Koſſuth, doch am nächſten Tage fand man den Honved todt vor der Batterie, die die Freiwilligen geſtürmt und genommen hatten.

König Bela.

Inmitten eines fruchtbaren Thales, an dem Abhange des Vertefer-Gebirges, das sich längs des Donau-Stromes hinzieht, stand im eilften Jahrhundert die königliche Abtei von Dömös. Es war ein Prachtbau in dem Style der damaligen Zeit. Eine lange Reihe von rothmarmornen Säulen, die Capitäler mit rohen Sculpturen aus der heiligen Schrift verziert, liefen durch Rundbögen verbunden um das ganze Gebäude. Sie ſtützten die Hauptmauer, deren impoſante Maſſe je zwiſchen zwei Säulen durch ein rundes Fenſter unterbrochen war, das mit zierlicher Abwechslung die Geſtalt der Roſen mannigfaltig wiederholte. Ein flaches Dach, von glänzend verglaſten farbigen Ziegeln, krönte die

Abtei, und Arabesken von gebrannter Erde bildeten die Zinne ringsherum. An das Hauptgebäude schlossen sich zwei mächtige Flügel in gleichem Style an, und bildeten einen geräumigen Hofraum, der von der grünen Fläche an der vierten Seite nur durch ein leichtes Eisengitter getrennt war. Doch die Gastlichkeit der Mönche erlaubte nicht, daß die Thore desselben je geschlossen würden.

Es war im Jahre 1063, als das Volk sich in buntem Gewimmel gegen die Säulenhalle drängte, zu deren Mitte einige Stufen hinaufführten, wo jetzt König Bela auf seinem Richterstuhle thronte. Er hatte sich dahin begeben, um seinem Volke Recht zu sprechen; denn um dem Unrecht und den Uebergriffen zu steuern, reiste er herum in seinem Lande und hörte die Klagen überall an, und das Volk liebte ihn, weil der Geringste seiner Unterthanen vor ihm nicht weniger galt als der Gewaltigste. Nicht nur die Krone auf seinem Haupte und der erhabene Sitz ließen in Bela den Fürsten erkennen; die hohe Stirne, der Adlerblick, der Ausdruck von Entschiedenheit um die Lippen, gewohnt zu gebieten, bezeichneten den

Herrscher, zu dem Aller Augen vertrauend empor-schauten. Um ihn saßen im Halbkreis seine Söhne, die drei jugendlichen Prinzen Geiza, Ladislas und Lambert; die Großwürdenträger des Reiches: der Palatin, der Erzbischof von Gran, der Kanzler des Reichs, der Judex Curiae und der Schatzmeister. Das Tigerfell um ihre Schultern war am Halse durch silberne Klauen zusammengehalten, und neben dem Schwerte hing der ungarische Streitkolben, der kurze Cuzogany, an ihrer Seite. Der Erzbischof von Gran unterschied sich allein von den gehar-nischten Gestalten ringsumher durch sein violettes Gewand, und durch das Kreuz des Friedens auf seiner Brust statt der kriegerischen Rüstung; obwohl das Schwert, das ihn umgürtete, bewies, daß auch der geistliche Hirt dem Streite der Welt nicht fremd sei. Zahlreiche Magnaten und Ritter standen auf den Stufen und im Hofe wogte das Volk.

Da erscholl plötzlich die Trompete, und der He-rold im bunten Wappenrocke trat hervor und rief: „Der König ist gekommen Recht und Gerechtigkeit zu üben im Lande. Es nahe sich daher wer sich

verletzt fühlt, wer da glaubt daß er unterdrückt sei, es soll ihm ein gerechtes Urtheil werden ohne Unterschied der Person; — denn der König unser Herr hat durch die geheiligte Krone Macht und Gewalt empfangen sein Volk zu schützen."

Eine Pause trat ein; doch als niemand hervortrat aus der Menge, da ertönte lauter Jubel und der Herold ließ abermals die Trompete ertönen und verkündete wieder die Gegenwart des Herrschers, der gekommen war Recht und Gerechtigkeit zu handhaben. Und abermals erschien niemand Klage zu führen. Und das Volk jubelte noch lauter und pries den Fürsten, dessen Gerechtigkeitsliebe nicht nur jedes Unrecht bestrafe, sondern dasselbe auch verhindere. Die Mütter hoben ihre Kinder empor, um den großen König zu sehen, und kräftige Männerstimmen machten die Luft durch tausendstimmiges Eljen! erzittern. Der hohe Ernst in dem Antlitze Bela's gab zufriedenem Lächeln Raum, und die Söhne blickten zu ihrem königlichen Vater mit freudiger Bewunderung. — Und es ertönte zum dritten Mal der eherne Ruf der Trompete, und die Aufforderung

des Herolds, um den sich jetzt der große Hause sammelte, der ermüdet durch die unbefriedigte Erwartung sich näher an die Säulenhalle drängte, um die Pracht seiner Herren bewundern zu können. Da brach aber ein alter Mann sich mühsam Bahn durch die neugierige Menge, damit eine Frau im Trauergewande, die einen Knaben an der Hand führte, zu den Stufen des Thrones gelangen könne. Als nun das Volk die Trauernde wahrnahm, wich es ehrfurchtsvoll zurück, und sie trat hin zu dem Throne, schlug den Schleier zurück, der ihr Antlitz deckte, und begann mit bewegter Stimme:

„Herr, ich verlange Gerechtigkeit für mich selbst und für dies hülflose Kind!“

„Rede,“ sprach der König, „Recht soll Dir werden wer immer Du seiest und gegen wen immer Du klagest, und wäre es gegen mich selbst. Sprich ohne Zagen. Das Gesetz ist unverletzlich wie die Person des Königs, das Gesetz ist heilig wie meine Krone, mein Schwert stritt für beide und schützt beide mit gleicher Kraft. Wer bist Du? Deine Sprache zeuget, daß Du keine Tochter dieses Landes seist,

daher erinnere ich Dich, daß mein Arm nicht über seine Gränzen reicht."

„Der König vergißt die," — erwiederte die Fremde — „die der Herzog einst wohl kannte. Darum gestatte, daß ich Deine Blicke zurücklenke zu Ereignissen, die Dich in früheren Zeiten nahe berührten, wenngleich jetzt der Schleier der Vergessenheit sie für Dich deckt. Wer wie Du das höchste Ziel menschlicher Wünsche erreicht hat, vor dem verschwindet die Vergangenheit wie ein Traumgesicht; nur der Unglückliche blickt stets sehnsuchtsvoll nach ihr zurück. Darum verzeih o König, wenn mein Sinn mit wehmuthsvoller Erinnerung bei dahingeschwundenen Tagen weilt."

„Rede ohne Scheu," — sagte der König. — „Der Fürst, durch die Gnade Gottes berufen zu richten, blickt gerne in die innerste Tiefe der menschlichen Seele, um jeden Seufzer zu vernehmen, und den Gedanken in seinem Keime zu überraschen. Klage ohne Furcht, ich höre Dich."

„Ich muß" — sagte sie — „meine Stimme gegen einen gefeierten Helden Deines Reiches er-

heben; gegen einen Mann, der nicht nur im Kampf mit den Feinden des Vaterlandes Bewunderung erregte, sondern der auch zu der Zeit gesegneten Friedens das Schicksal von Tausenden schirmt. Du hast ihn berufen, die höchste Richterstelle im Reiche zu verwalten, und er ist es gegen den ich klage, er, der der Schutz des Unschuldigen sein sollte, ihn klage ich an als Räuber."

Der König blickte sie an, und es schien ihm als ob er die bleichen Züge erkenne. Der Judex Curiae stand aber von seinem Sitze auf, stellte sich der Klägerin gegenüber und rief: „Eine Klage ist erhoben gegen mich, meine Ehre ist befleckt, ich kann nicht länger an der Seite meines Herrn und Königs sitzen, bis sein Urtheil mich entweder freispricht, oder mich losspricht von aller Schuld. Die Gerechtigkeit des Königs ist mein Schutz!"

Beifallsgemurmel erhob sich in der Menge und die Fremde hub an:

„Düster wie mein gegenwärtiges Schicksal waren auch die Jahre meiner ersten Jugend. Mein Vater, ein Edler aus fürstlichem Pomeraner-Ge-

schlecht, hatte sich in Polen, dem Vaterlande meiner Mutter, einer reichen Erbin, niedergelassen. Ihr sanftes Gemüth fand wenig Anklang bei dem ältlichen Gemahl, der mit starrem Sinn an den Götzen seiner Ahnen hing, obgleich er aus weltlichen Rücksichten sich scheinbar den heiligen Gebräuchen des Christenthumes fügte. Meine Mutter sah mit Schaudern, daß der Vater ihre Frömmigkeit höhnte und der ewigen Seligkeit spottend, sein ganzes Leben zeitlichen Zwecken zuwandte, ja nicht einmal dem Götzendienste entsagte. Wenn sie ihm dies vorwarf, da meinte er, er sei reich genug um beiden Göttern, den alten und den neuen, sein Opfer darzubringen. Sie hoffte durch Gebet und gute Werke Vergebung für den Irrenden zu erflehen und zog sich zurück in ihre Gemächer, die der Vater als einen einförmigen klösterlichen Aufenthalt mied. An meiner Mutter zehrte der Gram, sie starb als ich kaum mein vierzehntes Jahr erreicht hatte. Unser stilles Haus ward nun der Schauplatz täglicher Gelage, und der Vater befahl mir mit rauhen Worten, mich nicht immer der Gesellschaft seiner

Gäste zu entziehen. Sie war mir ein Gräuel, ich sehnte mich nach der Ruhe, wie ich sie an der Mutter Seite gewöhnt war; das wirre Gewühl des Lebens schien mir sündhaft, und die Gespräche der Freunde meines Vaters hatten einzig und allein Reiz für mich, wenn sie von den andächtigen Pilgern erzählten, die zum Grabe des Herrn wallten. Der Vater aber brach diesen Gegenstand immer ab und schalt mich eine Frömmlerin, die in der Welt geschult werden müsse. Daher setzte er es auch durch den Einfluß unserer Verwandten durch, daß ich als Hoffräulein zu Riza, der Tochter unseres Herzogs Mjesko, kam. An der Seite dieser huldvollen Frau, — Du kanntest sie, König, sie theilte ja noch vor Kurzem Deinen Thron, und Deine Thränen um ihren Verlust sind noch jetzt nicht versiegt, — lebte ich glückliche Monde in ungestörter Zurückgezogenheit; denn sie liebte das Geräusch des Hofes nicht, und ihr gnädiger Vater ließ sie gewähren. Eines Tages saß sie, von ihren Frauen umgeben, in ihrem Gemach, beschäftigt ein Meßgewand zu sticken, das sie durch das erhabene Bildniß der heiligen Jung-

frau verherrlichte, da ging die Thüre auf, und der Herzog trat ein mit vier Jünglingen, die an der Schwelle stehen blieben, während der Fürst zu seiner Tochter trat und sprach:

„„Kind, der Himmel hat uns Gäste gesandt, vom Schicksal verfolgte Männer; doch nicht mehr obdachlos seit sie unser Haus betreten haben. Sie seien Dir empfohlen, empfange sie als Brüder.““

„Die Prinzessin trat ihnen entgegen. Zwei der Fremden, deren fürstlicher Anstand ihren Rang verrieth, näherten sich ehrfurchtsvoll, während die beiden andern im Hintergrunde blieben. Mira reichte den Fremdlingen die Hand und sprach: „„Als Freunde begrüße ich Euch, die Ihr unser Haus als Gäste ehret. Wessen Landes Kinder Ihr auch sein mögt, so hoffe ich doch, daß Ihr an dem Heerd der Gastfreundschaft Euch bald heimisch fühlen werdet.““

„„Wie sollten wir uns hier nicht heimisch fühlen, wo unsere Schutzheilige uns begrüßt!““ sprach der Jüngere der Neuangekommenen, indem er auf die Mutter Gottes wies, die das Meßgewand zierte.

„Ihr seid also aus dem Lande des glorreichen Stephans,“ — sagte Mira freudig — „des Gesalbten des Herrn, dem der Engel Gottes die Krone durch den Papst Sylvester sandte. Gesegnet sei Euer Eingang!“ — Herr König, denkst Du noch jener Zeit? Es war zum erstenmale, daß ich Dich sah!“

Der König rief ihr gütig zu: „Wohl denk' ich jener Zeit; ich war ein Flüchtling, aber ich war glücklich! — Doch fahre fort, damit ich Deine Klage höre.“

„Die Begleiter des flüchtigen Prinzen“, fuhr Maria fort, „gesellten sich zu uns, und manche Stunde floß dahin im traulichen Gespräch. Durch sie erfuhren wir, daß ihre hohen Gebieter die Fürsten Andreas und Bela, die Neffen des großen Stephan's seien, die verdächtigt durch die Ränke Gisela's, den heimathlichen Boden fliehen mußten und nun eine Zufluchtsstätte bei dem großmüthigen Herzog von Polen gefunden hatten.

„Schnell kam die Dämmerung heran und die Jünglinge entfernten sich. Doch sie blieben im

Pallaste, und wurden bald als Glieder des erlauchten Hauses angesehen. Die Fürstensöhne und ihre Getreuen, Aladar und Balazs, gewannen der Männer Freundschaft und der Frauen Herzen. Auch meine Seele war wunderbar bewegt, wenn Balazs mir von seinem heißgeliebten Vaterlande erzählte, wo des Christenthums Weihe die wilde Kraft der Söhne Arpad's gezähmt hatte, wo die Großen und die Reichen ihre Güter nicht in eitlem Gepränge verschwendeten, sondern die Altäre des Herrn mit ihren Schätzen schmückten.

„Balazs beschrieb mir das Haus des greisen Vaters, der wie Abraham, reich gesegnet an Knechten und an Mägden, väterlich unter ihnen waltete. Er pries die Holdseligkeit der jugendlichen Gattin des edlen Mannes, der durch Alter ungebeugt, mit seiner heiteren Gefährtin sich des Daseins freute. Von den Zinnen seiner Burg überschaute er die goldene Saat seiner Weizenfelder, und die mit Wäldern gekrönten Wiesen, wo zahlreiche Heerden grasten; sein Gebiet erstreckte sich bis an den Fuß der blauen Matra. In jenem gesegneten Thale waren die Söhne

herangewachsen, überwacht durch das Auge des liebenden Vaters, denn die Mutter war früh zu Grabe gegangen. Beide Brüder waren eingeweiht in die Geheimnisse unseres Glaubens und in die Wissenschaften der Welt. Doch Balazs liebte auch die Jagd und den Kampf, während Aladar sich in den Schriften alter Zeiten vertiefte und das Getümmel des Hofes gern mit der Mönchszelle vertauscht hätte. Der Vater aber mochte nichts davon hören, denn sein Geschlecht lebte nur noch in den beiden Söhnen, und sollte, so wünschte er, durch sie fortgepflanzt werden. Aladar sagte oft zum Bruder: „„Ich bin nicht geschaffen, eine Familie zu gründen. Ich ehre den Willen des Vaters und werde nicht dem Kloster, sondern dem Dienste des Fürsten mich widmen; doch das Leben der Heiligen wird stets meine Brust mit Sehnsucht erfüllen und sie verschließen für die Freuden und Sorgen des häuslichen Lebens. Du Balazs, mit der Kraft Deines umfassenden Geistes, wirst unser Erbe verwalten, das einst ganz Deinen künftigen Söhnen zufallen soll.““ Balazs!“ — rief sie jetzt dem Judex

Curiae zu — „haſt Du mir dies nicht ſelbſt erzählt?“

Der Oberrichter war, während die Fremde ſprach, blaß geworden, und antwortete: „So iſt es.“

Und ſie fuhr fort: „Die Fehden des Reiches gegen die Empörer jenſeits des Waldes*) riefen auch die jungen Ritter ins Lager, fern vom friedlichen Schloſſe des Vaters, den ſie aber zu ihrem Troſte nicht ganz vereinſamt ließen, da er ſeit wenigen Jahren ein Mädchen, arm an irdiſchen Gütern aber reich an Anmuth, ſich zur Gemahlin erkoren hatte. Wie freudig war der Tag, als nach beigelegtem Streite die Söhne das Elternpaar wieder begrüßten. Sie mußten aber zurück an den Hof, denn die Fürſten Andreas und Bela hatten ſie lieb gewonnen und mißten ſie ungern.

„Doch die glücklichſten Stunden waren ſtets jene, die ſie zu Hauſe verlebten, wo liebende Fürſorge

*) Tranſylvania, den Namen Siebenbürgen erhielt dies Land erſt nach den deutſchen Einwanderungen unter Geiza II. im XII. Jahrhundert.

des Daseins Beschwerden vergessen machte. Gesegnete Familie! — so dachte ich — glücklich wer ihr angehört, wem es gewährt ist, in Eintracht und Ruhe die Herrlichkeit der schönen Landschaft zu genießen, die ferne von den beengenden Mauern der Stadt, Lust und Kraft gewährt, — solche Kraft, wie sie den Ausdruck des Jünglings belebte, wenn er von seiner Heimath sprach und von den Theuren, die zu Hause weilten. Auch Aladar war stolz Ungar zu sein; er drückte dies zwar selten aus, denn er war wortkarg und verschlossen, doch die Begeisterung des Bruders riß ihn oft hin, und er rief oft aus: „„Möchte doch bald die schöne Stunde erscheinen, die uns die Rückkehr ins Vaterland erlaubt.““ — Da traten dann Thränen in mein Auge, und ich blickte zu Balazs, der meine Hand erfaßte und mir zulispelte: „„Wir werden nicht allein von hinnen ziehen.““

„Der süße Traum aber sollte nicht lange währen. Aladar und Balazs erhielten plötzlich die Nachricht, daß ihr Vater gefährlich erkrankt sei, und wenigstens einen seiner Söhne zu sehen verlange.

Während Aladar ängstlich überlegte, ob er sich von seinen Fürsten entfernen könne, war Balazs schon reisefertig. Am Morgen war die Trauerbotschaft angelangt, um Mittag kam er Lebewohl zu sagen. Er war tief bewegt als er sprach: „„Gott schütze Dich, Maria, und lasse uns einander wiedersehen so wie wir scheiden!““ Ich konnte keine Worte finden; er ging. — Herr Oberrichter, erinnert Ihr Euch dieser Worte?“

„Ja wohl, erinnere ich mich derselben,“ rief dieser mit einem Blicke des Vorwurfs, „und auch dessen wer von uns Beiden das Wort gebrochen hat.“

Sie fuhr fort: „Um diese Zeit ward es ruchbar, daß die Pommern ihrem Lehensherrn, Herzog Mjesko, den schuldigen Zins verweigerten. Mein Vater, der mich besuchte, redete auch davon, und ich konnte nicht verkennen, daß er die Anmaßungen seiner Landsleute nicht ungern sah.

„„Endlich““ — meinte er — „„ist wieder der alte Geist in meinem tapfern Volke erwacht; möge ihr Muth sie vom Joche befreien. Ich zweifle nicht daran; ist doch kein Mann im Polenlande, der zum

Heerführer taugte, keiner, der an Kraft und Größe unserem Fürsten gliche. Kein Wunder, da sie alle erschlaffen unter der Herrschaft einer Lehre, die nur den Frieden predigt, die die besten Kräfte des Mannes einschläfert. Ja, meine Tochter"" — setzte er lachend hinzu — „„Du sollst mich begleiten in meine Heimath, dort werden wir unabhängig leben in Glanz und Herrlichkeit. Dein Reichthum und Deine Anmuth wird manches tapferen Mannes Auge auf Dich lenken, von kräftigerem Schlage, als es die Betbrüder in Polen sind.""

„Nicht doch, Vater," — entgegnete ich mit Unruhe — „scherzet nicht so grausam; Ihr wisset wie theuer Glaube und Vaterland meinem Herzen sind."

„„Schweige und gehorche, denn Gehorsam ziemt dem Kinde auch dem christlichen Glauben zufolge; und die Pläne des Mannes wirst Du nimmer verstehen!"" erwiederte er barsch und entfernte sich. — Meine Seele war betrübt; des Vaters Sinn und Absichten erfüllten mich mit Abscheu. Ich kannte seine heftige Gemüthsart und seine starre Denkungs-

weise, und konnte nicht zweifeln, daß er suchen würde sein Vorhaben wirklich auszuführen. Und durfte ich denn den Schutz meiner gnädigen Herrin anrufen auf die Gefahr hin, meinen Vater als Verräther anzugeben?

„Ich ward unnennbar traurig, nichts konnte mein Herz mehr erfreuen, als Kunde von Balazs. Aladar brachte sie mir. Sein Vater war bald nach der Ankunft des Sohnes gestorben, dem es nun oblag, den Besitz zu ordnen, da die Mutter, von Kummer und Anstrengung erschöpft, unfähig war, die Habe zu verwalten.

„Also Balazs wird noch immer nicht zurückkehren?“ frug ich Aladar nach langen Wochen.

„„Vielleicht thut er es, um sich mit mir zu besprechen,““ antwortete dieser.

„Wie, nur vielleicht? Also nicht gewiß?“ rief ich erschrocken aus.

„„Es fesselt ihn so Manches zu Hause,““ — sagte Aladar trocken, und gab dem Gespräch eine andere Wendung.

„Ich wagte kaum weiter zu forschen; doch die

Tage ſchleppten ſich dahin und Balazs kam nicht, und unwillkürlich wiederholte ich immer wieder meine Frage, wenn ich Aladar ſah; doch meine Unruhe wurde nicht geringer, als ich wahrnahm, daß er es immer mehr vermied, des Bruders zu erwähnen, und ſo freundlich er auch ſtets mir nahte, ſich doch merklich zu entfernen ſuchte, wenn ich Balazs nannte. Endlich überwand meine Herzensangſt jede andere Rückſicht, und ich drang in Aladar, mir zu ſagen, warum der Bruder nicht wiederkehre?

„„Warum ſollte er Pflichten vernachläſſigen — erwiederte nun Aladar — „„die noch heiliger ſind als jene, die der Dienſt des Fürſten auferlegt, und wie könnte er hieher eilen, während ſeine Gegenwart zu Hauſe tröſtet? — Nicht bloß als Sohn gehört er der jungen Frau des nun verblichenen Greiſes an; — der Papſt kann ja alle Bande löſen und jedes Bündniß ſegnen.““

„Ich war vernichtet. Balazs, der edle, der ritterliche Held, er konnte anders als mit ehrfurchtsvoller Scheu zur Gattin ſeines Vaters blicken? Wehe mir, ich durfte nun nicht mehr ſehnſuchtsvoll

sein Bild betrachten, das lebendig vor meiner Seele stand; ich konnte nicht mehr mit unbefangenem Gewissen seinen Namen nennen, ich konnte nur noch für ihn beten.

„Indessen erhielt ich Botschaft von dem Schlosse meines Vaters, ich solle Urlaub von der Fürstin mir erbitten, da er krank sei und meiner Sorgfalt bedürfe. Ob auch Grauen mich erfüllte, wenn ich der Jahre dachte, die ich nach dem Tode der theuren Mutter im geräuschvollen Schlosse zugebracht hatte, so übertönte doch die kindliche Sorge um den Vater jetzt jedes andere Gefühl; auch war ich froh, von jenen Räumen fort zu eilen, wo Alles mich so schmerzlich an den Verlornen mahnte. — Ihn aus meiner Seele zu bannen war ja jetzt meine Pflicht, der ich, ach! nur unvollkommen genügte, so sehr ich auch meine Gedanken, ja meine Träume selbst zu fliehen suchte. Die Gnade des Himmels schien mir nun meine schwere Aufgabe erleichtern zu wollen, ich folgte daher ohne Widerrede dem Befehle meines Vaters. Aladar war bestürzt, als ich Abschied nahm, und erbat sich, mich auf dem mühseli-

gen Ritt zum Schlosse begleiten zu dürfen, ich lehnte es aber entschieden ab. Einsamkeit war es ja, was ich suchte, nur in dieser glaubte ich die Ruhe meines Herzens wiederfinden zu können.

„Von meinem Gefolge begleitet trat ich die Reise an. Der Herbstwind strich über die Stoppelfelder, und jagte das lose Gewölk vor sich hin, das zu den Felskuppen zu flüchten schien, wo es sich in dichten Nebelschichten lagerte. Die mir so wohlbekannte Gegend kam mir fremdartig vor. Sonst hatte dort die Ruhe der Einsamkeit geherrscht, jetzt begegneten mir Bewaffnete, und unheimliche Gestalten lauschten am Rande des Waldes, als berge er Gefahr, und als die Nacht herangebrochen war brannten Feuerzeichen im Gebirge. Endlich nahten wir uns dem Schlosse, es strahlte uns hell erleuchtet entgegen, ich war erstaunt. War mein Vater krank, woher dann dieser festliche Schimmer? — Mein Herz pochte laut, ich wußte mir nicht Rechenschaft zu geben von dem, was ich eigentlich fürchtete, aber die Ungewißheit selbst steigerte meine Angst. Hatte des Vaters Krankheit plötzlich eine verhäng-

nißvolle Wendung genommen? — waren entfernte Verwandte der Tochter zuvorgekommen am Krankenlager des Vaters? — Das Thor ſtand offen, und die Diener des Hauſes harrten meiner Ankunft. Doch ich ſah auch hier fremde Geſichter; ſeit meiner Abweſenheit war der ganze Haushalt verändert worden. Umſonſt ſuchte mein Auge die gute Amme, die ich im Schloſſe zurückgelaſſen hatte, damit ſie das Gemach, das ich mit meiner theuren Mutter bewohnt hatte, ſorgfältig wahren ſolle. Wo war die liebe Naſta nun? ſonſt war ſie ja immer die Erſte, die mir entgegen kam. Ich zitterte, mir war ſo bange zu Muthe, als ſei ich eine Gefangene, die dem Kerker zugeführt wird. Eine freudige Empfindung durchbebte daher mein Herz, als der Vater an der Schwelle der Burg mich begrüßte. Dem Himmel ſei Dank! rief ich aus, Ihr ſeid geneſen."

„„Ja wohl, mein Kind,"" war die Antwort, indem er mich freundlich vom Sattel hob, und die Treppe hinauf zu meinem Zimmer geleitete. „„Du wirſt müde ſein, meine Tochter,"" fuhr er fort,

„„ruhe heute aus und bemühe Dich nicht mehr hinab in die Speisehalle.““

„Nicht doch, Vater,“ entgegnete ich, „ich leiste Euch gerne Gesellschaft; doch da Ihr krank gewesen seid, möchte ich wohl lieber Euch in Eurem Zimmer sehen, als in der großen kalten Halle.

„„Ruhe heute nur aus,““ nahm der Vater etwas ungeduldig das Wort — „„ich bin ganz hergestellt, sorge daher nicht für mich. Ich bin noch reizbar““ — setzte er lachend hinzu, „„daher kannst Du nichts Besseres thun, als ohne Widerrede mir willfahren.““

„Ich war gewohnt zu gehorchen, und schwieg, obgleich mir des Vaters Benehmen auffiel, der sonst nicht gewohnt war, die Bequemlichkeit seiner Umgebung zu berücksichtigen. Ich küßte seine Hand, verließ das Gemach und gebot meiner Dienerin, sich zu entfernen, denn ich wollte ruhen. Doch ich konnte keine Ruhe finden; ich befand mich in dem Zimmer, wo ich die glücklichen Stunden meiner Kindheit an der gütigen Mutter Seite verlebt hatte, das Gemach aber war umgewandelt. Wo war das

Kissen mit der heiligen Anna und der kindlichen Maria, von der Mutter Hand gestickt, auf dem ich oft zu ihren Füßen saß, wenn sie, im Ruhesessel lehnend, mir von des Heilands Jugend und Weisheit erzählte, und von des Herrn Huld für die Kinder, die er zu sich kommen hieß? Wo war der Betschemmel, auf den das Bild der heiligen Jungfrau mit dem Jesuskindlein in ihren Armen, segnend herabzublicken schien? — Alles dies war verschwunden, auch der Mutter Sterbebett und mein eigenes Lager, so süß, als noch der Vielgeliebten Hand es mir gebettet hatte, — sie waren beide hinweggenommen; purpurne Vorhänge mit Gold verbrämt, durch eine Krone zusammengehalten, nahmen dessen Stelle ein. Auch das Kreuz, das an der Wand gehangen hatte, unter dem in einer Nische das ewige Lämpchen zu brennen pflegte, war nicht mehr da. Das helle Feuer des Kamins strahlte nur von kahlen Wänden wider. Aus schmerzlicher Betrachtung ward ich durch lautes Lachen aufgeschreckt, und wildes Lärmen traf mein Ohr. Ich sprang auf und trat an den Erker, der den Garten

überblickte. Draußen ſchien Alles ſtille, es war dunkel rings umher, der Wind hatte ſich gelegt, man hörte nur den Flügelſchlag der ziehenden Störche und der Hunde Bellen. Ich ſchritt nun zur entgegengeſetzten Seite des Gemaches; da traf Gläſergeklirr und das Geſchrei rauher Stimmen mein Ohr. Alſo immer noch Gelage, dachte ich, — ſelbſt wenn der Vater krank iſt. Ich ſank auf meine Knieen nieder und betete. Verſunken in Andacht bemerkte ich nicht, daß die Tapetenthür aufging, und meine gute Amme eintrat; erſt als ſie vor mir ſtand, ward ich ihrer gewahr, und fiel ihr laut weinend um den Hals. Doch ſie legte den Finger auf den Mund, und ſagte leiſe: „„Stille, theures Lieb! wenn man mich bei Dir weiß, ſo werde ich für immer fortgejagt, ich kam verſtohlen herein über die Hintertreppe.““

„Warum biſt Du ſo ängſtlich, mein Herz?“ — entgegnete ich — „warum ſollte ich Dich nicht zu jeder Zeit ſehen können? Ich vermißte Dich ſchon bei meiner Ankunft.“

„„Ach, Fräulein, Ihr wißt nicht, was hier vor-

geht; der Herr hat alle alten Diener verabschiedet. Als ich mich, Eurem Willen gemäß, jeder Veränderung in dem Zimmer der gnädigen Frau widersetzte, ward ich mit rauhen Worten abgewiesen, und mir verboten, mich je wieder hier blicken zu lassen. Nicht der geringste Knecht durfte im Hofe bleiben; im Schloß dienen lauter fremde Leute, wild von Sitten, rauh von Worten, Götzendiener, die jeden meiner Schritte bewachen, weil sie mir, der Christin, nicht trauen. Darum fürchte ich mich, und suche Euch nur insgeheim.““

„Aber seid wann sind denn diese Veränderungen vorgenommen worden?“ frug ich.

„„Schon seit Monaten,““ war die Anwort. „„Alle Abende kamen fremde Krieger in die Burg, und am Tage ist der Herr nie zu Hause. Wo er ist, das weiß ich nicht; denn auch mein Alter hat nichts mehr im Hofe zu thun, sondern muß immer draußen bei den Schafen bleiben.““

„Alles dies fiel mir natürlich auf, und die im Scherz gesprochenen Worte des Vaters blitzten mir durch den Sinn und machten mein Herz erbeben.

Doch eben weil ich Böses ahnte, wollte ich die Aufmerksamkeit der Leute nicht noch mehr erwecken und suchte daher meine arme Nasta über die Launen und Eigenheiten ihres Herrn zu trösten; bald aber entließ ich sie, und als ich allein war, ging ich bewegt im Gemache auf und nieder. Ueber des Vaters Pläne konnte ich mich nicht täuschen; doch wie weit er gegangen war, davon konnte ich mir keinen Begriff machen. Und wenn er wirklich verrätherische Verbindungen mit den Rebellen hatte, warum rief er mich auf den Schauplatz solcher Zusammenkünfte? Er wußte ja doch, wie mein Herz an dem Lande meiner Geburt hing, und wie ergeben ich dem Herrscherhause war. Ich konnte nicht klar sehen und mich nicht beruhigen, bis ich endlich überwältigt von Ermüdung in einen Lehnstuhl sank; doch als der Morgen graute und ich erwachte, erschien mir Alles, was am Tage vorher geschehen war, als ein fieberhafter Traum; nur allmählig sammelte ich meine Gedanken, und mit der Uebersicht der Wirklichkeit reifte in mir der Entschluß, Fürstin Rira durch einen Boten anzuflehen,

sie möge meine Rückkehr zu ihr gebieten. Wen aber konnt' ich zu ihr senden? Den Dienern, die vom Hofe mich in's Schloß begleitet hatten, wollte ich die Bitte nicht anvertrauen, denn dadurch hätte ich ja in ihnen selbst Verdacht erregt, der leider nur zu wohl begründet war. Da kam der alte Geistliche mir in den Sinn; doch wo konnte ich ihn finden? Die Amme hatte ja gesagt, daß er entfernt worden sei. Als ich so sann, hörte ich Geräusch im Schlosse unten, Pferde wieherten, Hunde bellten, das Jagdhorn tönte; ich trat an's Fenster und sah einen Troß von Reitern, den Vater an der Spitze, mit dem Jagdgefolge hinaus zum Thore sprengen. Schnell warf ich meinen Schleier um, eilte ganz unbemerkt hinab in's Dorf und ging hastigen Schrittes in den Wald, wo ich eine mir wohlbekannte Hütte suchte, bis ich aus einem Rauchfang den Rauch leicht in die Höhe steigen sah. Dem Himmel sei Dank, dachte ich, die gute Amme ist noch zu Hause, sie ist noch nicht draußen auf der Weide, wo sie ihrem Manne die Schafe hüten hilft. Ich war eben an der Schwelle, als die nic-

drige Thür sich öffnete, und Onofrei, der Mann der guten Amme, mir entgegentrat. Der sonst so stattliche und fröhliche Kumpan war nun gebeugt, sein Auge kummervoll. Wo fehlt es, Onofrei? rief ich ihm entgegen. „„Jesus Maria, das Fräulein!““ sagte er erstaunt, und warf sich auf den Boden nieder, mir den Saum des Kleides küssend. Wo ist Nasta? frug ich; doch sie kam uns selbst entgegen halb weinend und halb lachend.

„Seid Ihr heute nicht in der Arbeit?“ setzte ich fragend fort. „„Nicht doch, Fräulein,““ entgegnete sie, „„heut' ist ja der Tag des Herrn; es geht uns arg genug, doch diesen Tag lassen wir uns nicht nehmen.““ — Du hast recht, sprach ich beschämt, und kreuzigte mich, daß ich in meinem Trübsinn den Sonntag selbst vergessen konnte. Doch ich hatte keine Zeit zu verlieren, und frug eilig: Onofrei, willst Du mir zu Liebe nach der Messe einen Gang thun? — Doch in der Kammer hier daneben höre ich Geräusch; es hört uns doch Niemand? rief ich halblaut. — „„Der alte Schloßkaplan ist drinnen — antwortete die Amme —

„„der arme Greis hat ja kein Obdach, seit der Herr ihn aus der Burg gewiesen hat.““

„Der theure Pater hier!“ sprach ich freudig, und ging rasch zu ihm.

„Der Priester empfing mich mit lautem Segenswunsche; ich sank vor ihm auf die Kniee nieder, beichtete ihm Alles, was mein Herz beschwerte, und flehte um seinen väterlichen Rath. „„Meine Tochter — erwiederte er gütig — „„Dein reiner Sinn hat Dir den rechten Weg gezeigt; fliehe das Labyrinth, in das Du im Schlosse gerathen könntest. Ich bin zu schwach, um selbst zur Fürstin hin zu eilen, darum ist es klüger, wenn ich schreibe und Deine edle Herrin bitte, Dich von der Burg hier zu entfernen, wo häufige Besuche Deine andachtsvolle Muße stören. Orosrei eilt mit dem Briefe und kehrt morgen zurück vor Tagesanbruch. Bis die Prinzessin meine Bitte erfüllt, suche Deines Vaters Gefährten zu vermeiden, damit Dein Auge nicht schaue und Dein Ohr nicht höre, was Deine Seele betrüben könnte.““

„Mit erleichtertem Herzen verließ ich die Hütte

und ging in die Kirche. Als ich nach Hause kam, fand ich prachtvolle Gewänder für mich zurecht gelegt. „„Der Herr, Euer Vater, hinterließ den Befehl, daß Ihr Euch schmücken sollt, um ihn und die Gäste zu empfangen,““ berichtete meine Dienerin.

„Ganz wohl, sprach ich; doch wenn der Herr zurückkehrt, so sage, daß ich erschöpft von der Reise, für heute der Ruhe bedarf, und nur bitte, seine Hand zu küssen, und dann mich wieder in mein Gemach zurückziehen zu dürfen. Ich nahm mein Gebetbuch und versank in süße Andacht.

„Vielstimmiges Getümmel verkündete des Vaters Rückkehr.

„Wieder einen Kampf, dacht' ich, und wie viele Kämpfe stehen mir noch bevor! Wie glücklich wäre ich, könnte ich des Klosters stille Zelle suchen, und doch darf ich meine frommen Unterthanen nicht für immer dem Vater Preis geben, dessen Sinn des Christenthums Glorie nicht erleuchtet.

„Erhitzt von der Jagd trat der Vater zu mir ein. Er warf mir vor, daß ich nicht geneigt scheine, an seiner Tafel Theil zu nehmen. „„Zur Kirche

zu gehen erlaubten Deine Kräfte — meinte er — „„doch sie gestatten Dir nicht, mir zu willfahren. Indessen der Apfel fällt nicht weit vom Baum; ich habe meinen Kopf, Du hast auch Deinen starren Sinn, Du bist geboren um zu befehlen; deßhalb muß ich Nachsicht haben, wenn Du nicht fügsam bist.““

„Diese ungewöhnliche Freundlichkeit bei der sichtlichen Aufregung des Vaters fiel mir auf und stimmte mein Herz weich; ich nährte die Hoffnung, daß sein Sinn sich geändert habe, und sein Leben eine andere Wendung nehmen würde. Mit solchen Empfindungen versicherte ich ihn warm meiner kindlichen Ergebung, und daß ich gern in stiller Zurückgezogenheit seines Alters pflegen würde.“

„„So weit ist es noch nicht — meinte er — „„ich fühle mich noch kräftig, und Du bist ja auch nicht zu lebenslanger Einsamkeit verdammt; es wäre grausam, Dich in den schönsten Jahren Deines Lebens an mich, den alten Mann, zu ketten.““ „Ich seufzte und äußerte, dies sei ja doch mein einziger Wunsch.

„Doch der Vater unterbrach mich. „„Das wird ſich ſchon geben — ſagte er — „„thue jetzt wie Dir beliebt; Du ſollſt ungeſtört ſein. Morgen aber erwarte ich, daß Du Dich meiner Geſellſchaft nicht entziehen wirſt.““

„Ich ſchwieg, mir war unendlich bang um's Herz; ich wagte nicht zu fragen, wie lange denn die Gäſte im Hauſe weilen würden. Der Vater küßte meine Stirn und ließ mich allein. Ich brachte den Tag in ernſter Betrachtung zu. So ſaß ich im Zwielicht, als ich Schritte hörte. Ich wandte mich zum Eingang, Niemand erſchien, doch die Hinterthür ging wieder auf, und mein alter Pater trat mit einem jungen Mann ein; es war Aladar! Ich verſtummte vor Ueberraſchung. Er verſchloß die Thüre hinter ſich und ſprach: „„Erſchrecket nicht, Maria, wir müſſen vorſichtig ſein, denn findet man mich hier, ſo werde ich das Tageslicht kaum mehr ſchauen. Wiſſet, daß ich mit wenigen verläſſigen Männern hierher auf Kundſchaft gezogen bin, da es verlautet, daß Verſammlungen unzufriedener Polen und der Häupter der Pommeraner in dieſer

Gegend ſtattfinden. Heute früh belauſchte ich im Walde den Anſchlag, den die Verräther beriethen. Sie waren uns an Anzahl überlegen, indeß hätte ich demohngeachtet den Kampf gewagt, hätte ich nicht vernommen, daß mehr denn Euer Leben, daß Eurer Seele Heil bedroht ſei, und hätte ich mich nicht überzeugt, daß ich allein Euch retten könne.“

„Wie, mir drohte Gefahr? rief ich — Ihr irrt, ſchon morgen wird Fürſtin Nina mich abberufen laſſen.

„Euer Bote iſt nicht zu ihr gelangt, er wurde von den Feinden aufgefangen und in Gewahrſam gebracht. Man kennt jetzt Euer Mißtrauen, und will es einſchläfern, um heute Nacht mit Sicherheit Euch verkaufen zu können.“

„Um heute Nacht mich zu verkaufen? Redet nicht ſo thöricht, es kann nicht ſein, der Vater haßt ja ſeine Tochter nicht, entgegnete ich ernſt.

„Er liebt ſeine Tochter in ſeiner Weiſe und will ſie glücklich ſehen nach ſeinem Sinn. Die Fürſtenkrone ſoll ſie ſchmücken, des rebelliſchen Rie-

sen Arm sie kühlig schützen. Dies ist der Preis, welche er Eure Hand verlangt,“ sprach Aladar!

„Um Himmels willen rettet mich! — schrie ich auf — der riesige Heidenfürst kann nicht mein Gemahl werden!

„Beruhigt Euch, ich bin da, bereit Euch zu erretten; doch es giebt nur ein Mittel dazu: Ihr müßt Euch entschließen, Eure Hand mir zu reichen; — folgt mir, der heilige Vater hier wird unser Bündniß segnen, das Euch dem Heidenthum entreißt, und Euren Vater zur Besinnung bringen wird,“ sprach beschwichtigend der junge Mann; „denn wenn er sieht, daß Ihr für seine Pläne unwiderbringlich verloren seid, und ihn die Herzogskrone für seine Tochter nicht mehr reizen kann, so wird er vom gefährlichen Spiele leichter ablassen, um so mehr, als ich ihn gegen seine Feinde am Hofe schützen kann und Verzeihung erwirken will für seine verbrecherischen Umtriebe. Und wenn er hört, daß mein sieggewohnter Fürst Bela sich an die Spitze der tapfern Schaar gestellt, die den Rebellen entgegentritt, so wird er Euch verzeihen,

daß Ihr selbstaufopfernd ihn und Euch dem unausbleiblichen Verderben entzogen habt. Doch keine Zeit ist zu verlieren, jetzt sind sie Alle unten beim Gelage vom Wein betäubt, noch in dieser Stunde müssen wir entweichen; der fromme Vater folgt uns, und unten in der Felskapelle weiht er mich zu Eurem Hort.““ So sprach Aladar.

„Und Balazs“ — rief ich kaum hörbar.

„„Er ist ja doch für Euch verloren — entgegnete leise Aladar — kommt rasch oder es ist zu spät — jetzt oder nie.““

Der Judex Curiae, der mit Spannung der Erzählung Maria's gefolgt war, rief jetzt: „O des Verräthers!“

Maria ließ sich nicht stören, und erzählte weiter: „„Folgt ihm — ermahnte mich auch der Pater, mein einziger Freund — er rettet Euch und Euren Vater.““

„Ich folgte lautlos. Wir erreichten die Kapelle, wo des Ritters Gefährten unserer harrten. Wir wurden getraut. Halb bewußtlos hob mich Aladar auf seinen Zelter, — am Morgen waren

wir im Pallaſte des Herzogs Mjesko angelangt, Aladar eilte zu den Fürſten und weilte lange bei ihnen.

„Fürſtin Rixa ließ mich nun rufen, ſie lobte meinen Muth und mein aufopferndes Pflichtgefühl, und verkündete mir, daß mir zu Liebe der Herzog Gnade für meinen Vater wolle walten laſſen ſtatt des ſtrengen Rechtes, und ihn daher zum Hof entbieten; für ſeinen Gehorſam bürge ja jetzt meine Gegenwart. Ich war dankerfüllt, doch befangen; ich war ergeben, aber freudearm.

„Der Vater kam; der Herzog empfing ihn huldreich, und ſprach für meinen Gatten. Doch er entgegnete mit ſtolzem Trotze, ſeine Tochter habe freie Wahl, ſie brauche ſeinen Segen nicht. Ich warf mich ihm zu Füßen, und bat ihn, mich nicht zu verſtoßen. Aladar flehte, er möge alle meine Güter als ſeinen eigenen Beſitz betrachten, er habe nur meiner, nicht meines Reichthums begehrt; doch der alte Häuptling wies ihn kalt zurück und erſt auf ſeinem Sterbebett vergab er mir.“

Der Oberrichter nahte ſich jetzt der Klägerin,

und bot ihr die Hand. „Verzeihe mir," sagte er, „der getäuscht wurde wie Du; ich bin bereit, das Unrecht gut zu machen, und meine Schuld zu sühnen."

Doch der König, der es sah, daß Maria bis jetzt statt zu klagen sich bloß anschuldigte, und daher bei Einzelheiten verweilte, die in keiner Beziehung zu einer Klage standen, ward aufmerksam, und sprach: „Wäre es ein Geringerer meiner Unterthanen, so würde ich einen freundschaftlichen Vergleich zwischen den Parteien nicht verhindern; doch es ist mein Stellvertreter auf dem Richterstuhle, der angeklagt ist; ich muß es wissen, was er verbrochen hat, um zu sehen, ob er werth sei, seine Würde noch ferner zu bekleiden. Maria, hebe Deine Klage an!"

Sie sprach: „Verzeihe, König, wenn meine Erzählung zu lange währt; doch wenn ich längst entschwundene Tage heraufbeschwöre aus dem Meere der Vergessenheit, dann umwogen mich Erinnerungen, die ich nicht zurückdrängen kann, wenn ich meine Lage getreu Dir schildern will. O, König!

denkſt Du noch der Zeit, als die Schlachttrompete weithin im Polenland erſcholl, und die Rebellen gegen Krakau heranrückten. Du weißt, alle Söhne unſeres Reiches folgten Deinem Rufe, obgleich Du nur ein Flüchtling warſt, und Fürſtin Rira ſelbſt, ſonſt ſo ſtill und ſo zurückgezogen, wollte jetzt mit dem Heere und dem Vater hinaus in's blutige Feld. Ich folgte ihr mit ihren Frauen. Aladar war an Deiner Seite. Als ob es geſtern erſt geſchehen wäre, ſteht lebendig das Bild des großen Tages vor mir.

„Hunderte von Zelten waren aufgeſchlagen auf dem weiten Felde, auf welchem ſich der Reitertroß und die große Menge der Geharniſchten in ungeordnetem Gewühle drängten; unzählige Frauen und Kinder ſuchten ſich Bahn zu brechen. Der Führer der aufrühreriſchen Pommern, der rieſige Heide, hatte im Uebermuthe den Fürſten und das Volk der Polen zum Zweikampfe herausgefordert. Er bot ihm den Kampf an; ſiege er, ſo ſei Pommern frei, und kehre zum Dienſte der alten Götter zurück; falle er, ſo erkenne ſein Volk, daß ſein Glaube ein

eitler war, und daß es das Schickſal beſtimmt habe, daß das Land der Pommern den Polen dienen ſolle.

„Fürſt Mjesko hatte den Zweikampf angenommen, denn er wollte nicht, daß Tauſende verbluten ſollten in der Heerſchlacht, und Du, König, botest Dich an, für die Polen in die Schranken zu treten, und ſo Dich für das Aſyl dankbar zu bezeigen, das Dir in Krakau geworden war.

„Waffen ſchimmerten im heißen Sonnenſtrahl, die langen Reihen der Krieger waren feſtlich aufgeſtellt, Begeiſterung ergriff ſie alle, als Du an des Herzogs Hand aus dem Zelte tratſt, laut riefen ſie dem Fürſten zu: „„Lang lebe unſer Herr und Herzog und der edle Ungarfürſt, den er auserwählt hatte, uns zum Sieg zu führen!““ Doch Mjesko ſprach:

„„Der Sieg ſteht in des Weltenlenkers Hand, darum laßt zu ihm uns flehen, ſein Segen nur kann das Schwert zum Siege weihen.““ Und die Fürſten knieten nieder, und das ganze Heer beugte ſich im Staube vor dem Allmächtigen. Die Män-

ner beteten, die Frauen weinten; Rührung und Hoffnung ſchwellte jedes Herz.

„Und Du erhobſt Dich, König, und blickteſt mit Zuverſicht umher und riefſt: „„Gott iſt mit uns, wer kann uns widerſtehen? Das Urtheil Gottes möge ſich in unſerem Kampfe offenbaren!““ — Und die Krieger frohlockten, daß der Himmel einen Helden auserſehen hatte, das Recht wider die Anmaßung zu ſchützen, und Tauſende von Stimmen ſchrieen: „„Gott iſt mit uns, er verläßt die Seinen nicht!““

„Drüben im Lager der Pommeraner herrſchte dieſelbe Bewegung; wir ſahen den Rauch der Opferflammen in der Ferne, die wilden Geſänge der heidniſchen Prieſter tönten bis zu uns, und entflammten den Muth und die Begeiſterung unſeres Heeres noch mehr; um Mittag ſollte der Kampf beginnen. Du, König, kehrteſt zurück in's Zelt, wo Dein fürſtlicher Bruder Andreas weilte mit dem Herzog Mjeſko und der Fürſtin Rixa; ich ſtand im Hintergrunde. „„Mein theures Kind — ſprach der Herzog zur Fürſtin — ich kenne Deines Herzens Träume, dem

Vaterauge blieb das Geheimniß Deiner Seele nicht verborgen, Du liebst den Helden, an den jetzt unsere Hoffnungen sich knüpfen; stärkt der Himmel des kühnen Jünglings Arm, daß er den Sieg erkämpft, so sei er Dein Gemahl.““ Rira und Du, Ihr sankt zu des Herzogs Füßen nieder und empfingt seinen Vatersegen.

„Ihr seht, mein König, daß mein Gedächtniß das Geschehene getreu zurückruft.“

„Es war die schönste Stunde meines Lebens,“ sagte der König mit bewegter Stimme; „fahre fort.“

Und Maria begann wieder: „Die zwölfte Stunde kam heran, Du tummeltest Dein Roß auf dem Blachfeld, wo im großen Halbkreis unsere Schaaren aufgestellt waren, und der Troß von Weibern und Kindern sich auf Wagen ringsumher drängte. Die Horde der Götzendiener nahte mit gellendem Geschrei, an ihrer Spitze ritt der Riese. Ich schauderte, als ich mich erinnerte, daß ich zu dieses Wütherichs Raub bestimmt gewesen, und dankbar blickte ich zu Aladar, der mit besorgter Miene jeder Deiner Bewegungen folgte.

„Der Kampf begann, die Schwerter sprühten Funken, ein Schlag folgte dem andern, die Menge lauschte athemlos. Doch wir konnten den raschen Wendungen der Kämpfer kaum folgen, bald schien die Kraft des einen, bald die Gewandtheit des andern im Vortheil. Schon blutetest Du, König, aus mancher Wunde, als der Riese von Deinem Schwert getroffen röchelnd zu Boden stürzte. Der Sieg war Dein. Endloses Jauchzen erscholl im Lager; die Pommeraner warfen ihre Waffen weg, und ergaben sich. Herzog Mjesko aber trat hervor, und rief: „„Gott hat gerichtet, und den Götzendiener geschlagen. Doch Fürst Bela, der das Werkzeug der Vorsehung gewesen ist, sei von heut' an nächst mir der Erste im Reiche, er sei an der Seite meiner holden Tochter der Pommern Fürst, die unter Todesstrafe sich jetzt zum Dienst des einzigen wahren Gottes bekehren müssen und ihrem Besieger den schuldigen Tribut entrichten sollen. Rache sei fern von uns, das Schwert soll nach dem Kampfe ruhen; denn Kraft und Großmuth sind verschwistert, der Feigling allein ist grausam.““

„Lauter Beifall begleitete die Rede, und Festlichkeit und Freude folgten der Zeit der Angst und Sorgen. Du, König, warst der Held des Tages, des Landes Stolz und Deiner Gattin Seligkeit. Dein Bruder Andreas stand in dieses Glanzes Schatten, und ob auch sein königliches Herz sich an des Bruders Glück erfreute, so sehnte er sich doch nach eigener Thaten Ruhm. Darum mochte er nicht länger an dem Hofe verweilen, sondern beschloß gegen Norden zu den Russen hinzuziehen. Aladar war bereit, ihm zu folgen, und ich war froh, der Stätte schmerzlicher Erinnerung zu entfliehen. Freundlicher Empfang ward unserm Herrn beim tapfern Russenfürsten Jaroslaw zu Theil; der fromme Mann nahm ihn mit offenen Armen auf. Fürst Andreas wollte durch sein Schwert sich würdig dieser Gastfreundschaft beweisen, er stritt für Jaroslaw gegen wilde Stämme, die räuberisch in das Land sich drängten. Aladar war sein Begleiter auf diesen Zügen, und ich lebte klösterlich der Andacht und heiligen Betrachtung in Ruhe und in Frieden. Anastasia, die herrlichste der Töchter des

Russenfürsten, ward die Gemahlin unseres Herrn und für mich eine gnädige Gebieterin im Glücke; sie ist es noch immer in der Verbannung."

Der Blick des Königs verfinsterte sich, doch Maria sprach: „Zürne nicht, o König, daß ich meiner Königin unwandelbar ergeben bin; Treue ist ja das einzige Gut, was die Heimathlose der Verbannten widmen kann, und Niemand weiß aufopferndes Mitgefühl so hoch zu schätzen, wie Jene, die in der Fremde das Almosen des Mitleids empfangen. Auch Du, Herr, hast dies erfahren; uns traf ja schwer die Kunde, daß nach des Herzogs Mjesko Tode Du durch der Großen Ränke, die schuldbewußt Deine Strenge und Gottesfurcht scheuten, von Macht und Einfluß seist entfernt worden, und eine Zufluchtsstätte bei Lambertus, Bischof von Krakau, suchen mußtest. Nach Balazs wagte ich damals nicht zu fragen, Aladar nannte ihn niemals. Die Jahre flohen, bis endlich das Kampfgetöse im Ungarlande bis zu uns zum fernen Norden drang; denn nach des großen Stephan's Tode suchte mancher würdige Ungar den Fürsten Andreas auf.

Alle beklagten den wüsten Sinn König Peters, der den Stolz und die Prachtliebe der Nachbarreiche nach Ungarn zu verpflanzen strebte, und niedrig genug war, das Reich dem deutschen Kaiser als Lehn unterwerfen zu wollen. Und als der rohe Samuel Aba die Zügel der Regierung der schwachen Hand des Königs entriß, da luden Viele unsern Fürsten ein, in's Vaterland zurückzukehren, das seine Rechte auf die Krone anerkannte. Doch er weigerte sich, dies schon jetzt zu thun, denn er glaubte an die Erfüllung der Worte des Bischofs Gerhard, die er dem Usurpator Samuel entgegengekonnert hatte, als dieser sich krönen ließ, und der Bischof ihm verkündete, das Gericht des Herrn nahe. Und der heilige Mann hatte nicht geirrt, Samuel fiel; doch als der wiedereingesetzte Peter sich zum Vasallen des deutschen Kaisers Heinrich erniedrigte, und Boten nach Boten bei unserm Fürsten Andreas erschienen und ihn aufforderten, die alten Rechte des Arpadischen Stammes, und die Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes wiederherzustellen, da folgte er endlich dem Rufe, und Aladar, sein Ge-

treuer, zog mit ihm. Auch die Königin ging mit, und in ihrem Gefolge begleitete ich den Zug. Es war eine kleine Schaar, mit der wir an den Gränzen Ungarns erschienen, kaum fünfzig Mann, doch das Recht war mit uns; dieses sollte, nicht die Gewalt, die Krone erringen. Auf der Burg Aba-Ujvar harrten unsere Verbündeten des Befreiers und empfingen ihn in feierlicher Versammlung. Dort standen sie in der geräumigen Halle, die stolzen, ernsten Gestalten, die ehrfurchtsvoll sich beugten, als der Fürst erschien; er winkte, und die Königin zog sich mit uns in ihre Gemächer zurück. Mir war bang um's Herz in der Fremde, wo die ungewohnte Sprache meinen Sinn verwirrte. Ich blickte aus dem Fenster, da winkte mir freundlich das Thal entgegen, das sich durch die Gebirge schlängelt, in der Ferne an's Hochgebirge sich schmiegend, im Süden in die unendliche Ebene mündend. Es lächelte so traulich hinauf zu mir, daß ich mich nicht mehr verlassen fühlte; herrlich war das Land, und unwillkürlich rief ich aus: Wohl uns, wenn es uns vergönnt ist, in Ruhe hier zu weilen!

„Doch die Thüre meines Gemaches ward heftig aufgerissen, und Aladar stürzte herein, mit verstörten Zügen sich auf einen Lehnstuhl werfend. Um Gottes willen, was ist geschehen? frug ich, und Aladar sagte:

„„Andreas hat um irdische Größe sich verkauft! Er, der von Gottes Gnaden berufen ist, zu herrschen, hat sich Gesetze vorschreiben lassen. Er stürzt das Land in's Verderben.““

„Was ist denn geschehen? wiederholte ich noch mehr erschreckt.“

„„Geschehen ist nichts, gar nichts — sprach er mit Bitterkeit — doch die Thoren verlangen die Zügellosigkeit, die sie Freiheit nennen. Nach den heidnischen Sitten ihrer Väter wollen sie leben, und Andreas willigt ein; des Himmels Blitzstrahl wird den Sünder treffen, wehe ihm!““

„Schauder erfüllte nun mein Herz, und ich sprach: Hat denn der Fluch des Wahnsinns den klaren Sinn des Fürsten verwirrt.“

„„Ja wohl — meinte Aladar — der Fluch der Schwäche bethöret ihn! Um den wollüstigen

Feigling Peter zu stürzen, hat er jetzt gottlosen Forderungen nachgegeben, freilich mit dem Vorhaben, zu günstigerer Zeit die Widerspenstigen zu bekehren. Er vergißt aber, daß des Gottesgesalbten Wort unverletzlich und heilig sein soll wie seine Krone, und daß er kein Versprechen geben darf, das er nicht erfüllen will. Wehe ihm und wehe uns! die Rache Gottes erreicht stets den wortbrüchigen Fürsten, der das Königswort zur Lüge macht.““

„Und Aladar sprach nur zu wahr! Als der Schreckensruf ertönte, Andreas erlaube Jedermann, jenem Glauben zu folgen, den er für den bessern halte, da fielen Tausende und abermal Tausende vom Christenthume ab, sie mordeten die Zehnteinnehmer, sie schändeten die Altäre, sie verbrannten die Kirchen, sie vertrieben und tödteten die Priester und Bischöfe, die die Sprache des Landes noch nicht erlernt hatten.' Es war ein Aufstand gegen die Sitten und Lehren der Fremden. Das Heidenthum ward wieder hergestellt, und alle Guten hüllten sich in Sack und Asche, und schlossen sich in ihr Kämmerlein ein und beteten.“

„Doch den Fürsten ergriff Reue, er hatte jetzt die Krone erlangt und verwünschte den blutigen Preis, den er dafür gegeben hatte; denn zahlreiche Rotten von Mördern, Kirchenräubern und Mordbrennern zogen unaufhaltsam im Lande umher, sie ehrten kein Ansehen, keine Drohung schreckte sie, keine Richtergewalt schüchterte sie ein. Selbst der fromme Bischof Gerhard, der dem rechtmäßigen Könige entgegeneilte, ward durch Vata, den rasenden Hauptanführer der Frevler, gefangen genommen und von dem steilen Felsen bei Ofen hinabgestürzt in die Donau. Als dem König dies zu Ohren kam, kannte sein Schmerz keine Gränzen, er nahm den vollen Umfang seiner Schuld wahr und that Buße in tiefer Zerknirschung. Mit Gottes Segen gelang es ihm auch, den Bischof Benedict aus den Klauen der Mörder zu retten, der dann die Krönung zu Stuhlweißenburg verrichtete. Nur zwei Bischöfe waren gegenwärtig bei dieser Handlung, es waren Eingeborene, alle andern hatte das Racheschwert der Heiden getroffen. Wir, die wir der feierlichen Handlung beiwohnten, trauerten und

flehten zum Himmel um bessere Zeiten. Unser Gebet ward erhört, Gott erleuchtete unsern Herrscher und kräftigte sein Herz, offen den Missethaten der Verblendeten entgegenzutreten, und endlich mit Gewalt die Gesetze des großen Stephans in voller Kraft wieder herzustellen. Alle Biederen des Reiches schaarten sich nun in großer Anzahl um unseren Fürsten und sicherten den Sieg christlicher Ordnung.

Der Friede war hergestellt; doch Kaiser Heinrich drohte an den Gränzen, als Rächer seines Schutzgenossen und Lehnsmannes Peter. Er gab auch vor, er müsse den Umsturz der Ordnung in Ungarn bestrafen und verhindern, daß er nicht um sich greife, und dies war der Vorwand, unter dem er sich des schönen Reiches bemächtigen wollte. Auch waren seine Pläne nicht schlecht berechnet, das Land war durch den langen Bürgerkrieg zerrüttet und kein Heerführer da, jene zu befehligen, die bereit waren, ihr Vaterland zu vertheidigen.

„„Wäre Held Bela hier““, rief oft der König, „„so fürchtete ich nicht die Macht des Kaisers, er

allein iſt im Stande das Reich zu retten."" — Damals lud er Dich ein zu ſich und ſandte Madar zu Dir. Noch hatte den König der Himmel mit keinem Sohne beſchenkt, und er bat Dich nun, das Reich zu ſchützen und bot Dir die Nachfolge auf ſeinem Throne an. „„Wir waren einſt"" ſo lautete der Gruß, den er Dir ſandte, „„Gefährten in Noth und Trübſal, laß uns nun auch des Glückes Freuden und den Glanz des Thrones mit einander theilen. Du ſollſt mein Erbe, mein Nachfolger in der Herrſchaft ſein."" — Du kamſt zurück; in Deinem Gefolge ſah ich Balazs wieder, der zu ſeinem verbannten Herrn nach Polen zurückgekehrt war. Ich mied ihn, ob auch Aladar ihm mit Herzlichkeit begegnete, und ihn durch ſeinen Einfluß am Hofe unterſtützen wollte. Doch Balazs war mißtrauiſch geworden; er zog ſich kalt von uns und vom Hofe zurück; Dir allein hing er an, ſonſt niemandem, er folgte Dir daher ins Feld, während wir um den König blieben. — Die Deutſchen wurden vertrieben; es hatte ſich alles gegen ſie verſchworen; nicht nur das tapfere Schwert unſerer Helden mähte ſie nie-

der, die Natur ſelbſt trat gegen ſie im Bund. Wie ein gelobtes Land war Ungarn den Fremdlingen erſchienen und hatte ihre Begierden erregt, doch die üppigen Früchte und der feurige Wein, der ihnen hier entgegen winkte, wurden zum Gift für ſie; mit den lauen Lüften der Niederung athmeten ſie das Fieber ein, unter den ſengenden Strahlen der Sommerſonne erſchlafften ihre Kräfte; — Ungarn wurde der Eindringlinge Grab. Das Land war errettet, und Du kehrteſt zurück, und Deine Dienſte waren bald vergeſſen, denn man bedurfte Deines Arms nicht mehr; die Gefahr von Außen ſchien für immer verſchwunden, und die Höflinge begannen ſchon jetzt den Sinn des Königs zu bethören und hoben hervor, daß er die Gefahr des Krieges überſchätzt, und Dir einen viel zu hohen Lohn verſprochen habe. Denn der König hatte Dir ja den dritten Theil des Landes als Herzogthum verliehen und Du zogeſt dahin, den Vergnügungen der Jagd Dich überlaſſend und nur ſelten am Hofe erſcheinend, wo Deine Feinde freies Feld für ihre heimtückiſchen Pläne hatten. Ein Sohn war überdies dem Kö-

nige geboren worden, und ſeitdem ward ſein Herz dem Bruder täglich mehr entfremdet.

„Und die Spaltung, die der Herrſcher Gemüth entzweite, wiederholte ſich auch bei ihren Getreuen. Aladar war fortwährend am Hofe geblieben, und überhäuft mit Gnaden, kümmerte er ſich wenig um das Erbgut ſeines Geſchlechtes. Als Balazs an Deiner Seite aus Polen zurückgekehrt war, ſagte ihm der Bruder: „„Nimm das Gut, das der Vater uns hinterließ, verwalte es als Dein Eigen, ich übergebe Dir auch jenen Theil, der mir daran gebührt, Du biſt ja ohnehin mein Erbe, und die Gnade des Königs gewährt mir mehr als ich bedarf.““ Balazs dankte ihm für ſeine großmüthige Geſinnung nur kalt und er nahm das Gut in Beſitz, als ob der Bruder nichts gethan hätte als ſeine Pflicht, als ob er durch dieſe Freigebigkeit nur eine Schuld ſühnen wollte. So wehe mir auch dies that, denn ich achtete den Charakter Balazs', ſo ließ ich doch meinen Gemahl gewähren; doch Aladar's Sinn änderte ſich bald.

„Um dieſelbe Zeit, als die Königin durch die

Geburt des Prinzen Salomon erfreut wurde, ward auch unſere Ehe nach vielen Jahren durch ein Knäblein geſegnet und Aladar, der dem Knaben zu Ehren des Prinzen den Namen Salomon gab, begann ſeit dieſer Zeit ſich Balazs zu entfremden. Er bereute es, ſein väterliches Erbtheil dem Bruder übergeben zu haben, er ſah ein, daß er nicht befugt geweſen ſei, dem Rechte ſeines Sohnes zu entſagen, aber er ſcheute ſich auch, ſein Verſprechen zurückzunehmen; er hoffte ſtets, daß ſein Bruder edelmüthig ihn des raſch gegebenen Wortes entbinden und ſeine Großmuth mit gleicher Großmuth vergelten werde. Doch die Verſtändigung zwiſchen den Brüdern wurde von Tag zu Tag ſchwieriger. Du weißt es, König, daß Du Dich vom Hofe Deines Bruders entfernt hieltest, und Deine Getreuen zogen ſich auch von den Freunden des Königs zurück. Aladar hatte die Geburt Salomon's Balazs freudig und mit Wärme mitgetheilt, er glaubte dies ſei hinlänglich, um ihn zu vermögen, daß er den uns gebührenden Antheil zurückerſtatte. Doch Balazs ſchien feſthalten zu wollen

an dem, was er von der Güte ſeines Bruders erhalten hatte.

„Aladar wurde um dieſe Zeit als Geſandter an den Hof des deutſchen Kaiſers geſchickt, um die Freundſchaft des mächtigen Nachbars für Ungarn zu gewinnen, und jene Gefühle des Haſſes zu erſticken, die ſeit dem letzten Feldzug noch immer zwiſchen den beiden Nationen herrſchten. Während er abweſend war, ſandteſt Du Balazs zum Hofe des Königs Andreas, — ich ſah ihn wieder! — Laß mich ſchweigen über die Empfindungen, die mein Herz durchzuckten! Es war ein trauriges Wiederſehen, ich wußte es, daß er mich für treulos hielt, er wußte es nicht, auf welche Weiſe ich die Gattin Aladar's geworden war. Doch ich hielt es nicht der Mühe werth, ihn darüber aufzuklären. Der Mann, der ſo feſt am Mammon hielt, der es nicht einſah, daß die großmüthige Verleihung des Bruders, wenn ſie gleich unbedingt geſchehen war, durch die Geburt Salomon's, meines Sohnes, dem Weſen nach entkräftet worden ſei, der Mann, der nicht edel genug war, dem Bruder ſein Wort frei-

willig zurückzugeben, als er ſah, daß es mit Recht ihn drücke, der war meinem Herzen fremd geworden, und wann mich auch unwillkührlich noch immer die Erinnerung der ſchönen Vergangenheit überkam, ſo ſtählte ich mein Herz, denn Balaz war ja der Feind meines Sohnes. Eiskalt waren die Worte, mit denen ich ſeinen Gruß erwiederte, wir ſprachen uns nicht mehr ſeitdem.

„Aladar kehrte zurück, er hatte den Erwartungen des Königs entſprochen; ein Bündniß der Freundſchaft war zwiſchen den zwei Reichen geſchloſſen, und ſollte durch die Vermählung des Prinzen Salomon mit der Tochter des Kaiſers beſiegelt werden, ſobald das Thronrecht des Prinzen, dem Andreas lange vor ſeiner Geburt in der Stunde der Noth entſagt hatte, allgemein anerkannt würde.

„Der Vertrag wurde bekannt, und Balaz, der ſtets der getreueſte war von Deinen Rittern, verhehlte ſeit dieſem Augenblick ſeinen Haß gegen Aladar nicht mehr, und ſchürte die Zwietracht zwiſchen Dir und Deinem königlichen Bruder.

„Du erinnerſt Dich wohl, o König, daß Andreas um dieſe Zeit die Großen des Reichs nach Stuhlweißenburg berief, und dort in Deiner Gegenwart den Prinzen Salomon krönen ließ. Du ſtandeſt neben dem Goldthron des Königs, auf dem zwiſchen Andreas und Anaſtaſia Salomon ſaß, ein ſchwaches kränkliches Kind. Und als die Klänge der Orgel verſtummten und nach abgehaltenem Hochamt die Königin das Kind zum Altare geleitete, wo der Erzbiſchof von Gran, Dein jetziger Kanzler, der an Deiner Seite ſteht, ihn mit dem Mantel bekleidete, von der Hand der Königin Giſella einſt geſtickt, und ihn ſalbte, und die heilige Krone ſeines Oheims Stephan auf das ſchwache Haupt des Kindes ſetzte, da verklärte das Lächeln der Zufriedenheit die düſtern Züge des Königs und die Königin weinte Freudenthränen, und Du ſelbſt, der mächtige Herzog, der das Schwert des Reiches führte, ſahſt gerührt auf Deinen Neffen hinab, der unter der Laſt der Krone aufſeufzte und zu weinen begann, und ängſtlich rief: „„Will denn niemand die ſchwere Laſt mir vom Haupte nehmen?““

König Bela erhob jetzt auf seinem Richterstuhle und rief halblaut: „Nur wer die Krone vertheidigen kann, darf sie tragen, sonst fällt sie hinab in den Staub.“

„Die Unschuld des Kindes“ — erklärte Maria weiter, „begeisterte das Volk und als der Erzbischof frug: „Wollt ihr ihn zum König haben?“ da erscholl es tausendstimmig: „Wir wollen,“ und Herzog Bela sagte nicht nein. Da brausten die Orgeltöne wieder durch die hohen Räume und vom Chor tönten die gewaltigen Worte des Psalmes: „Sei Herr über deine Brüder und deiner Mutter Kinder mögen dir zu Füßen fallen.“ Und die Augen der versammelten Menge wandten sich alle zu Dir und zu Deinen herrlichen Söhnen, die so stolz und kühn neben dem königlichen Kinde erschienen. Und wir nahmen wahr, daß Palatz Dir, o König, einige Worte ins Ohr flüsterte und Du wandtest plötzlich ernst, und gingst mit Deinen Söhnen gemessenen Schrittes aus dem Hause des Herrn und Deine Mitter folgten Dir. Die Züge des Königs Andreas verfinsterten sich, die Königin

ſchluchzte laut; es waren aber keine Freudenthränen mehr und das Volk fühlte, daß Zwietracht geſäet war zwiſchen Dir und Deinem königlichen Bruder, das Traumbild des Bürgerkrieges durchbebte jede Bruſt.

„Ohne Abſchied zu nehmen hatteſt Du Dich in Dein Herzogthum zurückbegeben, mit Balazs, der das Mißtrauen in Deinen Buſen nährte. Nicht ſo Aladar. Der Friede war aus dem königlichen Pallaſte geflohen, die Schwermuth Saul's umnachtete das Gemüth des Königs und er war geneigt, den böſen Rathſchlägen ſeines Höflings, des Grafen Veit, Gehör zu geben; er glaubte es ihm, daß Du dem Prinzen Salomon nach dem Leben trachteteſt. Aladar dagegen wandte ſeine ganze Beredſamkeit an, den König zu vermögen, mit Dir ſich offen zu verſtändigen und jene Frage, die in der Zukunft vielleicht das Land mit Bürgerblut röthen könnte, im Zwiegeſpräch freundlich zu löſen. Der König gab endlich ſeinen Bitten nach und Du wurdeſt nochmals zu Hofe auf die Barkonyer Burg geladen. Balazs ging Dir voran, und Aladar

wollte seinerseits dasselbe versuchen, was er dem Könige, seinem Herrn, gerathen hatte: die Brüder sahen sich wieder, ohne Zeugen.

Es war ein schöner Frühlingsmorgen; ich saß an meinem Spinnrade auf der Terrasse und blickte auf meinen kleinen Salomon, der sich im Bogenschießen übte und bemüht war, die röthliche Blüthe des Mandelbaums mit seinem stumpfen Pfeil herab zu schießen. Laue Frühlingslüfte bewegten leise die Blumen, die die Strahlen der Sonne schmeichelnd in sich zu saugen schienen; der bläuliche Nebel der Ferne zog einen leichten Schleier über die Rebenhügel, die bis zu den Wellen des hellen Stromes hinabreichten, der, wie es schien, nur ungern sich von ihnen trennte, ehe er in die unendliche Ebene langsam eintrat. Die Natur athmete überall Frieden, ihr Zauber hatte mich umfangen, meine Seele vernahm jede ihrer harmonischen Schwingungen, die sich in andächtigen Accorden auflösten. Doch mit einemmale fuhr ich erschreckt zusammen, ich hörte leidenschaftliche Männerstimmen in meiner Nähe, es waren die entfremdeten Brüder.

„„Ich laſſe nicht ſpielen mit mir,““ rief Balazs, „„ich habe nie eine Gnade von Dir erbeten, freiwillig und unbedingt übergabſt Du mir Dein Erbtheil, und nachdem ich die beſten Jahre meines Lebens daran gewandt habe, es zu verſchönern und nutzbringend zu machen, nachdem ich Sümpfe ausgetrocknet und Wälder gelichtet und Hütten gebaut habe für die Anſiedler, die hinkamen, wo mein kräftiger Arm ſie ſchützte; jetzt ſoll ich Dir aus falſchem Edelmuthe zurückgeben, was ich von Dir als Geſchenk erhalten habe, bloß weil Dir ein Sohn geboren iſt? Ich ſoll alſo die Kraft meiner Jahre dem Schwächling geweiht haben, der in Ueppigkeit auferzogen, nie im Stande ſein wird, mein Werk fortzuführen? Ehe Du mir Dein Gut übergabſt, war es an Dir daran zu denken, was Du thuſt, nicht jetzt. Doch wenn Dich jetzt Deine Handlung reut, ſo gehe hin und fordere mich vor den Richterſtuhl des Königs, er ſpricht Dir Deinen Anſpruch ſicher zu; denn ihn drückt ja auch das Wort, das er ſeinem Bruder gegeben hat und er wird die Wortbrüchigen ſchützen.““

„„Nicht doch,““ fiel Aladar beſchwichtigend ihm ins Wort, „„Du mißverſtehſt mich; ich will Dich der Früchte Deiner Mühe nicht berauben. Die Gunſt des Königs hat mich bereichert. Was Du gethan haſt zur Verbeſſerung meines Erbtheils, das will ich Dir gerne erſetzen, ich will Dich ja nicht berauben, ich will mit Dir nicht rechten.““

„„Du glaubſt alſo,““ rief Balazs rauh, „„Du könnteſt mit Gold mich auszahlen wie einen Miethling? Wie ein Jude oder ein Israelit ſoll ich für Geld mich Dir verdungen haben? Ich ſoll zuſehen wie das, was ich erbaut, in Ruinen fällt? Wie meine Pflanzungen verkümmern? Ich ſoll mich an dem Schein des rothen Goldes laben, um mich zu entſchädigen für die verlorenen Träume meiner Jugend? Dein iſt das Weib, das ich als Jüngling geliebt, jetzt forderſt Du das Gut, dem ich die Kraft meiner Mannesjahre geweiht habe? Nimm es, wenn Du es willſt, durch Liſt oder durch Gewalt; doch verlange nicht von mir, daß ich meine Einwilligung dazu gebe.““

„Balazs verließ erzürnt den Bruder und Ala-

dar wurde zum Hofe gerufen. Der König, schwankend wie immer, hatte den Rathschlägen des Grafen Veit sein Ohr wieder zugewandt, der stets zu Gewaltschritten rieth, indem er sagte: „„Zwei Schwerter haben in einer Scheide keinen Raum, schlägst Du den Herzog nicht, so schlägt er Dich.““ Doch Andreas wollte, ehe er jenen äußersten Schritt that, noch einmal versuchen, sich mit Bela zu verständigen. Entsagte dieser freiwillig der Krone und huldigte er dem Könige Salomon, so wollte er ihn in seinem Herzogthume belassen; drang er auf die Vollziehung des Versprechens, das Andreas in dem Augenblicke der Noth ihm gegeben, dann sollte der Herzog dem Tode verfallen.

„Die Königin theilte diesen Plan Aladar mit, dessen Rath sie vertraute. Sie war in Verzweiflung; der Gedanke an die Möglichkeit des Brudermordes ängstigte sie und sie wußte nicht, wie sie das Gräßlichste verhindern könne, ohne den König zu verrathen und den Bürgerkrieg zu entzünden.“

„Dachte sie in der That so?“ frug jetzt der König ernst.

„Ich ſchwöre es“ rief Maria „bei dem Haupte meines Sohnes und ich kann es beweiſen. Erinnerſt Du Dich wohl, o König, jenes Morgens, als Du in den Thronſaal der Barkowcer Burg geladen warſt? Andreas lehnte auf dem purpurnen Ruhebette, zu ſeinen Füßen lag die Königskrone und das Herzogs-Schwert. Der ganze Hof ſtand um ihn verſammelt; die Königin, gepeinigt von Seelenangſt, hielt den Prinzen Salomon auf ihrem Schooß; Graf Veit, die Hand auf dem Säbelknopfe, ſtand neben ihr und bewachte jede Deiner Bewegungen, wir alle waren im Hintergrunde verſammelt in banger Erwartung. Doch Aladar war auf den Wink der Königin hinausgeeilt ins Vorgemach und als er Dich erblickte — er liebte Dich nicht, aber er wollte Deinen Tod nicht — da lispelte er Dir raſch zu: „„Iſt Dir das Leben lieb, ſo wähle das Schwert.““

„Du haſt recht, Maria, ſo war es“ — ſagte der König mit einem Seufzer.

„Du tratſt ein“ — hub die Klägerin wieder an — „von Balazs gefolgt und der König ſprach:

„„Herzog, Du weißt es, wie jeder meiner Gedanken nicht dem Wohle meiner Familie, sondern dem Vortheil des Vaterlandes geweiht ist. Von zwei Seiten, von den großen Kaiserreichen des Ostens und des Westens bedroht, darf der Ungar das Schwert nicht für einen Augenblick aus der Hand legen, er kann den Künsten des Friedens nicht obliegen, denn die Vertheidigung seines Vaterlandes beschäftigt ihn stets. Soll dieser Zustand immer währen? Kann er ewig dauern? Sollen wir stets gerüstet dastehen, um den Feind nach beiden Seiten zurückzuschlagen? Sollen wir nicht durch Familienbande die Feindschaft der Nachbarn zu versöhnen suchen? Ist es nicht der Vortheil des Landes, den römischen Kaiser an uns zu knüpfen? Ich that es blos, um meinem Volk den Frieden für Generationen zu sichern, die Hand der Tochter Heinrichs ist meinem Sohn Salomon zugesagt. Doch die Kaiserstochter kann nur ihres Gleichen sich vermählen; zum Herrschen geboren, kann sie nicht an den Stufen des Thrones stehen bleiben, ihr Gemahl darf kein Diener sein, er muß der Höchste gebieten im Reiche;

deshalb habe ich die gewichtige Krone dem Knaben aufgesetzt, es ist das einzige Mittel, um die Gränzen des Reiches gegen des Kaisers Macht zu sichern. Doch mein einst gegebenes Wort stellte Dir die Krone in Aussicht; Herzog, ich verhieß, daß Du mein Nachfolger sein solltest auf dem Throne, und ich nehme auch jetzt mein Versprechen nicht zurück. Doch das Volk darf nicht länger in Ungewißheit sein, wer einst sein Herrscher sein soll. Entscheide Dich daher, thue was Deine Liebe zum Vaterlande Dir gebeut; wähle die Krone und mit ihr den Krieg mit Deutschland, oder das Herzogs-Schwert, mit welchem Du dem Vaterlande Schutz gewährst.““

„Andreas war vor Aufregung erschöpft und sank zurück auf das Ruhebett; aller Augen wandten sich Dir zu, Du warfst einen mitleidvollen Blick auf den königlichen Bruder, hobst lautlos das Schwert vom Boden und gingst; — Balazs aber lächelte höhnisch und rief: „„das Schwert erkämpft die Krone.““

„Wir waren alle erstarrt; die Königin warf sich Andreas weinend zu Füßen und sprach: „„O

König, Ihr ſelbſt habt ihm das Schwert gegen uns in die Hand gegeben, gebt ihm die Krone, ſonſt nimmt er ſie!““

„Andreas ſprang vom Ruhebette auf und ſchritt nachdenkend durch den Saal. Endlich rief er Aladar zu: „„Eile dem Herzog nach, ſage ihm, mein Wort gereue mich, er möge zurückkehren, er trage die Krone nach mir, erſt nach ſeinem Tode falle ſie dem Prinzen Salomon zu!““

„Es war zu ſpät; Aladar konnte Dich nicht mehr erreichen, auf ſchnellem Roſſe, von Balazs nur gefolgt, warſt Du nach Polen entflohen, wohin die Fürſtin Rira vorangegangen war. Ihr wart fortgezogen ohne Abſchied, ohne Lebewohl.

„Kaum hatte dieſe Nachricht ſich im Lande verbreitet, als der Leidenſchaften wilde Flamme hoch auf-loderte. Verrath riefen die Freunde des Herzogs, Verrath hieß es am Hofe, Krieg auf Leben und Tod, flüſterte Graf Veit dem König unaufhörlich zu, und der König hörte nicht mehr auf das Flehen Anaſtaſia's, die von Verſöhnung ſprach.

„Er begann zu rüſten, er ſah es wohl, daß es

nunmehr zu keiner Ausgleichung kommen konnte; Andreas oder Bela, einer der Brüder mußte fallen, der Friede war unmöglich, das Verderben gewiß. Die Königin und Prinz Salomon wurden nach Mölk unter den Schutz des Markgrafen Ernst gesandt, ich blieb mit Aladar noch am Hofe, der bald zum Heerlager umgewandelt wurde.

„Der Norden des Reiches hatte sich für Dich erklärt, als Du Dich den Gränzen näherteſt, und Andreas suchte in Deutschland und Böhmen Hülfe. Vergebens beschwor ihn Aladar, die Fremden nicht in das Land zu führen, der Sieg ihrer Waffen ist ja doch stets eine eingestandene Niederlage der eigenen Macht. Doch Andreas war taub für solche Vorstellungen, das Verhängniß hatte seinen Sinn umdüstert. Auch Aladar ahnte sein Geschick, und als die Heere sich einander näherten, sagte er zu mir: „„Maria, ich fühle es, daß meine letzte Stunde naht, daß ich im Kampfe falle. Ich bin Dir Wahrheit schuldig. Du liebteſt Balazs und ich muß es nur gestehen, es war mein Verrath, der Euch trennte; er liebte immer nur Dich allein, er be-

trachtete des Vaters Wittwe stets nur als seine Mutter. Es war meine Schuld, daß Du ihn und er Dich für treulos hielt, denn meine Leidenschaft für Dich betäubte mein Gewissen. Später suchte ich mein Unrecht zu sühnen dadurch, daß ich ihm mein Erbgut übergab; ich konnte es thun, denn die Gunst des Königs hatte für Dich und mich gesorgt; doch wenn der Sieg sich jetzt dem Herzog zuwendet, dann bleibst Du und der kleine Salomon ohne Schutz dem Elend preisgegeben, abhängig vom Mitleid der Fremden. Doch Balazs ist edel, er wird die Schuld des Vaters nicht an dem unmündigen Sohn rächen wollen, er wird ihm nicht entziehen was ihm gebührt, und ihn selbst zum Erben seines eigenen Vermögens einsetzen. Gehe hin zu ihm wenn ich todt bin und flehe ihn an um seinen Schutz.““

„In derselben Nacht brach das Lager auf und das Heer setzte über die Theiß; als der Tag graute, da erblickten wir Deine Fahnen. Aladar schloß mich in seine Arme. „„Der Himmel schütze Dich, Maria,““ rief er, „„falle ich, so nimm für Salomon die Ge-

rechtigkeit Balazs in Anſpruch, und achtet er die Stimme ſeines Gewiſſens nicht, ſo fordere Recht gegen ihn vor dem Richterſtuhle des Königs und des Volkes.““ Er ging, ich ſank verzweifelt zu Boden.

„Der mörderiſche Kampf war ſchon entbrannt. Der Bruder ſtand feindlich dem Bruder gegenüber. Schmerz betäubte mich, ich konnte ſelbſt nicht beten; ich hatte nicht den Muth, um Sieg zu flehen, der ja dem Bruder das Verderben bringen mußte. Es waren fürchterliche Stunden! Ich weiß nicht, wie lange ſie währten, in ſolcher Seelenangſt hat die Zeit kein Maaß. Gegen Abend hörte das Getöſe der Waffen auf, die Schlacht war geſchlagen, wer war der Sieger? — Ich ſchleppte mich hinaus aus dem Zelte, da trug man eine Bahre an mir vorüber, es war die Leiche des Königs Andreas! Ich ſtürzte erſtarrt auf meine Kniee, und eine zweite Bahre folgte der erſten; Aladar, tödtlich verwundet lag auf ihr dahingeſtreckt. Ich wankte zu ihm, er öffnete die Augen und ſagte: „„Die Fürſten ſuchten ſich im Kampfe, ich verließ den König nicht einen

Augenblick, an ſeiner Seite fiel ich, als ich auf den Herzog losſprengte, durch das Eiſen meines eigenen Bruders! Es iſt die Vergeltung Gottes. Lebe wohl Maria, ſchütze die Rechte unſeres Sohnes.""

Die Klägerin war erſchöpft und weinte, der König ſtützte gedankenvoll ſein Haupt auf den Arm, die trüben Bilder der Vergangenheit, die ſie heraufbeſchwor, umnachteten ſeine Stirne.

„Nach der Schlacht" — fuhr Maria fort — „wurde das Vermögen jener eingezogen, die Andreas anhingen und das Thronrecht Salomon's behaupteten, mit ihnen auch die ganze Habe meines Sohnes; Balazs nahm ſie in Beſitz. Ich floh zu der tiefgekränkten Königin Anaſtaſia, die mit ihrem Sohne von dem Almoſen der kaiſerlichen Gnade ihr Daſein friſtete.

„Hier ſtehe ich nun und verlange Gerechtigkeit gegen Balazs, Deinen Oberrichter. Er iſt im Vollgenuß des Erbes meines Sohnes, während das Kind heimathslos kein andres Obdach hat, als jenes, das ſeiner Mutter Thränen für ihn erflehen.

Und er, der den Knaben seines Eigenthums beraubte, er ist kein Fremder, es ist sein Oheim, es ist der Mann, der ihn hätte schützen sollen. — König, die verbannte Wittwe verlangt die Rechte ihres Sohnes von Dir. Dir ward der Ruhm eines großen Königs, Gerechtigkeit ist des Herrschers erste Pflicht; zeige jetzt, daß Du gerecht bist, und gieb Salomon zurück, was ihm gebührt!"

Der König warf einen Blick auf das Volk, er sah, daß alle Sympathien sich Marien zuwandten. „Balaas" — rief er jetzt — „was hast Du zu erwidern?"

„Herr," sagte der Oberrichter, „es ist wahr, was die Klägerin sagt; sie hat treu geschildert, wie das Mißtrauen und der Haß gesäet wurden zwischen uns, und wie daraus der Fluch des Bruderzwistes erwuchs. Doch ich schwöre es Dir, o König, daß ich die Güter und die Schätze nicht eigennützig verwaltet habe. Hunderte von Ansiedlern leben jetzt auf meinen Besitzthümern zufrieden und glücklich unter meinem Schutze, die unter der schwachen Herrschaft des Knaben Salomon von den mächtigen

Nachbarn beraubt werden würden. Auch will ich gern das Kind entschädigen, ich will es erziehen bei mir und wenn mich einst der Tod ereilt, dann sei er mein Erbe. Maria, genügt Dir diese Sühne?"

Der König winkte beifällig Balazs zu, doch die Klägerin sprach:

„Nein, mir genügt dies nicht! Ich muß das Gebot erfüllen, das mir der sterbende Aladar zurief, ich verlange das Recht meines Sohnes ungeschmälert und unverzüglich. Ich kann sein Eigenthum nicht für geborgen halten in Händen, die nicht scheuten, nach fremden Besitz zu greifen; ich kann meines Sohnes Zukunft nicht durch das Versprechen eines Mannes für gesichert halten, der an dem unvorsichtig gegebenen Worte seines Bruders rücksichtslos festhält, der unantastbaren Rechte des Erben nicht achtend; eines Mannes, der nicht nur dem durch unvorhergesehene Ereignisse entkräfteten Versprechen nicht entsagen will, sondern es mißbrauchte, mein unschuldiges Kind auch jener Gaben zu berauben, die wir der Großmuth des Königs Andreas dankten; eines Mannes, dessen Rachsucht die Stimme

seiner edlen Natur übertäubt; der seit drei Jahren jetzt zum erstenmale sich erinnert, daß er einen Neffen hat, für den er sorgen sollte, für eine Waise, deren Vater er erschlug. Ich verlange nicht nur die Rückerstattung des Eigenthums meines Sohnes, ich verlange auch die Bestrafung des Schuldigen. Kann ich mit weniger zufrieden sein?" rief sie, indem sie sich zum Volke wandte.

„Nein, nein," erscholl es mit tausend Stimmen, „er werde bestraft, der das Erbtheil der Waise sich zugeeignet."

Der König hatte sich von seinem Sitze erhoben, die innere Bewegung malte sich in seinen Zügen, er fühlte es, daß während er das Urtheil über Balazs sprach, er sich selbst verdamme, die Schuld des Oberrichters war ja seine eigene. Er hatte es längst erkannt, daß Maria im Auftrage Anastasien's vor das Gericht gekommen war, um die Rechte des Prinzen Salomon dem Volke ins Gedächtniß zu rufen; er wußte es, daß die Wittwe Aladar's nicht ihre eigene Angelegenheit vertheidige, sondern unter dieser Hülle jene ihrer Gebieterin. Doch er hatte

ſie frei reden laſſen, weil er ſelbſt ſich überzeugen wollte, was denn die Anſicht des Volkes ſei, ob für dieſes das geſetzliche Erbrecht höher ſtehe, als die Vortheile, die eine kräftige, gerechte Regierung gewährt. Maria hatte mit Vorbedacht vor den Augen des Volkes das Leben beider Fürſten entfaltet, ſie hatte die verſchwimmenden Bilder der Vergangenheit wieder in die Erinnerung der Menge zurückgerufen, ſie hatte weder die Schuld des Königs Andreas, noch den Heldenmuth Bela's verſchwiegen — und das Volk hatte ſich doch für das Recht Salomon's ausgeſprochen! Es hatte kein Gedächtniß für die Schwäche des gefallenen Königs, und vergaß auch die Wohlthaten, die es von Bela täglich empfing. Es war die bitterſte Erfahrung, die der König gemacht hatte, er ſah es, daß all ſeine glänzenden Träume von der Dankbarkeit der Nation und von ihrer Anhänglichkeit an ſeine Perſon und an ſein Haus nichtig ſeien, und daß ſeine weiſe Regierung doch jenes ideale Recht nicht erſetze, das ihm mangelte. Doch er konnte und wollte ſeinem Charakter nicht ungetreu werden, er

wußte es, daß es seine Aufgabe sei Recht zu sprechen, ohne Rücksicht der Person, er raffte daher alle seine Kräfte zusammen und rief:

„Balazs, die Stimme des Volkes ist die Stimme Gottes! — Sie hat Dich für schuldig erklärt des Raubes an Deinem Neffen." Doch hier stockten plötzlich seine Worte, seine Züge erstarrten, er sank zurück auf seinen Thronsessel.

„Hoch lebe unser gerechter König!" jubelte das Volk. Jene aber, die den Thron umgaben, drängten sich plötzlich um Bela, dessen Haupt auf seine Brust herabgesunken war, — er war todt.

Gleich nach dem feierlichen Leichenbegängnisse des Königs sandte Geiza, sein ältester Sohn, im Einverständniß mit seinen Brüdern, Boten zu ihrem flüchtigen Vetter Salomon und luden ihn ein, den erledigten Thron zu besteigen und als er an der Gränze erschien, überlieferten sie ihm die Krone, die ihm dem Erbrecht zufolge gebührte.

Der ungarische Räuber.

Der Räuber ist eine stehende Person im ungarischen Roman und in der ungarischen Sage und findet seinen Platz in jeder Reisebeschreibung von Ungarn; doch ist er vollkommen verschieden vom italienischen Banditen, vom Klephten auf den türkisch-griechischen Gebirgen, oder dem spanischen Contrebandisten. Die ungarischen Räuber sind beinahe immer harmlos und trotz ihrer Menge ist doch nichts seltener in Ungarn als Straßenraub oder Hauseinbruch, dies sind nicht die charakteristischen Verbrechen der Ungarn. Die Criminal-Statistik zeigt uns überhaupt den Charakter der Völkerschaften, die Ungarn bewohnen, in einem merkwürdigen Lichte. Die deutschen Colonisten, sowohl im Sachsenlande, in Zipsen und den sogenannten Frei-

ſtädten, wo ſie in compacten Maſſen als induſtrielle Bevölkerung leben, als dort, wo ſie zerſtreut zwiſchen Slovaken und Ungarn das Land bebauen, ſind jedenfalls diejenige Population Ungarns, die am allerwenigſten mit der Criminal-Juſtiz zu thun hat. Sie haben zwar mehr Civilproceſſe als ihre Nachbarn, denn ſie ſind rechthaberiſch und ſtreitſüchtig; doch ſehen wir ſie nur ausnahmsweiſe in Criminal-Klagen verwickelt. Beſonders iſt Raub, Mord und Brandſtiftung äußerſt ſelten bei ihnen. Zunächſt zu ihnen ſtehen die Slovaken, die den böhmiſch-mähriſchen Dialect ſprechen und ebenſo wie die Deutſchen ihrer Mehrzahl nach proteſtantiſch ſind. In den Comitaten, die ſie bewohnen, ſind die Gefängniſſe beinahe leer; dagegen können ſie gleich den Deutſchen beinahe alle leſen und ſchreiben und ſind ſehr bibelfeſt. In jedem Dorfe findet man einen Schulmeiſter, den die Gemeinde, nicht der Staat, beſoldet, und die Schule iſt beſucht, denn die Bauern ſind in Ungarn, wie überall in der Welt, conſervativ und geizig, und da ſie nun für die Erhaltung der Schule und Kirche ſorgen müſ-

ſen, ſo wollen ſie auch nicht vergebens gezahlt haben und ſchicken ihre Kinder ohne alle Zwangsmittel fleißig zum Schulmeiſter.

In den ſlaviſchen Comitaten, in denen ein Dialect herrſcht, der ſich dem polniſchen nähert, dann bei den Croaten, noch mehr aber bei den Ruthenen iſt Diebſtahl häufiger, beſonders im Herbſte, wo ſie das Korn aus den Scheunen ſtehlen. Ueberhaupt entwenden dieſe Slovaken meiſtens Lebensmittel und da ſie wie alle Slaven dem Branntweintrunke ergeben ſind, kommen Rauſereien oft bei ihnen vor. Sie ſind ihrer großen Mehrzahl nach katholiſch, die Ruthenen griechiſch-unirt; bei beiden ſind die Schulmeiſter aus dem Religionsfonds bezahlt, der aus den Gütern der durch Maria Thereſia und Joſeph eingezogenen Klöſter der Jeſuiten und Pauliner gebildet worden iſt. Die Zahlung iſt zwar ſehr unbedeutend, aber die Schulen ſind doch unentgeltlich; doch ſie bleiben leer, die Bauern ſchicken ihre Kinder nicht gerne hin. — Bei den braunen ſüdlichen Slaven, den ſogenannten Serben oder Raizen, ſind Raub, Todſchlag und

Mord nicht ungewöhnlich. Die Serben ſind griechiſcher Religion, kräftiger gebaut als die nordſlaviſchen Stämme, ſie ſind roh und heftig. Hinterliſtiger und heimtückiſcher als der Südſlave iſt der Wallache, bei dem der Meuchelmord und die Blutrache häufig ſind. Der Jude ſtiehlt ſelten, aber er betrügt, ſchwindelt und iſt der Hehler für jeden Dieb. Da er gewöhnlich die Wein- und Branntweinhäuſer pachtet, oder als Hauſirer das Land durchzieht, hat er die beſte Gelegenheit, geſtohlenes Gut zu kaufen und zu verſtecken. Der geſchickteſte Dieb iſt übrigens der Zigeuner; ſeine geſchmeidigen Glieder erleichtern ihm das Einſchleichen in die Häuſer und überhaupt ſind ihm die europäiſchen Begriffe über das Mein und Dein ziemlich unbekannt; er iſt ein praktiſcher Communiſt und ſein Grundſatz iſt ſeit Jahrhunderten geweſen: »La propriété c'est le vol.« — Der Ungar ſteht in den Tafeln der Criminal-Statiſtik zwiſchen dem blonden und dem braunen Slaven; ſeine gewöhnlichſten Verbrechen ſind Viehdiebſtahl, Todſchlag beim Streite im Wirthshaus und Brandſtiftung; viel ſeltener

Einbruch, Straßenraub oder Mord. In Hinsicht der Brandstiftung ist das ungarische Gesetz sehr streng, sie wird mit dem Tode bestraft; in älteren Zeiten war es sogar gesetzlich gestattet, den auf der That ertappten Brandleger in das Feuer zu werfen und selbst jetzt wird die Drohung der Brandstiftung mit Gefängniß streng geahndet. — Der Viehdiebstahl ist eine Erinnerung an den alten nomadischen Zustand des Volkes; ein schöner Ochse oder ein schönes Pferd auf der Puszta hat einen solchen Reiz für den ungarischen Bauer, daß er oft demselben nicht widerstehen kann. Als vor ungefähr zwanzig Jahren Herr von Berbely, ein reicher excentrischer Mann in Szabolcs, der sich gern in Comitatswahlen mischte und tolle Streiche dutzendweise verübte, mit ungefähr zweihundert Wählern vom Bauernadel ins Beregher Comitat zur Deputirten-Wahl ritt, wo seine Begleiter das Stimmrecht hatten, blieb er an der Gränze der zwei Comitate am Ufer der Theiß stehen und sprach: „Edle Verwandte*)!

*) Der Bauernadel wurde stets in dieser Weise angesprochen.

Wir gehen zu einem constitutionellen Feste nach Bergh, wir sollen dort das schönste Vorrecht des Mannes, das Stimmrecht, ausüben und einen Deputirten wählen; wir müssen daher suchen, daß wir unserem Stande gemäß uns benehmen. Wir werden dort viele Ochsen sehen und viele Pferde, — schöne Ochsen und schöne Pferde! — Es möge also ein jeder von uns Rechnung mit seinem Gewissen abschließen und untersuchen, ob er im Stande sei, der Versuchung zu widerstehen. — Noch ist es Zeit, wer da glaubt, ein Moment der Schwäche könnte ihn überkommen, der trete hervor und kehre zurück. Wir stehen an der Gränze; wie wir aber über die Theiß gegangen sind, da sind wir im Nachbarsamte und es wäre eine Schande, wenn wir nicht ebenso vollzählig zurückkehren, als wir ausgezogen sind und einige von uns im Comitatshause zurückbleiben, nicht eben im Saale als Gäste, sondern unten im Kerker als Diebe. Genügt, ihr Verwandte, prüfet Euch und entscheidet."

Es war ein malerischer Anblick. Verschieden in rother Kleidung, im Schmuke der Bauerntracht, ist

mit gezogenem Säbel auf einem Schecken, die weiße Feder flatterte auf dem schwarzen breiten Filzhute. Rings um ihn ſtanden zweihundert Szaboleſer Bauern, alle mit den gleichen weißen Federbüſchen, dem Parteizeichen, auf den Hüten und hinter ihnen dreißig Wagen, von denen ſie abgeſtiegen waren, um ihren Führer zu hören. Sie ſchrien ihm ein donnerndes „Eljen“ zu; zwei aber traten hervor aus der Reihe und erklärten, es mangele ihnen an dem Selbſtvertrauen, daß ſie der Verſuchung widerſtehen könnten und ſie wollten daher lieber umkehren. Borbely belobte ſie für ihre Gewiſſenhaftigkeit, gab jedem von ihnen fünfzehn Zwanziger zur Rückreiſe und führte ſeine übrigen Tugendhelden über die Theiß, wo die „edlen Verwandten“ wirklich den Ausſchlag bei der Deputirtenwahl gaben, ohne die Bekanntſchaft mit der Criminaljuſtiz des Comitats zu machen.

Borbely gehörte in früheren Jahren zu einer Geſellſchaft, die in Ungarn bald nach den franzöſiſchen Kriegen viel Lärm machte. Die Mitglieder nannten ſich „Kolompos“, Leithämmel, ihr Groß-

meiſter war der Graf Niclas Keglevich. Dieſer gehörte einem der erſten Geſchlechter Ungarns an; er war reich, unverheirathet, früher ein tapferer Huſarenoffizier, immer ein Querkopf. Er war des Lebens in der Geſellſchaft ſatt, die in dieſer Zeit beinahe ganz deutſch geworden war und zog ſich auf ſeine Güter zurück, wo er mit mehreren jungen Leuten ſeiner Bekanntſchaft entweder die altungariſche oder die Bauernkleidung trug, nie anders ſprach als ungariſch und ſich oft unter die Bauern miſchte. Der ganze Bund ahmte die Derbheit und oft die Rohheit des Volkes nach; ſie zogen mit Zigeunermuſik Nachts durch die Straßen, nahmen mehr aus Muthwillen als aus politiſchen Gründen Antheil an den Comitatswahlen und verübten die tollſten Streiche, über die die Geſellſchaft lachte oder ſich ärgerte. Doch in Wien ſah Fürſt Metternich ſehr wohl ein, dies ſei der Anfang einer Reaction gegen die Germaniſirung Ungarns und man ſuchte die Mitglieder der Geſellſchaft noch mehr in Mißcredit zu bringen, als ſie es ſelbſt thaten. Der Fürſt hatte Recht. Während der Staats-

streiche im Jahre 1822 — 1823 schlossen sich die Kolompos an die constitutionelle Opposition an und da sie bei dem Volke sehr populär waren, boten sie dieser durch ihren Anschluß keine geringe Stütze.

Um ein Mitglied dieser Gesellschaft zu werden mußte man Proben ablegen, daß man leben könne wie das Volk; sie fielen manchmal sonderbar aus. Herr von J... war eben durch den Tod seines Vaters in den Besitz bedeutender Landgüter gekommen, die aber verschuldet waren. Er war ein berechnender Kopf und fand, daß wenn er einige Jahre Kolompos würde, dies ihn aller Pflichten gegen die Gesellschaft enthöbe, — denn der ganze Haushalt war bei diesen Herren der einfachste; — er könne, meinte er, sein Vermögen auf diese Weise vollkommen rangiren, ohne für geizig gehalten zu werden. Er meldete sich daher bei dem Großmeister mit der Bitte, als Mitglied aufgenommen zu werden. Die Gesellschaft, die es wohl sah, daß sein eigentliches Motiv der Geiz sei, und ihn dafür bestrafen wollte, machte es ihm zur Bedingung der Aufnahme, daß er auf dem nächsten Markte zu

Szikszo ein Pferd ſtehlen ſollte. Er ging in Bauernkleidern dahin, bemerkte aber nicht, daß auch einer ſeiner künftigen Kameraden dorthin geſendet wurde, um ihn zu überwachen. Kaum hatte er ſich auf ein Pferd geſchwungen, das, gerade als ob es ihn verführen ſollte, unbewacht außerhalb des Marktes auf dem Felde weidete, als auch einige Bauern, die im Voraus aufmerkſam gemacht worden waren, ihm nacheilten und ohne Rückſicht darauf, daß er ihnen erklärte, wer er ſei und daß er das Pferd gern bezahlen wolle, ihn mit ihren Stöcken tüchtig bearbeiteten und ſich nur ſchwer dazu herbeiließen, ihn nicht gebunden ins Comitatshaus abzuliefern. Die Dazwiſchenkunft ſeines künftigen Kameraden rettete ihn von dieſer Beſchämung, zeigte ihm aber auch, daß er das Opfer eines angelegten Planes geworden war.

Aehnlich erging es einem anderen Freunde des Grafen Keglevich, der ebenſo geizig war, dabei den Zerſtörungsſinn in nicht geringerem Grade beſaß, und deſſen größte Freude es war, jemanden ärgern zu können. Einſt kam er mit einem neuen

wiener Wagen auf dem Gute des Grafen an. Jedermann wunderte sich Herrn von Josa in einem solchen zu sehen; aber man wußte, er habe seit mehr als zehn Jahren die Absicht, sich zu verheirathen, obgleich er ein sehr unglücklicher Freier war, und man glaubte, die ungewöhnliche Ausgabe stehe wieder mit einem Heirathsprojekte in Verbindung. Graf Keglevich ritt mit seinen Gästen aus und gab den Befehl, daß während seiner Abwesenheit der Kutscher des Herrn von Josa ins Wirthshaus, der neue wiener Wagen aber auf die Wiese geführt und unter einem Heuschober verborgen werde. Während des ganzen Rittes sprach er stets von dem schönen Heuschober, der gegenüber seinem Hause stehe und wie ihn dieser freue. Er wußte, daß dies hinreichte, bei Herrn von Josa das Vorhaben zu erwecken, ihn zu zerstören. Nach Hause gekehrt, fanden die Gäste ein großes Nachtmahl bereit, bei dem Josa, der sonst sehr mäßig war, bald den Betrunkenen spielte, den übrigen Gästen immer zutrank und als der Graf wieder seines Heuschobers erwähnte, die Anwesenden aufforderte,

diesen in Brand zu stecken. Der Graf protestirte heftig, aber Josa ergriff die Kerze und ging mit allen Gästen, die ihm lachend folgten, weil sie in das Geheimniß eingeweiht waren, hinaus auf die Wiese; sie steckten das Heu in Brand und erlaubten nicht, daß der Graf es löschen lasse, worüber Josa seine Freude hatte. Wie erschrack er aber am nächsten Tage, als sein Kutscher ihm meldete, der neue wiener Wagen sei verbrannt und nur das Eisengerippe desselben stehe auf der Asche des verbrannten Heuschobers.

Es ist wohl unnöthig, zu bemerken, daß diese tolle Gesellschaft oft mit der Justiz in Collision kam und daß mehrere Mitglieder derselben für einige Zeit auch die Bekanntschaft des Comitats-Gefängnisses machten. Die meisten von ihnen wurden in reiferen Jahren sehr ruhige Leute, manche mischten sich in Politik, einige bekleideten höhere Regierungsämter und erzählten dann oft in Gesellschaft von den tollen Streichen ihrer Jugend, in der sie das Volksleben in allen Schichten desselben bis hinab zu dem Räuber im Walde auf ihre eigene Art studirt hatten.

Der ungariſche Räuber iſt gewöhnlich nichts anderes als ein Geächteter, der von Steckbriefen verfolgt wird. Vielleicht hat er bei einem Streite die Streiche ſeines Fokos*) nicht genau berechnet und ſeinen Gegner, den er nur prügeln wollte, erſchlagen, oder er war aus dem Gefängniß entkommen, wo er wegen Pferdediebſtahl gefangen ſaß, oder es iſt ein Deſerteur, den in Italien ein Heimweh ergriffen hat und der ſich durch die Gebirge bis in ſeine Heimath durchſchlug, wo er nun im Walde ſich bergen muß, weil im Dorfe ſeines Bleibens nicht iſt. Unter den „armen Leuten“ — dies iſt der Titel, den ſich dieſe Heimathsloſen geben — ſind die Deſerteure ſo ziemlich in der Mehrzahl, denn trotz des kriegeriſchen Sinnes, der den Ungarn characteriſirt, liebt er es nicht, Soldat zu ſein; er weiß, daß er dem öſterreichiſchen Syſtem zufolge ſein Vaterland verlaſſen und nach Italien, Gallizien oder in die deutſchen Provinzen wandern muß, wo

*) Fokos iſt ein Stock, deſſen oberes Ende mit einer kleinen Axt verſehen iſt.

er die Sprache nicht versteht und Jahre lang unter Fremden wohnen muß. Ich erinnere mich, daß ein Deserteur, den wir im Walde begegneten und zu überreden suchten, er solle sich selbst beim Militaircommando melden und lieber seine Strafe aushalten als obdachlos herumzuirren, nicht wissend, wo er sein Haupt in Sicherheit niederlegen könne — uns gefaßt antwortete: „Ich war immer ein Hirt; wenn mir der Kaiser befiehlt, daß ich seine Schafe hüte, so wird nie eines von der Heerde fehlen; aber ich will lieber zu Hause zu Grunde gehen, als in Italien acht Jahre lang das schwere Gewehr auf der Schulter tragen."

Als in dem Feldzug 1814 das Regiment Palatinal-Husaren die Flucht des Kaisers Franz nach Lyon deckte, zu der Zeit, wo die französische Armee ihn plötzlich vom Hauptcorps der alliirten Armeen abschnitt und der Kaiser dem Obersten Illesy es frei stellte, eine Belohnung für das Regiment zu verlangen, da glaubten die Offiziere, er werde um eine bleibende Auszeichnung einkommen, wie z. B. das alte Dragoner-Regiment Dampiere von Fer-

dinand II. das Recht erhielt, mit klingendem Spiele durch die Hofburg zu ziehen und auf dem Burgplatze durch drei Tage den Werbtisch aufzuschlagen. Doch der alte Obrist kümmerte sich nicht viel um solche Privilegien, auch bat er um keinen Orden für die Standarte, er kannte seine Leute im Regimente sehr wohl und ersuchte nur darum, das Regiment solle nach dem Kriege nach Kecskemet verlegt werden. Die Offiziere freuten sich keineswegs, denn Kecskemet und die Umgebung sind die langweiligsten Garnisonsorte in Ungarn; aber die Gemeinen waren entzückt, daß sie in die Nähe ihrer Familien kamen und keine Desertion fand mehr statt.

Das Leben eines solchen Deserteurs, der ein „armer Bursche" geworden ist, hat viel Romantisches. Er lebt im Walde, in irgend einer Schloßruine, ist Wilddieb und geht zu den Hirten auf den entlegenen Meierhöfen und verlangt von ihnen Brod, Wein und Speck. Theilen sie dies gutwillig mit ihm, so giebt er auf ihre Heerde acht und erleichtert ihnen ihre Mühe, wie einst David dem

Nabal; thun sie es nicht, so treibt er einige Stücke von der Heerde von Zeit zu Zeit weg und schlachtet sie in seinen Schlupfwinkeln. Manchmal kommt er am Sonntag Abend auch in die Dörfer, wenn er weiß, daß zufällig kein Comitatshusar in der Nähe ist und dann tanzt er mit den Mädchen im Wirthshause. Natürlich ist er wohlbewaffnet und hält selbst beim Tanze seine Hand auf der Pistole.

Nicht weit von unserem Schlosse lebte in der malerischen Ruine von Hollokö ein solcher „armer Bursche". Er war Deserteur und besuchte von Zeit zu Zeit unsere Schäfer auf den entlegenen Meierhöfen. Natürlich haben die Hirten, die solchen Besuchen ausgesetzt sind, eine größere Bezahlung, weil sie häufig ihre Lebensmittel auf eine Art theilen müssen, die schwer zu verrechnen und durch Quittungen zu beweisen wäre. Der Stuhlrichter, ein Bekannter von uns, hatte eine richterliche Function im Gebirge bei einem reichen jüdischen Pächter und nahm einen unserer Freunde, den jungen Dichter Lisznyay, auf diesen Ausflug mit. Als sie dort eben beim Frühstück beisammen saßen, ging

plötzlich die Thür auf und an der Schwelle stand Janos, der Räuber, mit einem Doppelgewehr in der Hand, im Gürtel zwei Pistolen und die eigenthümliche kurze ungarische Art. „Herr Stuhlrichter, Sie lassen mich schon seit lange suchen; ich glaubte daher, es sei meine Pflicht, Ihnen hier meine Aufwartung zu machen, da Sie jetzt in mein Revier gekommen sind. Erlauben Sie, daß ich Ihnen Gesellschaft leiste." Mit diesen Worten trat er ein, ließ die Thüre offen, stellte sich mit dem Rücken an die Wand, so, daß er stets die offene Thür im Auge behielt und nahm eine Tasse Kaffee mit der Gesellschaft, die mit ihm über seine Lebensweise zu sprechen begann, sobald sich ihr erstes Erstaunen gelegt hatte. Er sagte, er langweile sich oft und unterhalte sich noch am meisten mit den Romanen und Gedichten, die er sich in Pest durch den Juden kaufen lasse. Er zog dabei ein kleines Heft aus der Tasche, es waren zufällig die Gedichte Lizynay's, der gegenwärtig war. Natürlich hatte dieser eine viel größere Freude, sie in den Händen des Räubers zu sehen, als wenn er die beste Re-

cenſion über ſie im Athenaeum geleſen hätte und ſagte es gleich dem Sohn des Waldes, wie ſehr es ihn freue, daß ſeine Verſe ihn ergötzten. Doch dieſer rief ihm zu: „Junger Herr, da ſie ſo ſchön ſchreiben können, ſo thun Sie mir doch den Gefallen und ſchreiben Sie ein Bittgeſuch für mich ans Comitat, die Herren mögen mich nicht länger verfolgen laſſen. Ich bin dreimal vom Regimente deſertirt, das letztemal von meinem Wachtpoſten und wenn man mich den Soldaten übergiebt, ſo erwartet mich nichts anderes als Pulver und Blei. Ich habe niemanden gemordet und niemanden beraubt, ich lebe als armer Burſche und verlange nichts anderes, als daß ich nicht gehetzt werde wie ein wildes Thier, es iſt ja elend genug, im Walde leben zu müſſen allein und ohne Obdach. Giebt man mir aber einen Freipardon, ſo will ich die Polizei beſſer handhaben als die Comitatsbehörde und jene Elenden, die meinen Namen mißbrauchen und den Hauſirjuden neulich beraubt haben, die will ich niederſchießen, wenn ſie mir in den Weg kommen, das ſind Verbrecher, keine armen Burſche.“

Der Dichter verſprach es, die Bittſchrift einzureichen, der Räuber empfahl ſich anſtändig und war in einigen Augenblicken im Gebüſche verſchwunden. Zwei Monate ſpäter wurde er bei einer Rauferei im nächſten Dorfe durch einen jungen Bauern erſchlagen, deſſen Braut dem ſchönen Räuber zu viel Aufmerkſamkeit geſchenkt hatte.

Auf der großen Haide in Unterungarn ſind die „armen Burſchen“ weniger harmlos. Sie werden hier Viehdiebe und ihre Keckheit iſt überraſchend. Ueberall ſind ſie ein ſehr gefährliches Element; denn wenn ſich zufällig ein entſchloſſener Character unter ihnen findet, der den Krieg gegen die Geſellſchaft annimmt, die ihn verfolgt, dann wird es ihm nicht ſchwer, eine Bande zu bilden, die wirklich auf Raub ausgeht. Doch auch dieſe Straßenräuber — die übrigens ihr Handwerk ſelten länger als durch zwei Jahre ausüben können, denn ſelbſt die großen Wälder des Bakony oder des Beregher Comitats ſind keine ſicheren Aſyle für ſie — fallen nur ausnahmsweiſe Reiſende aus höheren Ständen an; ihre Opfer ſind gewöhnlich die Hauſirer und die Juden-

wirthe. — Man erzählt es in Ungarn stets als eine Ausnahme, daß der Metropolit von Karlowitz, Werhovacz, als er von Wien im Jahre 1815 nach Hause reiste, in Syrmien plötzlich im Walde durch eine Räuberbande angehalten wurde. Er verlor aber seine Geistesgegenwart nicht, er stand im Wagen auf, zeigte das goldene Kreuz, das seine Brust schmückte und rief ihnen zu: „Unglückliche, seht Ihr es nicht, daß ich Euer Metropolit bin? Ich verfluche Euch, weil Ihr Sünder seid, die den Befehlen des Herrn zuwider handeln; Ihr könnt mich tödten, aber Euer Verbrechen wird Euch verfolgen durch die Welt und Ihr werdet elend sein wie Kain, und unstätt und flüchtig auf Erden?" — Als die Räuber dies hörten, fielen sie auf die Kniee und schrien: „Fluche nicht, Bischof, fluche nicht; segne uns, daß es uns wohl gehe auf Erden." Der Metropolit erwiederte nun aber: „Ich kann Euch nicht segnen; geht aber hin und sündigt nicht mehr und Gott wird in seiner Gnade Euch verzeihen; thut Buße und bessert Euch." Die Worte des Metropoliten blieben nicht ohne Erfolg. Die

Räuber ließen ihn ungestört ziehen und die Bande zerstreute sich.

Einer der berüchtigsten Viehdiebe in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war Angyal Bandi, der Schrecken der ganzen Theißgegend. Kein schöner Ochse war vor ihm sicher, trotz aller Wachsamkeit wurde er entführt. Oft waren die Comitats-Panduren auf seiner Spur, doch die Schnelligkeit seines Pferdes vereitelte jeden ihrer Versuche, ihn zu fangen. Wer er eigentlich war, wußte niemand, die Leute in den abgelegenen Puszta-Wirthshäusern erzählten, er sei ein schöner Mann von edlem Anstande, gekleidet wie ein Bauer, doch sein feines Batisthemd sei mit Spitzen verziert und an dem Griff seiner Peitsche, mit der er die geraubten Ochsen in Sturmeseile vor sich hertrieb, sei der Goldknopf mit einem Edelsteine verziert. Von seinem Pferde erzählte man sich noch merkwürdigere Dinge; so viel ist sicher, daß er unweit von Szegvar entdeckt und durch die Panduren verfolgt, sich in die Theiß hineinstürzte und zu Pferde über den Fluß schwamm. Doch kaum am anderen Ufer angekommen, wo er

sich sicher wähnte, erblickten ihn andere Comitats-Husaren und machten abermals Jagd auf ihn. Wie ein gehetzter Hirsch floh er weiter, doch seine Verfolger waren ihm auf der Ferse, bis er am Abend die Ufer der Donau erreichte. Rettung schien unmöglich, er mußte endlich gefangen werden. Er aber sprengte verzweifelnd in die Wellen und sein edles Pferd schwamm, trotz des furchtbaren Rittes, auch über diesen Strom, er hatte in einem Tage über die Theiß und über die Donau gesetzt. Doch das Räuberhandwerk dauert nie lange, Angyal Bandi wurde eine Falle gelegt; man wußte, daß er in der Nähe des Ungwar-Comitats weile und trieb einen Zug der schönsten Ochsen, deren Hörner dem Gott Apis Ehre gemacht hätten, dem Flecken Göncz zu, wo Panduren im Hinterhalt lagen und ließ sie in der Nacht auf der Halde am Sajo weiden. Der Räuber erschien und kaum hatte er sich der Ochsen bemächtigt, als er auch schon von Husaren umringt war. Auch diesmal rettete ihn noch sein edles Roß und die Gewandtheit, mit der er seine lange, mit der Bleikugel am Ende versehene Peitsche handhabte;

doch es war zu spät, man hatte ihn erkannt. Man wollte es anfangs gar nicht glauben, doch es waren der Zeugen zu viele, die ihn gesehen und die es vor dem Gericht einstimmig mit einem Eide bekräftigten, Angyal Bandi sei niemand anderes, als Herr von Onody, ein Gutsbesitzer guter Familie, bekannt als kecker Reiter und Jäger, der übrigens ganz zurückgezogen auf seinem Gute, unweit von Miskolcz, lebte. Der Prozeß wurde gegen ihn instruirt, doch da er nicht auf der That gefangen worden war, durfte er sich als Edelmann auf freiem Fuße vertheidigen. Seine Angelegenheit nahm bald eine schlimme Wendung; mehrere Reisende waren um diese Zeit beraubt worden und man klagte nun Herrn von Onody nicht nur des Viehdiebstahls, sondern auch des Straßenraubes an und aus dem Zusammentreffen der Umstände wurde er vom Gerichte erster Instanz zu fünfjährigem schweren Kerker verurtheilt. Er betheuerte seine Unschuld und apellirte an die königliche Tafel, doch es war wenig Aussicht da, daß seine Strafe gemildert werde, da der Referent des Prozesses, der Protonotär von

Aczel, bekannt war als einer von jenen professionellen Criminalrichtern, die stets bereit sind, auf die leichteste Anzeige hin die Angeklagten zu verurtheilen.

Einst reiste Herr von Aczel zu einem Besuch von Pest nach Oberungarn; er hoffte am Abend des zweiten Tages in Miskolcz anzukommen, doch die Pferde rissen aus und warfen den Reisewagen um. Der Protonotär war glücklich aus dem Wagen gesprungen, doch die Achse war gebrochen und weit und breit war kein Dorf und kein Wirthshaus zu sehen. In dieser Verlegenheit erblickte er in der Ferne einige Arbeiter, er näherte sich ihnen und fand, das sie mit der Ernte beschäftigt waren. Ihr Herr, ein freundlicher Landedelmann mit einer langen Pfeife im Munde, saß rauchend auf einer Garbe und sah ihnen zu. Aczel erzählte ihm nun seinen Unfall und ersuchte ihn um Beistand. Einer der Schnitter wurde gleich zum Wagen gesandt, doch er kam mit der Botschaft zurück, daß nur ein Schmid den Schaden verbessern könne und daß an das Weiterreisen für jetzt nicht zu denken sei. Der Land-

edelmann bot nun dem Protonotär freundlich ein Nachtlager und dieser nahm den Antrag um so lieber an, als, wie er sagte, der berüchtigte Räuber Angyal Bandi in dieser Gegend hause und ein Zusammentreffen mit ihm nicht eben wünschenswerth erscheine.

„Halten Sie denn diesen Onody für gar so schlecht," frug der Landedelmann, indem er Aegel über die Haide seinem niederen Wohnhause zuführte, das unter Acacienbäumen versteckt an einem kleinen Abhange stand.

„Ganz natürlich," antwortete der Protonotär, „er ist einer der gefährlichsten Straßenräuber, die je ihr böses Handwerk übten; ich habe eben vor meiner Abreise seinen Proceß studirt und ich muß gestehen, daß dieser nicht geeignet ist, einen guten Eindruck zu machen, ich hoffe, er kommt an den Galgen."

„In unserer Gegend," bemerkte der Landedelmann, „macht dieser Proceß viel Aufsehen. So zurückgezogen auch Herr von Onody lebt, kennt ihn doch mancher von uns und wir können kaum

glauben, daß er ein Straßenräuber ſei. Daß er von jeher Pferde und Ochſen zu ſtehlen pflegte, das leugnet er ſelbſt nicht, doch keiner der Zeugen hat in Hinſicht des Straßenraubes ſeine Identität beſchwören können; der Beweis aus zuſammentreffenden Umſtänden aber iſt denn doch ſtets ein ſehr unſicherer. Ich muß geſtehen, wäre ich Richter, ich wäre nicht im Stande, jemanden blos auf ſolche Angaben hin zu verurtheilen."

„Man ſieht," ſagte Aczel, „daß Sie kein Richter ſind. Es wäre wirklich arg, wenn wir ſtets nur nach dem Geſtändniß der Beſchuldigten oder den Ausſagen der Zeugen urtheilen ſollten. Wo ſoll man denn immer die Zeugen hernehmen? Bei mir waltet nicht der geringſte Zweifel darüber, daß Onody den Straßenraub wirklich verübt hat. Der Mann, der eine gute Erziehung genoſſen hat, der eine anſtändige Stellung in der Geſellſchaft einnehmen kann und dann doch für elenden Geldgewinn ſich auf den Viehdiebſtahl verlegt, der iſt ſicher fähig und geneigt, einen Straßenraub zu begehen."

Der Landedelmann wichste ſich den Schnurbart in die Höhe, blickte den Protonotär ſcharf an und ſagte: „Vielleicht irren Sie ſich doch. Onody hat ein nicht ganz unanſehnliches Vermögen und wenn er Vieh ſtiehlt, ſo geſchieht es wirklich nicht wegen des Preiſes, den er für daſſelbe erhält; hat doch mancher der Beraubten den vollen Erſatz ſeines Schadens aus unbekannter Hand zurückerhalten. Aber ſo ein ſchöner Ochs oder Hengſt auf der Weide hat einen eigenen Reiz und es iſt keine Kleinigkeit, ſie blos mit der langen Peitſche vor ſich her im raſenden Galopp zu treiben, wenn man dabei noch die Wachſamkeit des Hüters täuſchen ſoll, oder gar von den Panduren verfolgt wird. Es iſt mehr Aufregung dabei als bei einer Hetzjagd, wo man ſeinen Hals doch auch nicht wegen des elenden Haſenbratens wagt. Ich glaube, wenn Sie Herrn von Onody kennen würden, wie ich ihn kenne, Sie hätten eine beſſere Meinung von ihm.“

„Sie kennen alſo Herrn von Onody?“ frug Regel befremdet.

„Ich habe ihn bei Jagden manchmal geſehen,“ war die Antwort. „Doch jetzt ſind wir vor meiner Thüre angelangt und ich brauche es Ihnen wohl nicht erſt zu ſagen, daß Sie, während dem ich die Ehre habe Ihr Wirth zu ſein, ſich hier ganz als zu Hauſe betrachten mögen.“

Sie traten in's Zimmer, es war klein doch mit Geſchmack eingerichtet. Das Nachtmahl wurde bald aufgetragen und Aegel bei einer Flaſche Wein ganz vertraut mit ſeinem Wirthe, er fand, daß dieſer nicht nur die gewöhnliche Bildung der kleinen Landedelleute beſitze, ſondern in ſeinen treffenden Bemerkungen einen Scharfſinn und eine Beobachtungsgabe entwickele, die den Protenotär überraſchten. Bis ſpät in die Nacht blieben ſie daher am Tiſche, ſie ſprachen über Comitatspolitik und über Landesangelegenheiten, über Landwirthſchaft und Proceſſe, kurz über alles, was in Ungarn den gewöhnlichen Gegenſtand des Geſpräches bildet, bis endlich Aegel ermüdet, ſich zur Ruhe begab. Als er am nächſten Morgen erwachte, ſah er ſeinen Wagen wieder hergeſtellt im Hofe; der Hausherr hatte ſeine eigenen

Pferde vorſpannen laſſen und erwartete ſeinen Gaſt mit dem Frühſtück. Der Gaſt machte ſich zur Abreiſe bereit; indem er aber von ſeinem Wirthe Abſchied nahm und ſich bei ihm bedankte, erſuchte er ihn noch um ſeinen Namen. Wie groß war aber ſein Erſtaunen, als der Landedelmann ſagte:

„Mein Name iſt Cuoky, oder wenn Sie den andern vorziehen, Angyal Bandi. Ich bin der berüchtigte Räuber, deſſen Proceß Sie referiren und ich hoffe, daß Sie ihn jetzt nicht mehr für einen ſo furchtbaren Verbrecher halten wie bisher.“

Aczel faßte ſich gleich und ſagte: „Ich ſehe blos, daß Sie die Geſetze der Gaſtfreundſchaft kennen; ſein Sie verſichert, ich kenne ſie auch; wir haben aus einer Schüſſel gegeſſen, aus einer Flaſche getrunken, ich werde mich deſſen jedenfalls erinnern; doch vergeſſen Sie nicht, daß man die Schranken, die die Geſellſchaft zu ihrer Sicherheit errichtet hat, nicht ungeſtraft durchbrechen darf.“ Er ſchüttelte dem Räuber die Hand und fuhr fort; doch als der Proceß Angyal Bandi's zur Verhandlung gelangte, hob der ſonſt ſo harte Aczel alle Milderungsgründe

der Art hervor, daß Herr von Onody nur zu der gelinden Strafe von dreijähriger Gefangenschaft verurtheilt wurde. Niemand konnte sich dies erklären, doch als Onody nach Ablauf seiner Strafzeit den Kerker verließ, erzählte er selbst dies Abentheuer in Gesellschaft; er hatte seine frühere Liebhaberei ganz aufgegeben und ward ein so friedlicher Landedelmann, wie irgend ein anderer im Comitate.

Der Obſitos.

Nicht minder charakteriſtiſch als der Räuber iſt im ungariſchen Volksleben der Obſitos, der verabſchiedete Huſar. Nach zehn, oft nach zwanzig langen Jahren, während denen er meiſtens im Auslande ſtationirt war, kehrt er endlich in das Dorf ſeiner Geburt zurück, wo ihn Freunde und Verwandte triumphirend empfangen. Ein gereiſter Mann, der die Welt geſehen hat, erzählt er im Wirthshauſe ſeine Abentheuer vor der erſtaunten Menge; ſeine Ideen waren nie beſonders klar über Geographie und in der Erinnerung werden ſeine Erlebniſſe fabelhaft. Aus Scherz und aus dem leicht erklärlichen Hange, bedeutend zu erſcheinen, erzählt er Romane, die ſelbſt die Phantaſie Alexander Dumas'

in Schatten ſtellen. Aber eine Erinnerung iſt ihm ſtets läſtig, die des langweiligen Friedensdienſtes, wo er täglich die Knöpfe ſeiner Uniform ſpiegelblank putzen mußte; das langweilige Geſchäft iſt ihm noch in der Erinnerung zuwider. Er iſt über die Alpen geſtiegen, die hoch ſind, daß ſie bis an den Mond reichten, ſo daß er den Mondſchein ſtreicheln konnte. „Was hat der Mondſchein denn gethan, als Sie ihn ſtreichelten?“ fragt vorwitzig ein junges Bauernmädchen den Graubart. „Er hat wollüſtig geſchnurrt wie ein Kater“ iſt die Antwort.

Dann erzählt er, wie er bis an das Ende der Welt gekommen ſei und ſich dort auf den letzten Fels niedergeſetzt und ſeine Füße geſchaukelt habe über dem großen Nichts.

„Waren Sie denn nicht auch im Himmel, Basci?“ fragt ihn wieder ein vorlauter Burſche.

„Freilich war ich auch dort.“

„Ach da muß es gut ſein, nicht wahr Basci? da braucht man nicht zu arbeiten und kann eſſen und trinken, ſo viel man will.“

„Dummer Bub," — ſagt der Huſar — „es iſt hier auf Erden viel beſſer; im Himmel iſt die Strapaz zu groß; die alten Heiligen haben alle zwei Ehrenwachen vor der Thür und man muß den ganzen Tag die Sterne mit Kreide und Branntwein putzen, damit ſie Abends, wenn ſie ausgehängt werden, ordentlich glänzen."

Auch in der Peterskirche war der Huſar und er erzählt, es ſei das größte Gebäude der Welt. Als ſie zur Kirchenparade commandirt waren, mußten ſie zweimal Raſttag halten, ehe ſie von der Thüre bis an den Hochaltar kamen.

Am unterhaltendſten iſt er aber, wenn er von ſeinen Kriegsthaten erzählt. Bei Leipzig, da iſt er dem Kaiſer Napoleon nachgeritten und hat ihn eigenhändig gefangen genommen. Aber die Kaiſerin Maria Louiſe, die mit ihm in dem Wagen ſaß, weinte ſo bitterlich darüber, daß er ihm die Freiheit ſchenkte und die Kaiſerin gab dem Huſaren dafür ihre goldene Uhr.

„Wo iſt aber die Uhr?" fragt jetzt der Ortsrichter.

„Herr Richter, das verſteht Er nicht“ ſagte der Huſar. „Der Herr Lieutenant hat einmal kein Geld gehabt und die Juden haben ihm keinen Credit gegeben; da habe ich ihm die goldene Uhr geſchenkt, damit er nicht auf Gage-Abzug geſetzt wird.“

Held Janos*).

Im muhamedaniſchen Oſten, wo die geſellſchaftlichen Verhältniſſe einfacher ſind, finden wir in der Erziehung keine ſolchen Contraſte, wie bei uns. Das Maaß des gelernten Wiſſens iſt nicht groß bei jenen, die als Paſcha's, Molla's und Hebi's regieren, doch der Hirt und der Sackträger, die den niedrigſten Grad der geſellſchaftlichen Hierarchie einnehmen, ſtehen verhältnißmäßig viel höher in ihrer intellectuellen Ausbildung als der iriſche Bauer oder der londoner Straßenkehrer. Der Koran iſt für ſie alle zugleich das religiöſe und

*) Petőfi Sándor összes költeményei 1842—1846. Peſt bei Emich. 1848. 16.

das Civilgeſetz, jedermann kennt deſſen Inhalt, der ihrem Verſtand entwickelt, während die Geſänge berühmter Dichter und die reizenden Sagen des Volkes ihre Phantaſie und ihren Geſchmack bilden. Eine ſolche Erziehung liegt im Bereich ſelbſt der Niedrigſten im Volke, daher kommt es auch, daß wenn die Laune des Schickſals den Sohn des Bauers, den Pfeifenhändler oder den Sclaven zu den höchſten Würden des Reiches erhebt, der Niedriggeborne ſeine neue Stellung mit jener ariſtocratiſchen Würde und Sicherheit einnimmt, die den Europäern ſo ſehr auffällt. Der Ideenkreis, in dem der neue Würdenträger ſich bewegt, iſt ihm nicht ganz fremd, ſeine Geiſtesbildung, ſeine Erziehung war nicht verſchieden von jener des Sohnes des Paſcha, denn die höheren Klaſſen in der Türkei und in Perſien haben keine eigene Literatur für ſich. Die Erzeugniſſe des Dichters und Märchenerzählers ſind nicht einer beſonderen Klaſſe ausſchließlich angepaßt, ſie gehören dem ganzen Volke, der Dichter ſingt für jeden, der ihn anhört.

Bei uns haben ſich die Verhältniſſe anders ge-

staltet, die Masse des Wissens und der Erfahrung ist in den letzten Jahrhunderten so angewachsen, daß nur wenige von der Natur begünstigte Individualitäten deren ganzen Umfang erfassen können. Die Verhältnisse des Staates und der Gesellschaft sind so complicirt und künstlich geworden, daß blos die Minderzahl einer Nation die Mittel besitzt, die intellectuellen Errungenschaften der Neuzeit kennen zu lernen und zu genießen; es bildete sich daher nicht nur in Hinsicht der gesellschaftlichen Stellung, des Reichthums und des Luxus, sondern selbst in Hinsicht der Erziehung, der Richtung der Gedanken und der Gefühle eine weite Kluft zwischen den höheren und niederen Klassen. So wie wir im alten Rom eine Spaltung in Plebejer und Patricier sahen, so finden wir in jedem Staate des jetzigen Europa's unter der scheinbaren Regierung freier Institutionen zwei ganz verschiedene Nationen, die einander entgegengesetzt sind, wenn nicht als Feinde, wenigstens als Fremde. Und diese Spaltung wird durch die Vernachlässigung der Volkserziehung und durch die künstliche Abgeschlossenheit der socialen

Klaſſen vollkommen erklärt; es iſt daher thöricht, ſie einem Unterſchiede der Race zuzuſchreiben. In England iſt unvermiſchtes ſächſiſches oder normänniſches Blut eben ſo wenig mehr zu finden, als in Frankreich galliſches oder fränkiſches. In den höheren ſowohl als in den niederen Klaſſen finden wir manchen Abkömmling des Siegers, ſo wie des Beſiegten, und trotzdem iſt die Kluft zwiſchen den Klaſſen der Geſellſchaft eben ſo groß, als ob die Ariſtocratie erſt heute ihre Macht durch brutale Gewalt gewonnen hätte und die Armen glauben, ſie könnten von den Reichen keine andere Gerechtigkeit erwarten, als jene des übermüthigen Gallier's, der das Schwert in die Waagſchale warf.

Die Gedankenrichtung dieſer zwei geſchiedenen Körperſchaften, — denn die Geldariſtocratie hat ſich ja ganz dem Geburtsadel angeſchloſſen, — iſt ſo vollkommen verſchieden, daß ſie glauben, ihre Intereſſen könnten nie in Einklang gebracht werden, ſie bleiben ſich fremd in ihren ſocialen Verhältniſſen, fremd in ihren Gedanken und Gefühlen. Seitdem die Staatsſchulden, die ſtehenden Armeen und der

daraus entſpringende Steuerdruck das Volk zu härterer und anhaltenderer Arbeit verdammten, fehlt es dieſem an Muße und an Energie, die Wiſſenſchaft unſeres Zeitalters ſich zu erwerben. Die Verſchwendung der Staatsgelder hat die niederen Klaſſen weder moraliſch noch materiell bereichert, nur der privilegirte Theil der Nation erhob ſich, die Maſſe ſank tiefer. Doch der Gegenſatz wurde endlich ſo ſcharf, daß er nicht mehr länger ignorirt werden konnte, denn er bedrohte die Sicherheit der herrſchenden Klaſſen. In Irland z. B. konnte man meilenweit reiſen, ohne eine Hütte zu finden, die gegen Wind und Wetter vollkommen Schutz gewährte; und der Pauperismus blieb nicht ſtehen an der Schwelle des hungernden Landmannes, er erreichte auch das Schloß des Gutsherrn, der ihm ſeiner Zeit nicht Einhalt gethan, die Armentaxen verzehren den Beſitz, der dann unter den Hammer der Encumbered estates Commission kommt. In Frankreich war ebenfalls jede politiſche Revolution zugleich eine ſociale und ſo wirkte ſehr bald Philanthropie und Politik, Religion und die Furcht vor

dem Proletarier dahin, daß der Zuſtand der niederen Klaſſen ein Gegenſtand der Unterſuchung wurde; Kleinkinderbewahranſtalten und Bettelſchulen, Armenhäuſer und Muſtergefängniſſe wurden gegründet, ſociale Theorien aufgeſtellt und widerlegt und ſtatiſtiſche Daten über den Pauperismus durch Privatperſonen und Regierungen publicirt. Doch alles dies diente nur dazu, den Glauben zu beſtärken, daß die Geſellſchaft in zwei entgegengeſetzte Lager zerfalle und alle Verſuche, ſie zu einigen, ſind bisher mißglückt. Jedermann ſieht die Gefahren der Geſellſchaft ein und niemand kennt das Mittel, ihnen zu entgehen.

Es iſt natürlich, daß die Dichter einen ähnlichen Weg verfolgten wie der Philoſoph und der Staatsmann, und während mancher Staatsökonom bei der Entwickelung ſeiner Theorien ſich in die Regionen der Dichtung verlor, wurde mehr als ein Poet zum trockenen Oekonomiſten, ſeine Romane waren nichts als in Scene geſetzte politiſche Principien.

Doch das Volk las weder die Träume des

Philoſophen noch die trockenen Syſteme des Dichters, ſeine Phantaſie hat eine ganz verſchiedene Richtung, ſie findet in ſeinen Sagen und Mährchen einen ſo reichen Schatz von Poeſie, daß ſie leicht die ihr geſchäftig gebotenen Kunſterzeugniſſe verſchmähen kann. Aber wir müſſen es auch geſtehen, es ſei durchaus nicht leicht für das Volk zu ſchreiben. Die Verſchiedenheit der Formen, in denen ſich der Geiſt der entzweiten Klaſſen der Geſellſchaft ausgebildet hat, macht es dem Schriftſteller ſchwierig, ſeine Ideen den Anſichten der niederen Schichten anzupaſſen und er ſchreibt ihnen nur zu häufig Wünſche, Entbehrungen und Anſichten zu, die einer ganz verſchiedenen Geſellſchaft angehören.

Doch dies war der Fall ſelbſt im Alterthum, die bukoliſchen Geſänge der Alexandriniſchen Gelehrten, Theocrit's, Bion's und Moſchos', ſo wie die Eclogen des Virgil, ſind eben ſo wenig treue Abbilder des antiken Hirtenlebens, als die Schäferſpiele aus der Zeit Ludwigs XV. oder die Idyllen Geßner's jene des modernen. Die Romane von Dickens und Sue haben zwar einen großen Einfluß

auf das Volk, doch sie schildern hauptsächlich nur das Leben der Städte und die Corruption, die dort herrscht. Doch das einfache Leben des Landmannes ward auch zum Gegenstand mancher liebenswürdigen Erzählungen, die mehr Wahrheit und daher mehr Poesie enthalten, als die bukolischen Gesänge früherer Jahrhunderte. Auerbach's und Weill's Dorfgeschichten sind jedem Gebildeten wohlbekannt, und noch reizender sind die Miniaturnovellen George Sand's, »La Mare au Diable«, »Le Champis« und »La petite Fadette«, in diesen glänzt das gediegene Gold der Phantasie der großen Dichterin, ungetrübt durch jene Schlacken, die so manches ihrer früheren Gebilde entstellen. Diese Gemälde des Landlebens sind anspruchslos, ihr Horizont erstreckt sich nicht über den Kirchthurm des nächsten Dorfes, die Verhältnisse die sie malen sind ganz ungekünstelt, sie entbehren jener Effectscenen, die bei Bulwer und Dickens, bei Dumas und Sue die Sinne verwirren. Der Held der Erzählung ist kein Verbrecher, nicht einmal ein Selbstmörder, er wird nicht gehangen, ja er kommt selbst mit der Polizei

nicht in Berührung und doch ſind die Situationen ſo abwechſelnd und anziehend, daß ſie die Erwartung ſpannen und befriedigen und in höherem Maaße die Seele reinigen — was nach Ariſtoteles die Aufgabe der Tragödie iſt — als die überraſchenden Kataſtrophen der modernen Leihbibliotheksromane.

Doch ſo groß auch der Genuß iſt, den dieſe einfach ſchönen Erzählungen den gebildeten Klaſſen gewähren, ſo iſt es doch ſehr zu bezweifeln, ob denn das Volk ſich ihrer auch erfreut. Die unteren Schichten der Geſellſchaft finden kein Intereſſe an dem treuen Bilde ihrer mühevollen Exiſtenz. Ihre Phantaſie hebt ſie hinaus aus dem engen Kreiſe ihres dumpfen Werktagslebens in das Reich übernatürlicher Weſen. Rieſen und Zauberer, Drachen und Feen ſind die Gebilde ihrer Träume und ſie lieben die Erzählungen, in denen dieſe eine Rolle ſpielen. Eben darum hört der Bauer gern dem Matroſen oder Soldaten zu, der ihm von den Wundern entfernter Weltgegenden erzählt; je abentheuerlicher aber die Geſchichte, um ſo größer die

Bewunderung, die sie erregt; sie wird immer wieder von neuem wiederholt, bis der Erzähler zuletzt bei der Leichtgläubigkeit, die stets die Menge charakterisirt, selbst glaubt erlebt und gesehen zu haben, was er beschreibt.

Eine Erzählung dieser Art ist Held Janos, das ungarische Volksgedicht Alexander Petöfy's, das durch die Uebersetzung Kertbeny's auch in Deutschland eingeführt worden ist. Es bietet uns ein treues Bild des ungarischen Bauernlebens und der Richtung, die die Phantasie des ungarischen Landmannes nimmt. Der Beginn des Gedichtes ist eine einfache Dorfgeschichte, die, wenn sie auch jener psychologischen Tiefe entbehrt, die uns bei Auerbach und George Sand überrascht, doch eine Fülle ächt ungarischer Bilder und Episoden enthält, umgeben von den eigenthümlichen Naturerscheinungen der Theißebene, die alle mit Treue und lebendigem Naturgefühl skizirt sind; die Landschaft ist hier nicht ein lebloses Beiwerk, sondern ein organischer Theil des Gedichtes.

Doch Janos bleibt nicht in seiner niedrigen

Sphäre des Hirten, er wird Soldat und alle tollen Lügen des ungariſchen Huſaren-Urlaubers werden uns nun durch Petöfy vorgeführt. Die geographiſchen Kenntniſſe des ungariſchen Huſaren ſind kaum größer als die eines wohlerzogenen Franzoſen, denn dieſer zeichnet ſich bekanntlich in dieſer Hinſicht nicht aus. Dem ungariſchen Soldaten iſt die Geographie nur in Verbindung mit einigen hiſtoriſchen Reminiscenzen geläufig. Die Sage von dem Mongoleneinfall unter Batu Khan im dreizehnten Jahrhundert lebt noch jetzt im Munde des Volkes und die Geſchichten von den hundeköpfigen Tartaren — ſo nennt der Bauer die Mongolen — ſind immer höchſt populär. Ein Mann, der die Welt geſehen und viel erfahren hat, muß daher nothwendig im Lande der Hundeköpfe geweſen ſein. Von Italien erinnert ſich der Huſar blos, daß der Rosmarin, eine niedere Pflanze in Ungarn, hier zum dichten Strauche heranwächſt und daß er ſelbſt weit mehr durch Froſt und Kälte litt als zu Hauſe, wo man gegen die Strenge des Winters durch Oefen, Doppelfenſter und wohlſchließende Thüren weit beſſer ge-

schützt ist, als im Süden. Auch von Frankreich weiß er etwas, denn er kann es ja nicht vergessen, daß er zwanzig Jahre lang gegen die Franzosen gekämpft habe, obgleich es ihm bis jetzt noch nicht recht klar geworden ist, warum. Es schwebt seinem Gedächtniß nur vor, daß man es ihm immer erzählt habe, der König sei von dort ungerechter Weise vertrieben worden und müsse wieder auf seinen Thron zurückgeführt werden. Und dieser arme König, Ludwig der Achtzehnte, ist durchaus kein Held, er zieht nicht mit der Armee, doch er ist ein liebenswürdiger sanfter Herr, der die Freuden der Tafel nicht verschmäht.

Aus diesen wenigen Husarenideen webte Petöfy mit viel Geschick den zweiten Theil seines Gedichtes; im dritten Theile führt er uns ins Feenland und geht ganz in das Gebiet des ungarischen Feenmärchens über.

Die Märchen von ganz Europa, man könnte beinahe sagen von allen Völkern weißer Race tragen eine Familienähnlichkeit an sich; wir erinnern hier blos an Sindbad und Odysseus, an Achilles

und den nordiſchen Siegfried, an Ruſtan's Jagd in Turan und die engliche Chevychaſe, ſo wie an die Märchen von den Schwanenjungfrauen, von den ſingenden Quellen und den redenden Bäumen, die dem arabiſchen Nomaden eben ſo bekannt ſind, wie dem ungariſchen Hirten und der deutſchen Amme. Doch die Behandlung des Stoffes iſt bei jedem Volke eine verſchiedene. Zu der äußerlichen Eigenthümlichkeit des ungariſchen Märchens gehört das Vorherrſchen der Dreizahl bei allen Abentheuern des Helden. Durch eine gewiſſe Trockenheit der Phantaſie unterſcheidet es ſich von den reizenden arabiſchen Erzählungen, denen es ſonſt durch den äußeren Glanz der Beſchreibung näher ſteht, als der Gemüthlichkeit der deutſchen Einbildungskraft.

Das Gedicht Petöfy's hat alle Fehler und alle Vorzüge des ungariſchen Märchens. Wie Janos, der Held, ſich in den Zauberwald verirrt und in die Märchenwelt eintritt, begegnet er zuerſt den felſeneſſenden Rieſen, die uns an die Rieſen der nordiſchen Sage erinnern. Kaum hat er ſie bezwungen, ſo iſt ſein zweites Abentheuer ein ganz

mittelalterliches, er ſtraft die Hexen und als er vor den Geſpenſtern nicht erſchrickt, kommt er an das Fabelmeer, das die phyſiſche Welt von der Behauſung der Genien trennt, die in ewiger Glückſeligkeit an der Quelle der Jugend leben. Es iſt wohl nicht nothwendig, aufmerkſam darauf zu machen, daß dieſe reizende Mythe von Avalon und dem Venusberge, die wir in den Gedichten des Mittelalters durch ganz Europa verbreitet finden, ihren Urſprung im claſſiſchen Alterthum hat. Schon der Phantaſie der Griechen ſchimmerten im äußerſten Weſten, über die Säulen des Hercules hinaus, die Inſeln der Seligen im freundlichen Abendrothe entgegen und die Atlantis, ſo wie die Inſel Leuke, wohin Thetis, von Tritonen und Nereiden begleitet, ihren Sohn Achilles führt und ihn mit der ſchönen Helena vermählt, ſind Variationen dieſer Sage, deren Nachklang wir noch in Petöfy's Gedicht finden. Die Feenkönigin Helena iſt eine jener Geſtalten der griechiſchen Sage, die im Mittelalter noch vor der Wiedererweckung der claſſiſchen Studien populär war. Auch der deutſche Fauſt ver-

mählt ſich ihr und die Magnetinſel mit dem Venusberge, die wir in den Märchen des Orients ſowohl, wie in dem romaniſchen Sagenkreiſe von Kaiſer Karl dem Großen wieder finden, endlich das Avalon der celtiſchen Sagen von der Tafelrunde, hängen unmittelbar mit einander zuſammen. Auch die Gärten der Armida, dieſe glänzende Epiſode von Taſſo's unſterblichem Epos, laſſen ſich auf dieſelbe Quelle zurückführen. Die Idee eines irdiſchen Aufenthaltes, in dem man, befreit von allen Mühen des Lebens, blos dem Genuſſe lebt, hat die Dichter aller Zeiten beſchäftigt, die jenes Paradies mit allen Blumen der Phantaſie reichlich ausgeſtattet haben. Wir können dieſe kurzen Bemerkungen über das Feenland nicht ſchließen, ohne noch auf zwei tiefſinnige Sagen des Mittelalters aufmerkſam zu machen, in denen ſich die deutſche und romaniſche Auffaſſung auf das lebendigſte ſpiegelt.

Der deutſchen Sage zufolge ſind die Götter des Alterthums keine leeren Phantome, ſie ſind nicht die Blüthen helleniſcher Phantaſie, ſondern ſie haben eine wirkliche Exiſtenz, ſie ſind Dämonen, deren

Macht erſt durch das Chriſtenthum gebrochen wurde. Seit dieſer Zeit leben ſie im Venusberge im ewigen Sinnenrauſche, beherrſcht von der Göttin der Schönheit. Wer immer den irdiſchen Genuß dem Heile ſeiner Seele vorzieht, der kann eingehen in dies heitere Reich, zu dem alle Wege offen ſtehen, aber keiner führt zurück zur Erde. Der edle Ritter Tannhäuſer ließ ſich auch von dieſem Abenteuer verführen, er zog hin in den Venusberg und gewann dort die Liebe der Königin der Schönheit Er lebte in einem ewigen Traume von Glückſeligkeit.

Drei Jahre vergingen gleich drei Tagen, doch endlich konnten ſelbſt die Liebesblicke der Göttin das Sehnen ſeines Herzens nicht einſchläfern, ſeine Thatenloſigkeit drückte ihn mit ſchwerer Wucht; er fühlte es, daß ſelbſt der Genuß läſtig wird, wenn ihn nicht die Mühe zeitweiſe unterbricht, daß blos die Anwendung der Kräfte dem Menſchen die Fähigkeit des Genuſſes giebt. Unzufriedenheit ſchlich ſich in ſein Gemüth, er verſuchte es zu fliehen, doch es gab keinen Ausweg aus dem Labyrinthe der Freude, die Anziehungskraft des Magnetberges

machte die Flucht unmöglich. Er ging nun zur Königin und geſtand es offen, er wünſche zur Welt und zu ihren Mühen zurückzukehren und ſein Verbrechen, den zeitlichen Genuß der ewigen Seligkeit vorgezogen zu haben, im Kriege gegen die Ungläubigen und in der Kaſteiung des Fleiſches zu ſühnen. Die Königin weinte, als ſie ſeine Klagen hörte, ſie bat ihn zu bleiben, indem ſie ihm vorſtellte, daß wenn er nicht im Stande ſei, die endloſe Heiterkeit der Freuden zu ertragen, er erliegen würde unter der Laſt unendlicher Reue; daß, nachdem er die volle Glückſeligkeit des Genuſſes gekoſtet, der Gedanke, ſie verloren zu haben, jede ſeiner Erdenfreuden verdüſtern werde. Doch der Ritter ließ nicht ab von ſeinem Vorhaben, die Buße ſollte ſeine einzige Freude ſein, die Hoffnung, ſeine Seele zu retten, ſein einziger Genuß.

Die Königin liebte ihn wirklich und gab daher ſeinen heißen Bitten nach. Die Thore des Berges wurden geöffnet, ſie ſagte ihm ein glühendes Lebewohl, das feurig ſein Herz erſchütterte; er floh, aber ohne zurückzublicken, fürch-

tend, daß ſeine Kraft ihn im letzten Momente verlaſſen könnte.

Es war am Grünen Donnerſtag und der Papſt, gebrochen von Alter, ſchritt an einem dürren Stab gelehnt in voller Proceſſion durch die Straßen von Rom, dem hohen Lateran zu, als ein edler Ritter, baarfuß und in härenem Gewande, ſich ihm zu Füßen warf und um Abſolution flehte. Er beichtete öffentlich, er ſei der größte Sünder auf Erden, er ſei nicht würdig der Vergebung, um die er flehe, denn er habe drei Jahre lang im Venusberge dem Sinnengenuſſe gelebt, aber die Gnade des Herrn ſei ja unerſchöpflich, der Papſt möge ihn löſen von der Sünde. Da ſagte der greiſe Papſt: „Unglücklicher, für Dich giebt es keine Gnade, — keine Buße kann Deine Sünde ſühnen, Du haſt den Himmel auf Erden geſucht, darum bleibt er Dir verſchloſſen für immerdar. So lange dieſer dürre Stock, mit dem ich meine Schritte ſtütze, nicht Blätter und Blüthen treibt, ſo lange vergiebt Dir der Herr Dein Verbrechen nicht.“

Da ſtand der edle Ritter ruhig auf, verlauſchte

das härene Gewand mit köſtlichen Kleidern, ſetzte ſich auf das Roß und kehrte zurück zu dem Venusberge. Hatte er den Himmel verloren, ſo wollte er die Genüſſe der Welt bis auf die Hefe leeren. Als aber der Papſt am Charfreitag erwachte, da ſah er zu ſeinem Staunen, daß ſein Stab mit Blättern und Blumen bedeckt war, zum Zeichen, daß es thöricht ſei, dem reuigen Sünder die Hoffnung zu rauben, die ihm allein Kraft zur Beſſerung geben kann.

Wie ganz anders iſt die romaniſche Sage! Um wie viel glänzender, aber auch um wie viel weniger innig!

Das Schiff Holger's, des Dänen, wird hier durch einen Sturm verſchlagen, als er mit Karl dem Großen vom gelobten Lande zurückkehrt. Nach drei Tagen erblickt der Steuermann in weiter Ferne einen ſchwarzen Punkt, es iſt der Magnetberg, der das Schiff mit unwiderſtehlicher Gewalt an ſich zieht und wie es näher kommt, fliegen alle eiſernen Nägel aus den Planken, das Schiff zerfällt, die Mannſchaft geht in den Wellen unter; von allen

wird Holger allein gewahr, er ſchwimmt an's Ufer. Doch hier muß er erſt die Wächter der Inſel, die Löwen, die Rieſen und die Drachen bekämpfen, ehe er in den Pallaſt treten kann, der am Ufer ſchimmert und in dem die Fee Morgana herrſcht. Alle Freuden des Lebens winken ihm hier, er aber kann ſein Vaterland nicht vergeſſen und ſehnt ſich immer darnach zurück. Wie die Fee dies bemerkt, drückt ſie ihm eine goldene Krone auf das Haupt und in demſelben Augenblick iſt jeder Gedanke an ſein Volk und an ſein Land verſchwucht, ſie ſind ihm fremd geworden, er weiß nichts mehr von ihnen und kümmert ſich nicht um ſie, hilft ihnen, wenn er denen erinnert wird. Ein Jahrhundert lang lebt er ſo auf dem Throne, den er mit der Fee theilt, bis daß die Stimme ſeines Volkes zur Magneteinſel dringt; ſein Vaterland iſt von den Ungläubigen betreten und kein Held iſt da, der es retten könnte. Tauſende ſeiner Söhne fallen durch das Schwert des Feindes und der Jammer der Mütter, Wittwen und Waiſen erfüllt die Luft. Die Fee hört das Flehen und erbarmt ſich des Volkes, ſie

naht sich dem Dänen und nimmt die Krone von seinem Haupte, und wie der goldene Reif die Stirne des Helden nicht mehr umgiebt, da kehrt die Vaterlandsliebe wieder in sein Herz zurück, er macht sich auf, eilt zu seinem Volke, führt es in die Schlacht, besiegt den Feind und stirbt den Tod des Helden.

Ein Märchen.

Es war einmal ein gemüthlicher König, dem ging es gar ſo gut; er aß und trank und nach Tiſche plauderte er mit ſeinen Unterthanen und hörte ihre Klagen an und gab jeder Partei Recht, ſo daß ihm alle „Eljen“ zuriefen und nur bedauerten, daß ſeine Miniſter die Befehle des guten Königs nicht befolgten. Und wenn er dann müde war von den großen Regierungsgeſchäften, denn er mußte ja alle Tage eine ganze Stunde lang die Befehle unterſchreiben, die in ſeinem Namen in die Provinzen geſandt wurden, dann ließ er ſeinen goldenen Thron in den Hof unter den Lindenbaum tragen und ließ ſeine lange Pfeife anzünden und rauchte und ſprach gar kein Wort. Und ſeine Unterthanen waren erſtaunt ob ſeiner Weisheit.

Am meiſten aber liebte ihn das Volk, weil er ſtets offene Tafel hielt. In ſeiner Reſidenz gab es kein Gaſthaus, das Thor ſeines Pallaſtes war ſtets geöffnet; wer bei Hof ein Anliegen hatte, der Edelmann wie der Bauer, der ſpeiſte im Schloſſe und der König ging mit gutem Beiſpiele voran, er trank ſeinen Gäſten fleißig zu und munterte ſie zum Genuſſe mit den Worten auf: „Eſſen und Trinken hält Leib und Seele zuſammen.“

Das Volk des Königs war glücklich. Anfangs fiel es ihm zwar ſchwer, daß es gar nicht regiert wurde, es gewöhnte ſich aber bald daran und regierte ſich ſelbſt, und fand zu ſeinem größten Erſtaunen, daß alle Angelegenheiten beſſer erledigt wurden als zuvor und nur dort Klagen vorkamen, wo die Miniſter ſich einmiſchten. Nur eine Sorge drückte die Nation, der gute König war unvermählt, und jedermann fürchtete, die allgemeine Glückſeligkeit dürfte nicht länger währen, als das Leben des Monarchen; er wurde daher mit Bitten beſtürmt, daß er das Land mit einer Königin beglücke, damit der Segen der Nachkommenſchaft ihm nicht

mangle. Doch wer ſollte die Glückliche ſein, die den Thron des gemüthlichſten der Könige theilen ſollte? Er ward aber traurig, als der Miniſterrath ihm eröffnete, die Petitionen mehrten ſich täglich, in denen das Volk um eine Königin bitte, denn er fand, die Prinzeſſinnen ſeien alle zu vornehm für ihn, er fürchtete ſich, ſie würden ihm das Rauchen in der Burg verbieten, ſie würden die goldene Morgenſtunde draußen auf dem Felde ihm nicht gönnen und ſtatt mit den Hühnern ſich zur Ruhe zu begeben, die Nächte durchtanzen. Vielleicht würden ſie ſogar verlangen, daß niemand zu Hofe geladen werde, der nicht Kammerherr ſei und würden eiferſüchtig werden, wenn er freundlich den ſchönen Mädchen des Landes zublinzelte. Doch die Wünſche des Volkes hatten mehr Macht über ihn, als ſeine Neigungen und er ließ es daher an allen Fürſtenhöfen verkünden, er habe den Entſchluß gefaßt, ſich zu vermählen und diejenige Prinzeſſin ſolle ſeine Hand erhalten, die es nachweiſen könne, daß ſie das meiſte für das Glück der Menſchheit gethan habe. Binnen einem Jahre ſollten ſeine

Gesandten die genauesten Erkundigungen darüber einziehen und ihm berichten über die Eigenschaften der Fürstinnen. Mit banger Erwartung blickte das getreue Volk der Entscheidung entgegen, doch es vertraute der Weisheit des Königs und bewunderte den Edelmuth, mit dem er nicht die reizendste, sondern die beste der Frauen beglücken wollte. Allmählig liefen die Berichte der Gesandten ein. Von der einen Prinzessin wurde gerühmt, daß sie Tag und Nacht Meßgewänder und Altarvorhänge mit ihren Frauen stickte und gelobt habe, ihren einstigen Brautschleier der Jungfrau Maria zu weihen; doch der König meinte, es sei wirklich schade, daß die Prinzessin ihre Zeit dazu verwende, da sie doch noch schönere Meßgewänder fertig kaufen könnte und damit auch den Fleiß der armen Weberinnen und Stickerinnen im Lande unterstützen würde.

Eine andere Prinzessin verschenkte stets Alles was sie hatte an die Bettler. Dies gefiel zwar dem Könige, doch in seinem Reich war ihre Tugend unfruchtbar, denn da gab es keine Bettler, weil jedermann Brot genug hatte nicht nur für sich,

ſondern auch für den kranken oder krüppelhaften Nachbar.

Ein anderer Geſandte ſchrieb, die Prinzeſſin des Landes ſei weiſer wie die Königin von Saba, ſie nehme es in gelehrter Disputation mit allen Doctoren der Welt auf und habe immer Recht. „Das iſt gefährlich,“ meinte der König, der die Ruhe liebte, „und das Rechthaben,“ ſagte er, „ſei eine Eigenſchaft des ganzen weiblichen Geſchlechtes, die daher nicht ausſchließlich dieſer Prinzeſſin eigen ſei.“

Wiederum wurde von drei Prinzeſſinnen berichtet, daß ſie ihr Leben nur der Kunſt weihten. Drei Schweſtern waren es, die alle mit gleicher Liebe dem Schönen huldigten, das ſie auf verſchiedene Weiſe ins Leben riefen. Die eine malte treu und herrlich die Bilder, die ihr klares Auge widerſtrahlte. Die zweite ſang in bereiten Worten die Herrlichkeit des Guten und des Wahren, das ihr edler Geiſt erfaßte. Die dritte lockte aus den Saiten ihrer Harfe den Zauber, der ihrem eigenen Gefühl entſtrömte. Doch der König, ſo lautete die Antwort an den Geſandten, hatte einen Widerwillen

gegen Dilettanten; er wollte an die Vortrefflichkeit ihrer Leiſtungen erſt dann glauben, wenn ſie nicht nur an ihren Höfen allgemeinen Beifall ernteten, ſondern es auch verſucht hätten, verkleidet und in der Fremde nur vom Ertrag ihrer Talente zu leben. Dazu wollte ſich keine verſtehen.

Endlich kam ein Bote, der ſchnellfüßige Zigeuner Miska, vom Geſandten in Klauſenburg, der da ſchrieb: die Tochter des Fürſten habe ſich ganz auf die Bildung des Geſchmacks verlegt, ſie habe ſich der edlen Kochkunſt gewidmet und ihr Genius äußere ſich in der Erfindung der wohlſchmeckendſten Gerichte. Mit jenem Takt, der nur Frauen höherer Art eigen iſt, habe ſie es ſich zur Lebensaufgabe gemacht, die Genüſſe der Menſchheit zu vermehren und es ſei ihr ſoeben gelungen, die zwei köſtlichſten Speiſen, die der Menſch kennt, die Bratwurſt und das Sauerkraut, nicht nur mechaniſch zu verbinden, wie es bisher geiſtloſe Köche gethan, die die Bratwurſt als Auflage dem Sauerkohl beifügten, ſondern ſie aufs innigſte miteinander zu vermählen, ſo daß ſie zuſammen eine einzige un-

theilbare Speiſe bildeten, der die hohe Prinzeſſin, ihrer Vaterſtadt zu Ehren, den Namen des Klauſenburger gefüllten Krautes gab. Der Geſandte fügte bei, daß er zur Beſtätigung dieſes Berichtes die herrliche Speiſe in einer goldenen Büchſe dem Boten anvertraut habe.

Der König freute ſich des Scharfſinnes ſeines Geſandten, daß er ſeiner Depeſche die Pièce justificative beigefügt habe; doch wo konnte dieſe ſein? Der braune Sohn der Haide hatte nichts anderes abgegeben, als den Brief; der König ließ ihn daher vor ſich rufen.

„Miska,“ — rief er ihm zu — „wo iſt die Büchſe, die der Geſandte Dir übergeben hat?“

Miska griff in den Torniſter und händigte ſie dem König ein. Sie wurde geöffnet, der König blickte neugierig hinein, — ſie war leer.

„Unglücklicher,“ — rief ihm der König zu — „was haſt Du gethan mit dem Inhalt dieſer Büchſe?“

Miska ſtürzte ſich zitternd zu den Füßen des Königs und rief: „Ich weiß, Herr König, daß ich

mein Leben verwirkt habe, doch ehe Ihr mich köpfen laßt, hört mich an. Nachdem mir der Gesandte den Schatz anvertraut hatte, rief er mir beim Abschied nach: „„Habe Acht auf diese Büchse wie auf Deine Augen, denn wisse, daß Schicksal des Vaterlandes ist mit ihr verbunden, Du trägst vielleicht das Glück Deines Volkes zum König.““ Der dunkle Sinn seiner Worte erregte meine Neugier; je mehr ich mich der Residenz näherte, um so heftiger wurde die Begierde in mir, zu wissen, was die geheimnißvolle Büchse enthalte, — ich konnte nicht widerstehen. Mit zitternden Händen öffnete ich das Goldgefäß; da wurden meine Sinne berauscht von dem Dufte der lockenden Speise, ich machte schnell ein Feuer und wärmte sie, ich wollte auch einmal das Glück eines Königs genießen, — laßt mich köpfen, Herr — ich habe sie aufgegessen.“

Der König hörte ernsthaft zu und sprach: „Verräther, warum hast Du denn nicht auch etwas für mich in der Büchse übriggelassen?“

„Herr König,“ — rief Miska — „es war zu gut! es schmeckte wie Wurst und war doch Kraut,

und es ſchmeckte wie Kraut und war doch Wurſt, es ſchmeckte aber nicht wie zwei Speiſen, es war eine Speiſe und ſie war beſſer als Wurſt und beſſer als Kraut."

Der König wandte ſich zu ſeinen Miniſtern und fragte: „Was iſt nun zu thun?" Und die Miniſter riefen einſtimmig: „Der treuloſe Bote hat den Tod verdient!"

„Das verſteht ſich von ſelbſt," ſagte nun der König, „das iſt aber Nebenſache, denn Ihr wißt, daß ich niemanden hinrichten laſſe. Gehe hin, Miska," rief er ihm zu, „ich überlaſſe Dich Deinen Gewiſſensbiſſen. Die Hauptſache aber iſt eine andere. Wir haben zwar die Speiſe nicht gekoſtet, die unſer Geſandte mit der Depeſche ſchickte, doch der Beweis der Wahrheit ſeines Berichtes iſt hinreichend hergeſtellt. Das gefüllte Kraut, deſſen Wohlgeſchmack die langerprobte Treue unſeres Boten erſchüttert hat, muß jedenfalls ganz beſonders herrlich ſein und die Prinzeſſin, die die Genüſſe der Menſchen durch die Erfindung einer neuen Speiſe bereichert hat, verdient meinen Thron zu theilen.

Man ſende einen Botſchafter nach Klauſenburg, um ihre Hand zu begehren und bereite alles zum Vermählungsmahl."

Und wie der König es geſagt hatte, ſo geſchah es; der Botſchafter ging, das Feſt wurde bereitet und die Prinzeſſin ward im Triumph zum Königsſchloſſe geleitet, wo ſie zur Verherrlichung der Vermählungsfeier das ganze Volk mit Klauſenburger Kraut bewirthete.

Das Glück des Königs kannte keine Gränzen und ward in den nächſten zwei Jahren noch erhöht durch die Geburt zweier Söhne, beide munter und muthwillig wie die Füllen auf der Weide. Sie wuchſen kräftig auf am Hofe und obgleich der König und die Königin ſie nicht mit Gelehrſamkeit plagten, ſo verſetzten ſie doch oft ihre erhabenen Eltern in Erſtaunen über die Gewandtheit ihrer Auffaſſung und durch die Schärfe ihres Witzes.

Doch es ſteht geſchrieben, das man den Tag nicht vor dem Abend loben ſoll. Das menſchliche Leben kann keine ununterbrochene Kette von Glück und Genuß ertragen und ſo kam es denn auch,

daß das Glück des Königs und des Volkes plötzlich und unerwartet gestört wurde.

Wie wir es schon erzählt haben, mühte sich der König nicht viel mit dem Regieren ab und als seine Minister der alten Schule nach und nach starben, ersetzte er sie durch Männer, die den Dingen ihren Gang ließen und die an dem Wahlspruch des Königs festhielten: »Mundus se expediet.« Anfangs klagten die Unterthanen zwar noch immer, daß sie für sich selbst sorgen müßten und gaben häufig Bittschriften ein, daß man ihre Angelegenheiten verwalte. Doch die Minister ließen von ihrem Grundsatz nicht ab, jede einlaufende Depesche erst ein volles Monat nach ihrem Eintreffen zu eröffnen. „Man muß den Ereignissen Zeit lassen sich zu entwickeln" sagten sie und es fand sich, daß gewöhnlich die Hälfte der Eingaben sich in der Zwischenzeit von selbst erledigt hatte. Und als das Land sich nach und nach an diesen Zustand gewöhnte und jede Stadt und jedes Dorf, anstatt gleich mit jeder Kleinigkeit sich an die Regierung zu wenden, gleich selbst Hand ans Werk legte, um ihren Bedürfnissen

Genüge zu leiſten, ſo hatten die Miniſter der Geſchäfte nicht zu viele. Sie ſorgten nun dafür, daß die Richter im Lande unparteiiſch Gerechtigkeit übten und die Uebertretung der Geſetze ahndeten. Doch in den Nachbarreichen erregte dieſer Zuſtand die größte Beſorgniß. Die Fürſten konnten es ja nicht dulden, daß ein ſo gefährliches Beiſpiel aufkomme; ſie waren feſt überzeugt, daß die geſellſchaftliche Ordnung der Welt bis in ihren Grund erſchüttert würde, wenn man das Volk daran gewöhnte, ſeinen eigenen Kräften zu vertrauen und nicht mehr zu dem Herrſcher wie zu einer ambulanten Vorſehung zu blicken. „Wenn das Volk ſich ſelbſt regierte, wozu wäre dann der Fürſt eingeſetzt“ — ſo meinten ſie — „und wenn die Gemeinden und Grafſchaften ihre Beamten ſelbſt erwählten und abſetzten, was ſollten dann die vornehmen Familien thun, die doch nur in der Welt ſind, um den Monarchen die Regierungsſorgen zu erleichtern und das Volk als Staatsbeamte zu bevormunden.“ „Iſt es denn nicht zum Heil des Volkes,“ — ſagten ſie — „daß Fürſt und Adel ihm den rechten Weg

weisen und es der Mühe überheben, ihn selbst zu suchen?" Und dieses althergebrachte System, das überall in der Welt die Grundlage der Gesellschaft bildete, war jetzt durch die Handlungsweise unseres Königs auf das Furchtbarste bedroht. Die Nachbarfürsten verbündeten sich daher, um die Anarchie der Gesinnung zu unterdrücken, die sich jetzt selbst in ihren Reichen zu verbreiten begann und sie erließen Collectivnoten an unsern König, in denen sie ihm drohten, das Land mit Krieg zu überziehen, wenn er nicht die Zügel der Regierung straffer anzöge und nach der alten Art regiere, bei der die Welt schon seit Jahrtausenden in Geleise geblieben war. Der König gab den Noten kein Gehör und ließ durch seine Gesandten antworten: Sein Volk sei zufrieden und an die Selbstregierung schon gewöhnt, er beschäftige sich daher nur damit, wie er die Genüsse seiner Unterthanen vermehren könne; die Königin sei unerschöpflich in der Erfindung neuer Speisen und er betrachte ihre Küchenrecepte durchaus nicht als Staatsgeheimnisse und sei daher bereit, den Fürsten diese mitzutheilen; besonders empfehle

er ihnen das Gulyas-Fleiſch, die Tarhonya und die Krone aller Gerichte — das Klauſenburger gefüllte Kraut; er ſei überzeugt, daß dieſes ihren Völkern angenehmer ſein würde, als der glorreichſte Krieg.

Doch dieſe Antwort beſänftigte die verbündeten Nachbarkönige nicht und ſie zogen ihre Truppen zuſammen und ließen einen Cordon an den Gränzen ziehen, um der Verbreitung der verderblichen Grundſätze kräftig Einhalt zu thun und forderten den König nochmals im Namen der Civiliſation auf, daſſelbe Regierungsſyſtem einzuführen, das bei ihnen herrſchte und eine unverantwortliche gut beſoldete, ſich gegenſeitig controllirende Beamten-Hierarchie zu organiſiren, vom Miniſter angefangen bis hinab zum Nachtwächter des Dorfes. Vorzüglich aber forderten ſie ihn auf, wieder eine ſtarke Armee zu bilden, die der König nach und nach vollkommen hatte eingehen laſſen, und größere Steuern ſeinem Volke aufzuerlegen, denn wenn das Volk keine hohen Steuern zahlt, ſo wird es übermüthig. Je theuerer die Regierung, deſto beſſer

das Volk, wohlfeile Regierungen verderben die Moralität der Unterthanen, die dann aufhören, das Leben für eine Schule des Leidens zu halten und im Erdengenusse des Himmels vergessen.

Der König ließ seinen Ministerrath versammeln, um die Meinung seiner Räthe zu vernehmen. Sie waren alle besorgt, denn im Lande selbst gaben sich Spuren von Unzufriedenheit kund. Der Adel, der sich grollend auf seine Güter zurückgezogen hatte, seit der König den Unterschied zwischen Hoffähigen und Niedriggeborenen zu beachten aufgehört hatte, hob jetzt keck sein Haupt; die Mädchen hatten sich schon längst seit der Aufhebung der Armee beklagt, daß die Bälle langweiliger geworden seien, seit keine Uniformen sie belebten und im Volke gab es manche, die da sagten: wir wollen auch nicht schlechter sein als andere Völker, wir wollen auch regiert sein wie sie. Die Minister wußten dies alles sehr wohl und riethen daher dem König einstimmig, er solle dem Ultimatum der Nachbarfürsten nachgeben und eine kostspielige Central-Regierung einführen, wie sie die Bedürfnisse des europäischen Völkerlebens

erheischen. Der König hörte sie geduldig an, ließ sich eine neue Pfeife bringen, lud seine Räthe ein, dasselbe zu thun und sprach nach einer Weile:

„Meine Herren, es war einmal ein Kaufmann, der hatte einen Hund, ich glaube es war ein Pudel, dieser war ganz ungewöhnlich weise. Jeden Morgen gab ihm der Kaufmann einen Fleischkorb in den Mund, warf eine Zweigulden-Banknote hinein und ließ ihn laufen. Der Pudel ging spornstreichs zum Fleischer, der das Geld herausnahm und dafür Fleisch in den Korb legte, und der Hund lief damit nach Hause und brachte das Fleisch dem Koch. Eines Tages aber lockte der Geruch des frischen Fleisches die Hunde der Gasse und sie verfolgten den weisen Pudel, der ihnen zu entfliehen suchte und als er sah, daß dies nicht mehr möglich sei, stellte er den Korb nieder und fraß schnell das Fleisch selbst, damit es nicht die Beute der Räuber werde. Meine Herren, Sie rathen mir nun, ich solle es machen wie dieser Hund. Ich aber bin entschlossen, dies nicht zu thun; ich werde mein Volk nicht aufzehren."

Die Miniſter waren erſtaunt über die edle Feſtigkeit des Königs und bemerkten, es bleibe in dieſem Falle nichts anderes übrig, als das Volk durch Proclamationen auf den bevorſtehenden Kampf vorzubereiten und zu ermuntern, der um ſo blutiger werden dürfte, als die Verbündeten nicht wenig Anhänger im Lande ſelbſt hätten. Doch der König ſchüttelte das Haupt und ſagte: „Das ſei ferne von mir, wegen meiner ſoll nicht ein Tropfen Blutes vergoſſen werden. Der Krieg kann auf keinen Fall die Zwecke der Menſchheit fördern; ſelbſt der gerechteſte iſt unmoraliſch; Handel und Wandel leiden dadurch und der Sieg der Waffen iſt unmöglich ohne das Verderben von Tauſenden. Wenn alſo die verbündeten Heere wirklich einrücken, ſo werde ich den Thron und dieſen Pallaſt verlaſſen und mich in die Wildniß zurückziehen, wo ich in der Einſamkeit mein Leben in Ruhe beſchließen werde.“

Da ſagte einer der Räthe: „werden denn Euer Majeſtät jenen großen Theil der Unterthanen ſchutzlos laſſen, die zufrieden ſind mit ihrem jetzigen Looſe?“ Und der König antwortete: „Ein Mittel bleibt ſtets

in ihrer Hand, ſie mögen den fremden Herren einen paſſiven Widerſtand entgegenſetzen."

In kurzer Zeit rückten aber die fremden Fürſten mit ihren Armeen wirklich ins Land ein; ſie erließen ein Manifeſt, daß ſie blos gekommen ſeien, der Anarchie zu ſteuern und die Ordnung wieder herzuſtellen; ſie ließen daher den Belagerungszuſtand proclamiren und ſchrieben ein Zwangsanlehen aus, und da der König bei ihrer Annäherung verſchwunden war, ernannten ſie einen ihrer Verwandten zum Herrſcher des Reiches.

Der König und die Königin waren mit ihren beiden Söhnlein vom Schloß in aller Stille weggegangen, als der Feind ſich nahte und obgleich ſich viele erboten, ſie überall hin bis ans Ende der Welt zu begleiten, nahmen ſie dieſen Antrag nicht an, denn ſie wollten nicht, daß um ihretwillen irgend einer ihrer Getreuen Haus und Hof verlaſſe und vom neuen Herrſcher verbannt werde. Sie wanderten über Berg und Thal; und die zwei Prinzen liefen vor ihnen her ſo munter und friſch, daß die Eltern kaum folgen konnten, obgleich wenig

Gepäck sie beschwerte, denn die Königin hatte in der großen Eile nur einen kleinen Beutel voll Gold und Edelsteinen mit sich genommen, während der König nichts als ein Päckchen Papiere, nämlich die Kochrecepte seiner Gattin, unter dem Arme trug. Nicht einmal die Krone nahm er mit sich, denn er wollte ja nicht als Prätendent, sondern blos als Privatmann seine Tage beschließen.

Nach langem Wandern fanden sie sich endlich in einem grünen Thale, inmitten waldbedeckter Höhen. Eine Hütte stand am Abhang, ein Waldbach berieselte die grüne Wiese und auf den Hügeln grasten Lämmer, die sich den Prinzen näherten und ihre Händchen leckten und dann wieder auf einmal erschreckt in dichten Haufen davon sprangen, dem Böcklein folgend, das sie führte. Die Prinzen aber hatten eine große Freude, klatschten in die Hände und riefen: „Papa, Mama — hier wollen wir bleiben!“ — „Die Kinder haben Recht,“ meinte die Königin, als sie an der Schwelle der Hütte ein goldlockiges kleines Mädchen erblickte, die ihnen freundlich entgegen lief und sie einlud, in der

Stube auszuruhen und ihre Gaſtfreundſchaft nicht zu verſchmähen. Sie traten ein und die Kleine machte ſich ſehr geſchäftig, ſie wiſchte die hölzerne Bank und den Tiſch mit ihrer Schürze ab und bat die Fremden, ſich zu ſetzen. „Der Vater wird gleich kommen,“ ſagte ſie, „das Pörkölthus ſteht ſchon am Feuer und bis es gar wird, kommt auch er heim von der Schur.“ Und ſo geſchah es auch. Der Schäfer kam und freute ſich, Gäſte bei ſich zu finden; er fragte nicht, wer ſie ſeien, noch woher ſie kämen und wohin ſie gingen, ſondern bat ſie, mit ſeiner kargen Mahlzeit vorlieb zu nehmen und ließ ſich von ihnen erzählen, was in der Welt vorging. Er weinte, als er hörte, der gute König ſei entflohen und meinte, nirgends in der Welt würde er ſicherer ſein als hier; führte ihn der Zufall in dieſe Hütte, ſo wäre er für immer geborgen vor ſeinen Feinden. Nach dem Mahle öffnete der Juhasz die Kammer, wo die Federbetten hochaufgeſchichtet waren und die goldgelockte Suſi ſperrte die Truhe auf und nahm die mit Spitzen umränderten Linnen heraus und bereitete ein prächtiges

Lager für die Gäste. Sie selbst aber und der Vater legten sich auf die hölzerne Bank an den großen grünen Ofen, denn auch im Frühling ist eine geheizte Stube gut, sie ist ja doch nicht so warm, wie es draußen auf dem Felde um Mittag ist. Der König und die Königin schliefen mit ihren Prinzen in der Hütte eben so behaglich, wie einst im Pallaste; doch lange, ehe die Sonne aufging, war der alte Juhasz hinausgegangen zur Schafwäsche und die Thierchen blökten so laut, als sie gebadet wurden, daß sie die königliche Familie weckten. Suß hatte schon für sie weißes Brot, Schafkäse, Milch und Branntwein bereitet, die Gäste aßen und tranken und nach beendetem Frühstück küßte die Königin das Mädchen auf die Stirne, drückte ihr ein Goldstück in die Hand und sagte, sie solle dies für das Nachtlager behalten — als Andenken von der Königin, die sie nie mehr sehen werde, da sie wieder weiter zögen. Da weinten die Prinzen Lajos und Gabor und schrieen, sie wollten nicht fortgehen, hier sei es gut und hier wollten sie bleiben. Die Königin sah ihren Gatten

an und ſprach: „Herr König, irgendwo müſſen wir doch bleiben, warum nicht hier? Die arme Suß hat ohnedies keine Mutter, ich will ihre Mutter ſein und ſo unſern Söhnen eine Geſpielin geben. Wir haben ja Geld und Edelſteine und wir können damit unſern Wirth bezahlen, um ihm nicht zur Laſt zu fallen.“ Suß aber lief zum alten Juden und rief aus vollem Halſe: „Vater, unſer Gaſt iſt der Herr König und die Frau Königin hat mir einen Dukaten gegeben, und die Prinzen wollen hier bleiben und die Königin will meine Mutter ſein.“ Und der Judenknecht freute ſich und kam zur Hütte zurück, und bewillkommnete den König unterthänig und pries das Glück, das ſeiner Hütte durch die erhabene Gegenwart widerfahre. „Hier in unſerem einſamen Thale ſeid Ihr geborgen, Herr König,“ — ſagte der alte Mann, — „wir werden Euch bewachen mehr als unſeren eigenen Augapfel; doch warum habt Ihr die heilige Krone nicht mitgenommen?“ ſehr er fort und ſchämte ſein greiſes Haupt — „ich habe Euch ja gar nicht erkannt; ein König ſoll ſeine Krone nicht dem Feind hinter-

lassen, dann kann sich dieser nicht lange auf dem Throne behaupten, denn ohne Krone ist er doch kein König."

Der König schwieg aber und zündete eine neue Pfeife an.

Groß und Klein in der Schäferei freuten sich der Ankunft der Obdachlosen. Ein Festmahl wurde bereitet, bei dem die Königin Klausenburger gefülltes Kraut auftrug und die Schafe und die Lämmer wurden mit Hafer gefüttert, damit auch sie einen guten Tag haben sollten.

Und Wochen, und Monate, und Jahre vergingen und der König saß wie ehedem behaglich rauchend im Sonnenschein oder am Heerde, während die Königin kochte und die Prinzen mit der Sust auf der Wiese, im Feld oder bei den Schafen geschäftig waren. Lajos, zart und lieblich, wich nicht von der Seite des Mädchens, doch Gabor, größer und stärker als sein Bruder, hatte keine Ruhe im Thale, er kletterte auf die Berge, durchwanderte den Wald mit dem Gewehr auf der Schulter und brachte Wild für die Küche nach Hause. Lajos und

Susi begleiteten ihn zuweilen in den Wald, aber nicht um mit ihm das arme Wild zu jagen, sondern um sich an den wundervollen Gesang der Vögel zu erfreuen, die den Buchenwald belebten. Nachtigallen schlugen, Finken schmetterten in den Zweigen, doch das unaufhörliche Gekrächze der Dohlen störte die harmonischen Klänge; die zwei Kinder konnten sie nicht leiden und Gabor lachte sie dafür aus. Als er einmal nach Hause kam, brachte er eine Dohle mit, die er am Flügel verwundet hatte und schenkte sie Susi, um sie zu necken. Das Mädchen nahm sich aber des armen Vogels an und pflegte ihn so, daß der gebrochene Flügel bald heilte, doch konnte der Vogel nur unvollkommen fliegen und hüpfte nun den ganzen Tag im Hofe herum, und flatterte ins Zimmer zum offenen Fenster hinein, und setzte sich auf den Tisch wenn gegessen wurde, und beguckte alles mit so neugierigen Augen, daß der König oft über den Vogel lachen mußte, und wenn man seiner vergaß, dann krächzte er, damit er auch ein Mittagessen erhalte. Eines konnte er aber sich nicht abgewöh-

nen, wo er etwas Glänzendes sah, da flatterte er hin und pickte daran, und wenn man ihm nur einen Augenblick den Rücken wandte, so stahl er es und versteckte es in irgend einem Winkel oder Kehrichthaufen. Lajos hatte einst der kleinen Susi einen Goldring geschenkt und sie hatte eine kindische Freude darüber, sie ließ ihn nie vom Finger und hütete ihn als ihren größten Schatz. Doch als sie ihn eines Tages beim Waschen abgelegt hatte, kam die Dohle zum Fenster herein und weg war der Ring. Das ganze Haus mußte ihn suchen, aber vergebens; alle Winkel wurden durchstöbert, der Ring war nicht zu finden, die Dohle hatte ihn versteckt und spazierte so majestätisch auf dem Hofe herum, als ob sie stolz wäre, daß sie alle Leute in Bewegung setzte. Seit diesem Tage hatte sie das Wohlwollen ihrer kleinen Gönnerin verscherzt, die sich früher so oft mit ihr beschäftigt und sie so geliebkost hatte, daß Lajos meinte, der garstige Vogel verdiene es gar nicht, in dieser Weise verzärtelt zu werden. Von jetzt an war der König der einzige Freund des Vogels, alle übrigen verfolgten die

Dohle und kam diese Susi in die Nähe, so jagte sie sie mit dem Schnupftuch fort und rief: „Pfui Dieb, wirst du dich packen? Vergilt man Wohlthaten so schlecht? Fort mit dir, ich kann dich nicht leiden."

Doch während die Kinder spielten, sorgten sich die Alten, sie hatten nach und nach ihren kleinen Schatz ausgegeben, der bisher ihre Bedürfnisse gedeckt hatte und sie wußten nicht recht, was sie in Zukunft thun sollten, um so mehr, als die Kinder aufwuchsen und auch mehr brauchten; doch sie sprachen nichts darüber, obgleich beide täglich ernster wurden. Eines Abends saß der König vor der Hütte im Strahle der untergehenden Sonne; die Pfeife war in seinem Munde, aber keine Rauchwolken verbreiteten sich um ihn, und seine Königin trat heran und sprach: „Herr König, Ihr merkt gar nicht, das Euch das Feuer ausgegangen ist, was fehlt Euch?"

„Theure Seele," — erwiederte der Fürst — „unser Beutel ist leer, ein Goldstück nach dem andern ging auf den Markt und die Edelsteine hat

der Jude schon längst im Sack, womit werden wir unsern Wirth fortan bezahlen?"

„Daran habe auch ich schon gedacht," — sagte die Königin — „doch weil ich keinen Rath weiß, sprach ich nicht davon. Aber vertraut Gott und vergeßt nicht, daß wo die Noth am größten, dort auch die Hülfe am nächsten ist." Und der König streckte sich auf die Bank, stützte das Haupt auf den Arm und schlief ein; die Königin aber trippelte vor die Hausthür und schaute hinaus, ob denn die Kinder noch nicht kämen, denn es begann finster zu werden. Da stürzte die kleine Schaar mit wildem Jubel vom nächsten Hügel heran, Lajos und Sust voraus und hinter ihnen Gabor, der einen wunderschönen Vogel bei den Flügeln festhielt, so sehr sich auch dieser abmühte, um seine Freiheit zurück zu gewinnen. Die Königin winkte den Kindern schon von Weitem zu, stille zu sein, doch umsonst, denn der König war schon erwacht und Lajos erzählte ihm mit eifergerötheten Wangen, wie Gabor seit Mittag lautlos an dem Netze gestessen war und sie alle mit ihm und wie sie endlich den schö-

nen Vogel, den sie schon mehrmals im Walde gesehen, hingelockt und gefangen hatten. Der König betrachtete den Gefangenen und meinte, er habe nie einen Vogel dieser Art gesehen, denn er trug eine glänzende Federkrone auf dem Haupte, seine Flügel waren purpurroth und sein langer Schweif von Gold. Auch der Juhasz, der soeben zu Hause kam, kannte den Vogel nicht und gab ihm den Namen Goldschweif.

Während aber Lajos und Gabor ihre Geschichte dem König erzählten und den Vogel bewunderten, war Susi auf den Boden gelaufen und brachte von dort einen großen hölzernen Käfig, in den der neue Ankömmling hineingethan wurde und Gabor drang darauf, daß die Dohle zu ihm gesperrt werde, damit er sich nicht so sehr langweile, auch bereitete er ihm ein weiches Nest von frischem Heu in der Ecke des Käfigs, damit er dort ruhig schlafen könne. Unterdessen war es Nacht geworden, die Bewohner der Hütte hatten sich zur Ruhe begeben, dem Könige kam aber zum erstenmale in seinem Leben kein Schlaf in die Augen. Was konnte er thun, um

seinem Werth nicht zur Last zu fallen? Wie konnte er Mittel schaffen? Da fiel sein Blick auf das Fenster, von wo ein milde schimmerndes Licht sich im Zimmer verbreitete. Was kann das sein? dachte der König; er wußte, es sei Neulicht, der Schimmer konnte daher nicht von den Strahlen des Mondes herrühren, und von einer Nachtlampe kam er auch nicht, denn ein solcher Luxus war im Schäferhause unbekannt. Er wollte sich überzeugen was es sei und stand leise vom Lager auf, um die Königin nicht zu wecken, und als er ans Fenster kam, da sah er, der Vogel Goldschweif hatte ein Ei gelegt und von diesem ging ein so wunderbarer Glanz aus, wie von einem Karfunkel.

Der König war erstaunt und höchlich erfreut, eine Quelle von Finanz-Ressourcen eröffnete sich ihm, er nahm vorsichtig das Kleinod aus dem Neste und legte es in den leeren Beutel, der seither seine Schätze enthalten hatte, dann legte er sich wieder nieder zur Ruhe, bewunderte die Weisheit der Königin, die ihm ahnungsvoll dies Glück verkündet hatte und schlief getrost ein.

Am Morgen unterſuchte er wieder das wunderbare Ei und fand, es ſei ein Diamant ſeltener Größe, wie ihn nur Könige haben können. Er ſchickte ihn nun gleich durch den Juhasz in die Stadt, daß er ihn wieder an den Juden verkaufe, der ſeit Jahren der Abnehmer für die Juwelen war und ſchärfte es ihm jetzt auch ein, wie er es gewohnt war zu thun, es auf jeden Fall zu verſchweigen, von wem dieſer Schatz komme.

Der Schäfer ging zur Stadt und nachdem er bei dem Juden ein Glas Branntwein getrunken hatte, rief er ihn in die Ecke der Wirthsſtube, zeigte ihm den Edelſtein und fragte, ob er einen Käufer dafür wiſſe. Der Jude wurde roth vor Ueberraſchung, doch er unterdrückte jede Aeußerung ſeines Erſtaunens und ſagte verächtlich: „Das iſt ja nichts als geſchliffenes Glas, doch meine Kinder plagen mich ſchon lange um eine ſolche Spielerei, daher will ich es ſchon kaufen. Was wollt Ihr denn eigentlich dafür?“ und dabei bot er dem Schäfer noch ein Gläschen Branntwein. Der Alte trank es aus und rief erzürnt: „Wie kannſt Du

glauben, daß ich Dir ein Stück Glas verkaufen will, das iſt kein Glas, ſondern ein Vogelei."

„Seid nur vernünftig," — ſagte jetzt der Jude und ſchenkte das Branntweinglas wieder voll, — „ein Vogelei! Wo hat man je geſehen, daß Vögel ſolche Eier legen?"

Der Schäfer leerte das Glas abermals und ſchrie: „Ungläubiger Jude, zweifle nicht an meinen Worten, ich habe den Vogel ſelbſt geſehen, der das Ei gelegt hat. Willſt Du es kaufen oder nicht?"

Der Jude betrachtete das Juwel noch einmal und ſagte dann verächtlich: „Es iſt doch nur geſchliffenes Glas; doch ich kenne einen Herrn, der Liebhaber von dergleichen iſt, ich biete Euch daher fünfundzwanzig Dukaten dafür."

„Du biſt ja ſo arg," — rief jetzt der Juhasz erbittert — „wie der Kaiphas ſelbſt, der für unſern Heiland dem Judas nicht mehr als dreißig Silberlinge gab. Doch Du ſollſt den Edelſtein nicht haben, ich werde ſchon einen andern Käufer dafür finden; Du ſollſt ihn nicht haben und wenn Du mir zweihundert Dukaten dafür geben würdeſt; Du

ſollſt ihn nicht haben, weil Du mir nicht glauben willſt, daß es ein Vogelei ſei und weil Du mich für einen Lügner hältſt.“ Damit ſteckte er den Edelſtein in die Taſche, leerte das Branntweinglas noch einmal, griff nach ſeinem breitkrämpigen Hut und wollte fort.

Doch der Jude hielt ihn feſt und ſagte: „ich gebe Euch zweihundert Dukaten, aber nur unter der Bedingung, daß Ihr mir den Vogel zeigt, der ſolche Eier legt; ſo lange ich ihn nicht geſehen habe, glaube ich nicht daran.“

„Topp!“ — ſagte der Schäfer und ſchlug in die ihm dargebotene Hand des Juden ein, — „der Handel iſt abgeſchloſſen.“

Der Jude zahlte ihm, der Schäfer ſtrich das Geld ein und ſie machten ſich beide auf den Weg. Doch kaum waren ſie aus der Stadt heraus, als der Alte ſtehen blieb und ſich hinter den Ohren kratzte. Es war ihm erſt jetzt eingefallen, daß der König es ihm verboten hatte, es zu verrathen, woher der Schatz komme.

„Was giebt's denn?“ fragte der Jude.

„Du bist ein schlechter, ungläubiger Schelm!“ — schrie der Schäfer, der, wie die Bauern es thun, seine Verlegenheit durch erheuchelten Zorn bemänteln wollte — „Du hast mich ja schändlich betrogen, hier hast Du Deine Dukaten zurück, ich mache den Kauf rückgängig — kehre nur gleich um.“

Doch der Jude sagte: „Ist Eure christliche Ehrlichkeit nicht von weiter her? Ich zahlte Euch, was Ihr begehrt habt und will mich nur überzeugen, ob es denn wirklich wahr sei, daß es einen Vogel giebt, der solche Eier legt. Ihr schaltet mich, als ich es nicht glaubte und jetzt nehmt Ihr Euer Wort zurück, da Ihr doch die Gelegenheit habt, mir zu beweisen, daß Ihr kein Lügner gewesen seid.“

„O Judas, o Satanas!“ — schrie der Schäfer — „es ist also doch wahr, daß man des Teufels wird, wenn man ihm auch nur ein einziges Haar verkauft!“ und er fing an zu weinen, denn der Geist des Branntweins wirkte gewaltig auf seine Thränendrüsen. „Was wird der Herr König sagen, wenn er erfährt, daß ich es ausgeschwatzt habe, daß sein Vogel das Wunderei gelegt hat!“

Der Jude wurde aufmerksam, doch er that, als ob er nichts hörte und sagte nur: „Seid ruhig, Alter, denn ich werde es keinem Menschen sagen, was ich gesehen und gehört habe.“ Dies beschwichtigte den Schäfer und sie gingen so rasch durch den Wald der entlegenen Schäferhütte zu, als es bei dem Zustand des Juhasz nur möglich war. Die Ursache aber, warum der Jude so sehr aufmerkte, war, weil im Lande sich große Dinge zugetragen hatten, die weder der alte König noch der Schäfer ahnten. Der Herrscher, den die fremden Fürsten eingesetzt hatten, als sie die Ordnung im Lande herstellten, war nicht mehr. Er hatte das Regieren ganz anders verstanden als unser gemüthlicher König. Er gab alle Tage mehr und mehr Gesetze, er organisirte alles, er regelte alles, er beaufsichtigte alles. Er ernannte Beamte zu Tausenden, um seine Befehle zu vollziehen und jeden seiner Beamten ließ er durch seine Polizei controlliren, und er hielt ein Heer von Hunderttausenden, damit man den Beamten gehorche und die Polizei respectire, die offene und die geheime. Er mischte sich in

alles. Niemand durfte ſeinen Acker anders beſtellen als gemäß den allerhöchſten Verordnungen, die Handwerker mußten ſich ſtreng an die verbeſſerten Zunftregeln halten, der Handel wurde durch Zölle unterſtützt, niemand durfte thun was er wollte und die Befehle kamen ſtets von oben, auf welche Weiſe jedermann glücklich zu werden habe. Der König machte ſich das Leben dabei ſehr ſauer. Er las alle Berichte, er ſtudirte alle Vorſchläge ſeiner Räthe, er ließ ſich durch die geheime Polizei referiren, was im ganzen Lande geſchrieben, geſprochen und gethan wurde, er wußte, daß es ſeine Aufgabe ſei, die Ordnung herzuſtellen und er lebte nur für dieſen Zweck. Er regierte vom Morgen bis zum Abend und wunderte ſich ſehr, daß trotzdem das Volk ſo undankbar ſei, ſich nicht glücklich zu fühlen. Unzufriedenheit verbreitete ſich im Lande und man wünſchte überall die Zeit des gemüthlichen Königs zurück, wo die Ordnung noch nicht eingeführt war, aber auch die Steuern geringer waren. Die Aufregung ſtieg von Tag zu Tag und man fürchtete ſchon einen Ausbruch, als der

Herrscher starb. Auf seinem Todtenbette hatte er noch alle seine Verordnungen zurückgenommen und da er keinen Sohn hatte, sollte die Krone auf einen Neffen übergehen. Doch dieser war ein großer Philosoph, er fürchtete die Verantwortlichkeit, die mit dem Throne verbunden ist; er verachtete den gemüthlichen König, der nichts gethan hatte, so wie seinen Nachfolger, der sich in alles mischte, er war weiser als alle, die ihn umgaben und kam vor lauter Weisheit nie zum Handeln. Eben darum erklärte er auch, daß er unter keiner Bedingung die Krone annehmen würde, möge König werden wer da wolle. Dieser Entschluß versetzte die Nation in große Unruhe; dreimal baten die Großen des Landes, er möge sich des Volkes erbarmen und den Thron besteigen, doch dreimal schlug er ihn aus. Viele dachten jetzt an den verschollenen König, doch niemand wußte, wo er hingerathen und ob er noch lebe. Und als der Jude nun zufällig von dem betrunkenen Juhasz hörte, daß der König in der Schäferei lebe, da freute er sich sehr, denn er machte gleich einen Plan, wie er ihn für guten Lohn in

die Hauptstadt führen und zum Throne verhelfen könne. Solche Gedanken beschäftigten ihn, bis sie zur Hütte gelangten, wo der König im Lehnstuhl saß und mit dem Vogel Goldschweif spielte, der ein Rad schlug wie ein kleiner Pfau. Als der Jude eintrat, dachte er nicht mehr viel an den Vogel, wegen dessen der Schäfer ihn eigentlich hierher geführt hatte, die Entdeckung des Königs war ihm viel wichtiger. Doch als er das wunderbare Thier erblickte, da erblaßte er vor freudigem Schreck, denn er sah auf den Schwanzfedern des Wunderthieres in hebräischer Schrift deutlich die Worte geschrieben:

Wer meinen Kopf ißt,
Der wird König;
Und wer mein Herz ißt,
Kriegt Geld, nicht wenig.

Als der Jude dies sah, dachte er: Juchhei! da kann ich ja selbst König werden, nur der Vogel muß erst mein gehören. Und er sagte: „Da habt Ihr ein seltenes Thier, ich habe zwar schon einmal von einem solchen gehört, doch es war schöner, denn

es war ein Männchen und gehörte einer Gräfin, die ſechshundert Dukaten dem bot, der das Weiblein zu dem Vogel ihr ſchaffen könnte."

„Schade, daß die Gräfin unſern Goldſchweif nicht zu Geſichte bekam," meinte der König, „aber ſechshundert Dukaten ſind kein Preis für ihn, ſo ſehr ich wünſche, daß Männchen und Weibchen zuſammen gebracht würden."

„Alſo Ihr wäret geneigt, das Thier zu verkaufen?" fragte lächelnd der Jude.

„Ich hätte nichts dagegen; er gehört aber eigentlich den Knaben, die haben gar großes Gefallen an dem Goldſchweif," erwiderte der König.

Und Lajos und Gabor kamen eben in die Stube geſprungen und lockten den Vogel, der abermals ein Rad ſchlug. Und die bedeutungsvollen Worte trafen wieder das Auge des Juden und er rief aus: „Bei meiner Seele, das Thier hat es mir angethan, ich wäre im Stande ein Narr zu ſein und ſechshundert Dukaten dafür zu geben!"

Der König ſprach: „Ich bin kein Jude und feilſche nicht, darum ſage ich ganz einfach, für

ſechs Tauſend Dukaten gebe ich ihn her, denn das genügt, die Kinder für zeitlebens zu verſorgen; doch anders iſt er mir nicht feil."

Der Jude ſchlug ſchnell ein, denn die Knaben ſchrieen: „wir wollen unſern Goldſchweif nicht verkaufen!" und er fürchtete, der König könnte ihnen Gehör geben. Dieſer aber ſprach: „Meine Kinder, das verſteht Ihr nicht. Ihr wollt eſſen und trinken, das kann man nicht umſonſt haben in der Welt, darum müßt Ihr es Euch gefallen laſſen, daß ich den Goldſchweif für Euch verkaufe."

„Das verſteht ſich," — meinte der Jude, indem er das Geld aus der Taſche zog und dem König übergab. — „Das Geſchäft iſt abgemacht und es iſt nicht zu Eurem Nachtheil ausgefallen. Ich aber bin ein närriſcher alter Kauz, ich habe mich mein Leben lang erbärmlich geplagt, um ſo viel Geld zu machen und jetzt gebe ich es leichtſinnig her für einen Vogel; ich bin aber ganz verliebt in den Goldſchweif." Und er nahm den Vogel, ſteckte ihn in den Käfig und trug ihn fort.

Gabor und Lajos ärgerten ſich ſehr, daß ihr

Vogel verkauft worden war und sie wollten wissen, was mit ihm geschehen werde. Sie schlichen sich daher unbemerkt aus der Hütte und eilten dem Juden nach. Sie bemerkten, daß dieser sich öfter umsah, ob ihm nicht jemand folge und da wurden sie gewaltig böse, daß die Dohle ihnen krächzend nachflatterte, weil sie fürchteten, daß sie sie verrathen würde. Lajos versuchte sie zum Schweigen zu bringen, aber vergebens, Gabor erwischte sie daher ungeduldig und drehte ihr den Hals um, damit sie stille sei und steckte sie in die Tasche; dann gingen sie rasch dem Juden nach, der eben um die Ecke des Hügels gebogen hatte und so ihren Augen entschwunden war. Auf der Höhe da theilte sich der Weg, die eine Straße führte nach der Stadt, der andere in den nahen Wald und die Kinder liefen auf der Heerstraße fort, wo sie glaubten, den Juden zu erreichen, doch sie konnten keine Spur von ihm wahrnehmen.

„Der Jude muß in den Wald gegangen sein," meinte endlich Gabor und wandte sich dahin, Lajos folgte schnell und sie erblickten bald den alten Mann

unter einem Baume ſitzend. „Was kann er wohl thun?“ dachten die Knaben und verſteckten ſich hinter einem Buſche im Rücken des Juden; da ſahen ſie zu ihrem Schrecken den Goldſchweif auf dem Boden liegen. „Was hat der Satan mit dem armen Thiere vor?“ jammerte Lajos. Doch Gabor hielt ihm den Mund zu und wies mit dem Finger auf ihren Feind, der jetzt den Vogel aufhob und haſtig rupfte. Da ſahen die Kinder, daß es um den Goldſchweif ſchon geſchehen war, ſeine Federkrone, mit Blut beſpritzt, hing ſchlaff herab; der Liebling war todt.

Lajos konnte einen Schrei des Unwillens kaum unterdrücken, ein Blick des Bruders aber ermahnte ihn zu ſchweigen, denn der Jude blickte mißtrauiſch umher und fuhr fort den Vogel rein zu rupfen, dann ſchnitt er einen Stecken vom Baume und zog den Goldſchweif darauf wie auf einen Spieß.

„Der Kerl will ihn braten,“ rief Gabor halblaut, „ich werde ihm den Appetit ſchon vertreiben,“ und er zog die erwürgte Dohle aus der Taſche und rupfte ſie ebenfalls.

„Was haſt Du vor?“ fragte Lajos leiſe ſeinen Bruder.

„Du wirſt ſchon ſehen,“ — ſagte dieſer — „ſtöre mich nicht.“

Wie der Jude mit ſeiner Arbeit fertig geworden war, legte er den aufgeſpießten Vogel nieder und ſammelte Reiſer in der Nähe, um ein Feuer anzufachen, doch kaum hatte er ſich weggewandt, als der Knabe ſich hinter ihm ſchlich und raſch den Leichnam des Goldſchweifs mit jenem der Dohle vertauſchte, dann winkte er dem Bruder und ſie eilten ſchnell tiefer waldein.

„Sage mir, Gabor,“ — rief dieſer nun — „was thun wir mit dem armen Goldſchweif? Er war ſo ſchön und der ſchlechte Jude hat ihn getödtet. Ich werde ein Grab für ihn graben und da wollen wir das arme Thier begraben.“

„Nicht doch,“ ſagte Gabor, „der Jude iſt nicht dumm; ich ſage Dir, der Goldſchweif muß ein köſtlicher Braten ſein und da wollen wir ihn lieber ſelbſt aufeſſen.“ Und ſie machten raſch ein Feuer und drehten den hölzernen Spieß luſtig an dem-

ſelben, bis der Vogel gebräunt war und während der Jude einige tauſend Schritte von ihnen die zähe Dohle verſchluckte, in der Hoffnung, ein reicher König zu werden, aßen die Knaben mit dem größten Genuſſe den Goldſchweif, ohne zu ahnen, welches Königsmahl ſie genoſſen. Laſos verzehrte zuletzt noch den Kopf des Vogels und Gaber ſeine Leber und das Herz, das er dem Vogel zierlich unter dem linken Flügel geſteckt hatte. Dann machten ſie ſich auf und eilten durch das Dickicht mit der Abſicht, auf einem Umweg nach Hauſe zu gelangen, denn auf der graden Straße fürchteten ſie, den Juden zu begegnen, von dem ſie beſorgten, er könnte doch ihren Schabernack herausgefunden haben. Sie hatten ſich aber augenſcheinlich verirrt; es ward dunkel und endlich völlig Nacht, und ſie fanden noch keinen Ausweg aus dem Gehölz; ſie liefen immer weiter, doch der Wald wurde immer dunkler und endlich waren ſie müde geworden und ſtreckten ſich auf das trockene Laub und ſchliefen ein. Ihrer Gewohnheit gemäß erwachten ſie erſt am nächſten Morgen und als Gaber ſeine Arme über

seinen Kopf streckte und sich noch schlaftrunken reckte, da war er höchlich erstaunt, als er unter seinem Ellenbogen etwas klirren hörte. Er sprang auf und rieb seine Augen und guckte auf den Boden, und er sah, daß hier ein Haufe blanker Dukaten liege. „Da sieh einmal, Lajos," — rief er erfreut dem noch halbschlummernden Bruder zu: „sieh nur, was ich gefunden habe!" Lajos kam herbei und beide Burschen knieten nieder auf den Boden und klaubten die blanken Goldstücke zusammen.

„Das sind mir saubere Vögel," hörten sie aber eine rauhe Stimme hinter sich schelten und als sie sich umsahen, wurden sie einen Haiducken gewahr, der sie beide am Arm packte und rief: „Ihr kommt mit mir, Ihr schlechten Jungen, auf dem Stadthause werden wir schon herauskriegen, von wem Ihr das Geld gestohlen habt, Ihr kleinen Diebe Ihr, glaubt Ihr denn, daß die Gerechtigkeit schlafe? Freilich habt Ihr Euch gut versteckt im Walde, doch das hilft Euch alles nichts, Ihr werdet doch noch an den Galgen kommen."

„Lauf schnell," — rief jetzt Gabor seinem Bru-

der zu, indem er dem Holdrucken unversehens ein Bein stellte, daß er stolperte und dabei die Knaben losließ, — „eile zu den Eltern, daß sie sich nicht ängstigen, ich werde Dir schon bald nachkommen.“

Der Holdruck hatte vollauf zu thun, den losen Burschen, der sich mannhaft wehrte, wieder fest zu nehmen, so daß Lajos leicht davon eilen konnte. Dieser aber lief und lief ohne Aufenthalt über Stock und Stein, über Thal und Hügel. Wohl schaute er sich im Laufen ein paarmal nach dem Bruder um, doch hatte er ihn bald hinter den Bäumen aus dem Gesicht verloren, und so lief Lajos fort und bemerkte kaum, daß er auf der Landstraße zu einem Schlagbaum gekommen war, er kümmerte sich auch nicht viel darum, denn dieser war aufgezogen; doch wie er unter demselben fortlief, da fiel ihm plötzlich etwas Schweres auf den Kopf, und es schien ihm, als ob man ihm den Hut angetrieben hätte. Er griff mit beiden Händen darnach und bemerkte jetzt zu seinem größten Erstaunen, daß es eine große Goldkrone war, die ihm auf dem Haupte saß und von allen Seiten strömte das Volk

herbei zu ihm und rief: „Heil unſerem König! Eljen der junge Fürſt!“ Und die Großen des Reiches kamen und huldigten ihm auf der Straße, und ſetzten ihn in einen vergoldeten Wagen, dem ſechs Schimmel vorgeſpannt waren und führten ihn in die Stadt zum Königspallaſte.

Lajos glaubte zu träumen und wußte nicht wie ihm geſchah; doch es wurde ihm erklärt, daß das Volk einen König verlange und daß man daher beſchloſſen habe, einen blinden Mann hinter den Schlagbaum aufzuſtellen, der an einer ſeidenen Schnur die Krone von Zeit zu Zeit herablaſſen und wieder aufziehen ſolle, ſo lange, bis ſie jemandem gerade auf das Haupt falle und wen dieſer Zufall treffe, der ſolle König ſein.

Das Volk jubelte als es ſah, daß es wieder einen König habe und erfreute ſich des ſchönen Jünglings, auf den die Krone gefallen war; doch ſeine Freude wurde noch tauſendfach erhöht, als es ſich herausſtellte, daß Lajos der Sohn ihres früheren geliebten Königs ſei und man tanzte und lachte im ganzen Lande.

Jakob aber schickte gleich Boten nach der Schäferhütte, um seine Eltern und den Jahodz und die Suss abzuholen, und andere sandte er wieder, die seinen Bruder suchen sollten. Die ersteren eilten fort und kamen bald in die Stadt, in der der Jude wohnte und als dieser sah, daß Eilboten aus der Residenz sich nahten, zog er seine besten Kleider an und ging ihnen entgegen und rief: „Sucht Ihr den König?" Sie antworteten: „Du hast es errathen, wir sind gekommen, den König abzuholen; weißt Du etwas von ihm?" — „Wie sollte ich nicht!" antwortete der Jude, „da bin ich ja schon, denn ich bin Euer König und ich will Euch belohnen dafür, daß Ihr die ersten seid, die Ihr dies Glück dem Lande verkündet." Doch die Eilboten lachten ihn aus und jagten ihn fort wie einen Narren, und die Gassenbuben verhöhnten ihn und schrieen, wo er sich nur zeigte: „Vivat, König Mauschel! Vivat, König Mauschel!"

Die Boten langten endlich in dem abgeschiedenen Thale an, wo jetzt die tiefste Trauer herrschte. Die Königin weinte und Suss trauerte und der

König war voll Sorgen und hatte sogar seine Pfeife seit zwei Tagen nicht mehr angezündet, denn der Juhasz war selbst ausgegangen und hatte alle Schäferjungen ausgeschickt, die er entbehren konnte, um die Burschen zu suchen, die seit drei Tagen verschwunden waren. Doch alle waren erfolglos zurückgekommen, sie hatten nichts gefunden, als das Gefieder des Goldschweifs und die Königin fürchtete, die Räuber hätten ihre Söhne erschlagen. Doch der Juhasz tröstete sie noch immer. Als aber die Fremden plötzlich vor der Hütte erschienen und sich um den gemüthlichen König erkundigten, da erschrak auch der Juhasz, denn er wußte nicht, daß der Ordnungskönig todt sei und er befürchtete, der Jude habe zuerst die Kinder und dann den alten Herrn selbst an die Polizei verrathen und man komme nun, um die arme vertriebene Königsfamilie in den Kerker zu schließen. Er antwortete daher: „hier wohnt kein König, ich habe ihn nie gesehen, es ist niemand hier als mein alter Schwager und meine Schwester.“ Doch der König trat aus der Hütte, er erkannte die Boten, die oft in früherer Zeit an

seiner Tafel gespeist hatten, und rief mit königlicher Würde:

„Seinem Schicksale kann niemand entgehen, hier bin ich, thut mit mir was Ihr wollt, aber trennt mich nicht mehr von meinen Kindern und bestraft sie nicht dafür, daß ich ihr Vater bin. Seit zehn Jahren habe ich ruhig hier gelebt und habe keine Versuche gemacht, meine Krone zurückzuerlangen; böte man sie mir heute wieder an, ich würde sie nicht annehmen." Doch die Boten knieten nieder vor ihm und küßten seine Hände und erzählten ihm, sein Sohn Lajos sei König geworden und er habe sie abgeschickt, um seine Eltern und seinen Beschützer zur Königsburg zu geleiten.

Da erfreuten sich alle und der Zug begab sich triumphirend zu Hofe und das ganze Land war voll Jubel als es hörte, der alte König sitze wieder am Abend unter dem Lindenbaume im Schloßhofe und rauche seine Pfeife, und sehe zu wie das Volk sich freue. Der junge König aber regierte weise und er heirathete die kleine Susi, und den ehrlichen Juhasz, seinen Schwiegervater, ernannte er zum

Schafmeiſter des ganzen Landes und die alte Königin kochte wieder Klauſenburger gefülltes Kraut für die Hochzeitstafel des Sohnes, zu der jedermann eingeladen war und ſich der herrlichen Speiſe erfreute, denn unter der Regierung des Ordnungskönigs war ſie als revolutionäres Symbol unter Gefängnißſtrafe verboten worden.

Es giebt aber kein ungetrübtes Glück auf Erden, das fühlten die beiden alten Eltern des Königs Lajos wohl, denn von Gabor war keine Spur zu finden. Die Boten, die ihm nachgeſandt worden waren, hatten zwar bald den Haiducken aufgeſpürt, der ihn verhaftet hatte und hatten von ihm erfahren, daß er den vermeinten Dieb ins Gefängniß abgeliefert hatte, — ſie eilten nun dahin, doch die Zelle, in die man ihn geſperrt hatte, war leer, er war nicht zu finden. Der Kerkermeiſter ſchien erſtaunt darüber und behauptete, der Gefangene müſſe entflohen ſein, doch die Gitter am Fenſter und die Schlöſſer und Riegel an der Thür waren unverſehrt. Die Boten ſchloſſen daher den Kerkermeiſter in die leere Zelle, mit dem Bedeuten, daß er darin

bleiben werde, so lange, bis er die Wahrheit gestehe. Und so gestand dieser nun, daß, als er am Morgen zum Gefangenen gekommen war, um sein Strohlager aufzurütteln, habe er darunter einen Haufen von Dukaten gefunden. Da er nun den Delinquenten, ehe er ihn einsperrte, genau durchsucht habe und daher wußte, das Geld könne nur auf übernatürliche Weise in den Kerker gerathen sein, so konnte er nicht länger daran zweifeln, daß dieser ein großer Zauberer sei und deßhalb habe er ihn, ohne sein Geld anzurühren, entlassen. Die Boten gaben nun den Kerkermeister frei, obgleich der letzte Theil seiner Aussage einigen Zweifel bei ihnen erregte, da es sich bei der Hausuntersuchung herausstellte, daß er wirklich im Besitz einer größern Menge von Dukaten war, als sich von seiner geringen Besoldung ersparen ließ. Jede weitere Spur des Flüchtlings aber war verloren und die Boten kehrten unverrichteter Dinge zum Hofe zurück. König Lajos setzte einen hohen Preis auf jede Nachricht, die zur Entdeckung des Bruders führen könnte — doch ohne Erfolg.

Gabor war aus dem Gefängniſſe, nachdem er den Kerkermeiſter beſtochen hatte, ſchnurſtracks über die nächſte Grenze gelaufen. Im erſten Städtchen des Nachbarreiches vertauſchte er ſeine Bauernkleider mit anſtändigeren Gewändern, gab ſich für einen Kaufmann aus und reiſte als ein ſolcher im Lande herum, was er um ſo leichter thun konnte, als er jeden Morgen unter ſeinem Kopfkiſſen hundert Dukaten fand. Er machte damit die beſten Geſchäfte und ſein Reichthum mehrte ſich erſtaunlich, denn die Verhältniſſe des Königsreichs, in dem er lebte, waren von der ſonderbarſten Art. Es beſaß alles, was dem Menſchen wünſchenswerth erſcheint; fruchtbar in der Ebene und goldreich in den Gebirgen, war es von einem Volke bewohnt, das ſich durch Induſtrie und Kunſtfertigkeit auszeichnete; die Natur hatte es freigebig mit ihren beſten Gaben geſegnet, alle Genüſſe des Lebens boten ſich hier in Fülle, nur eines fehlte — das Geld. Man konnte von einem Ende des Reiches bis zum andern reiſen, ohne daß man ein einziges Goldſtück oder einen Silberling gefunden hätte, ſelbſt das Kupfer gehörte

zu den Seltenheiten. Vergebens prägte man in den Münzhäusern des Reiches den Ertrag der Gold- und Silberbergwerke zu Geld; doch kaum war es durch den Staat ausgegeben, als es wieder verschwand, es war, als ob es der Abgrund verschlungen hätte und die Zeichen, die statt des Metalles cursirten, wechselten täglich im Werth und galten bald mehr bald weniger. Denn in der Hauptstadt kamen täglich zu einer bestimmten Stunde eine Anzahl reicher Männer zusammen und setzten fest, was das Geldzeichen an diesem Tage werth sein solle, ohne daß man wußte warum. Und was das Sonderbarste war, diese weisen Männer waren nicht die Tugendhaftesten und Besten des Landes, auch gehörten sie nicht zur Regierung, im Gegentheil, die Regierung war sehr unzufrieden mit ihnen und kümmerte sich nicht um ihre Werthsbestimmung. Doch das Volk, das diese weisen Männer nicht selbst eingesetzt hatte, sie auch weder achtete noch liebte, nahm ihren Ausspruch als unwandelbare Regel an und so sehr es auch murrte, wenn das Geld, selbst in der Tasche, von heute auf morgen

entwerthet wurde, unterwarf es ſich doch den willkührlichen Beſtimmungen wie einem Orakelſpruch. Kein Menſch verſtand dieſe Wirthſchaft, es ſchien als wenn ein Fluch auf dem Lande ruhe; doch die Geldzeichen circulirten raſch von Hand zu Hand, jedermann bemühte ſich, ihrer los zu werden, der Luxus ſtieg von Stunde zu Stunde, Fabriken und Handwerke waren in voller Thätigkeit, während die ganze Welt ſich beklagte. Am allerübelſten war der König daran; je mehr er der Geldzeichen anfertigen ließ, um ſo geringer wurde ſein Einkommen, er machte ein Anlehen nach dem andern, doch das half nichts, denn der Credit erſchöpfte ſich immer mehr, er verpfändete daher erſt ſeine Einkünfte und endlich ſogar ſeine Krone. Und als alles dies noch kein Gold und Silber erzeugte, da ließ er durch das ganze Reich verkünden, daß wer das Land von dem Fluch erlöſen und Gold und Silber wieder zum Vorſchein bringen könne, der ſolle die Hand der Prinzeſſin erhalten und der erſte Mann ſein nach dem Herrſcher. Als Gabor dies hörte,

ging er gleich zur Residenz und stellte sich dem Könige vor und bot ihm das Gold an, um die Krone auszulösen, aber nur unter der Bedingung, daß alle die Geldzeichen aus dem ganzen Lande auf den Schloßhof gebracht und dort öffentlich verbrannt würden und jene Weisen, die diese Zeichen nach ihrer Willkühr entwertheten oder im Preise erhöhten, alles Gold und Silber, was sie in ihren Kellern sorgsam bewahrten, auf den Altar des Vaterlandes niederlegen müßten, um die Leute zu entschädigen, die sie an den Bettelstab gebracht hatten, sie selbst aber sollten, um die Segnungen der Ordnung vollkommen genießen zu lernen, für drei Jahre der Armee als gemeine Soldaten eingereiht werden. Dem König gefiel der Plan; er ließ es daher verkünden, es habe sich ein Weiser gefunden, noch weiser als die Weisen und dieser besitze das Mittel, durch welches der Fluch vom Lande abgewendet werden könne. Der König wolle daher dem weisen Retter des Vaterlandes seine Tochter vermählen und lade zur Hochzeit das ganze

Land ein; doch jeder müsse sämmtliche Geldzeichen, die er besitze, am Vorabend der Feier mit sich bringen. Auch die Nachbarfürsten wurden alle zum Feste geladen und König Lajos mit der Königin Susi und mit seinem gemüthlichen Elternpaare machten sich auf und begaben sich zum Feste. Und als sie am Abend in die Residenz des Nachbarkönigs gelangten, da sahen sie im Schloßhofe ein ungeheures Freudenfeuer und das ganze Volk, einer nach dem andern, warf seine Münzzeichen hinein und der Schatzmeister des Königs zahlte jedem die Hälfte des Nennwerthes in Gold und Silber auf die Hand und alle jubelten, weil sie wußten, daß dies Metall aus den Kellern der Weisen herausgeholt war, die so ihre Schuld sühnten.

Und als Lajos in den Pallast eintrat, da kam ihm der König mit der ausgelösten Krone auf dem Haupte entgegen und an seiner Seite stand Gabor mit seiner schönen fürstlichen Braut und als er seinen Bruder und seine Eltern sah, da stürzten sie einander in die Arme und die Könige schlossen ein

Freundschaftsbündniß für ewige Zeiten, und Gabor wurde zum Schatzmeister für beide Länder ausgerufen, und beide Brüder Lajos und Gabor leben noch jetzt in Glück und Herrlichkeit, wenn sie seitdem nicht gestorben sind.

Berlin, Druck von Gustav Schade,
Oranienburgerstr. 17.